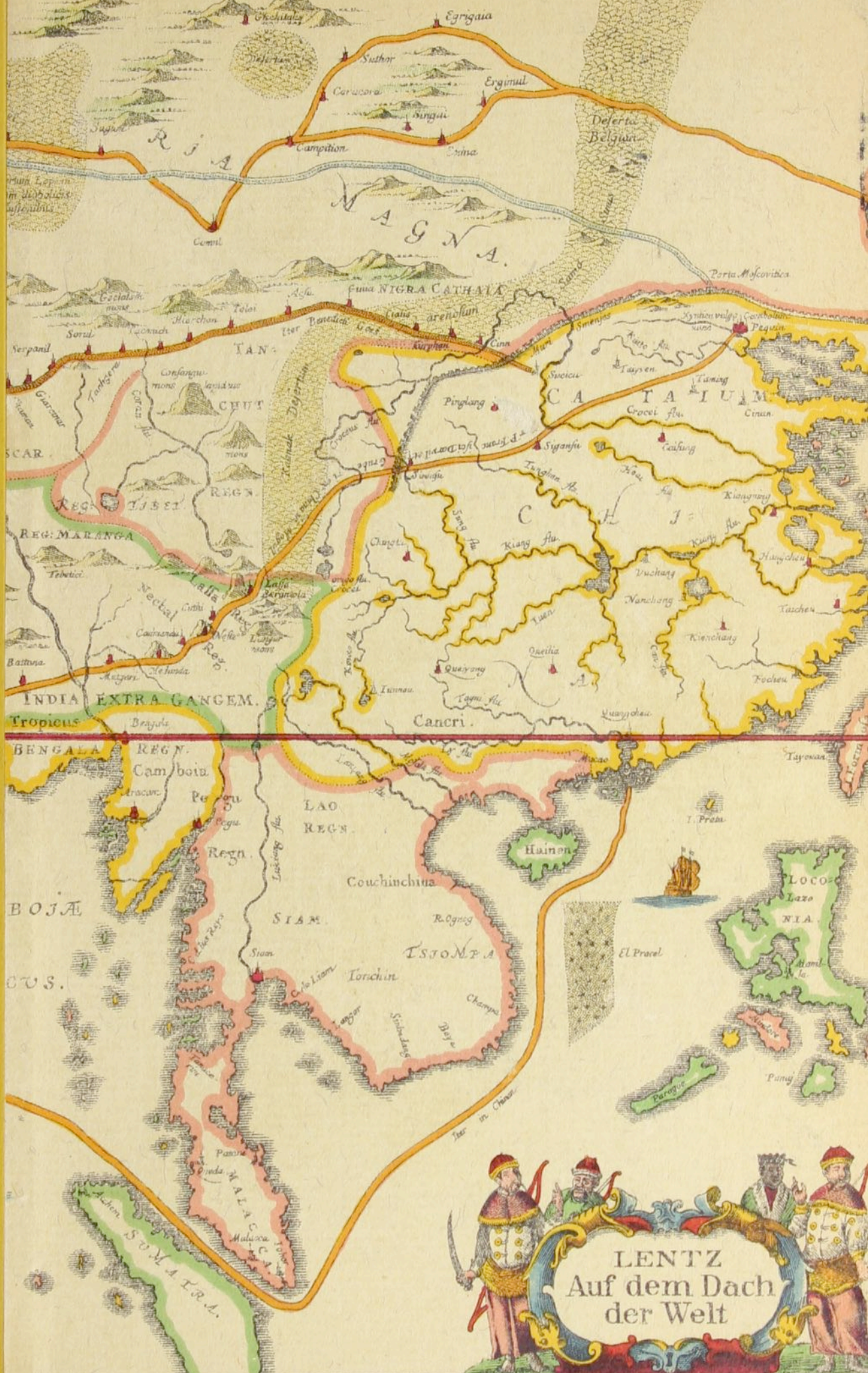


ubi Asbestos lapis effoditur



LENTZ
Auf dem Dach
der Welt

General Jarving
Stockholm 1932.

WOLFGANG LENTZ / AUF DEM DACH DER WELT

WOLFGANG LENTZ

Auf dem Dach der Welt

...

*Mit Phonograph und
Kamera bei vergessenen
Völkern des
Pamir*



DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT

G

M

BERLIN

B

H

Die Asienkarte auf den beiden äußeren Buchdeckeln ist dem
Werk „China monumentis qua sacris qua profanis“
von Athanasius Kircher, Amsterdam 1667, entnommen.

Erklärung der häufiger vorkommenden frem-
den Namen und Ausdrücke, Verzeichnis der
Karten und Abbildungen sowie ausführliche
Inhaltsangabe am Schluß des Buches

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1931 by Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H.,
Berlin

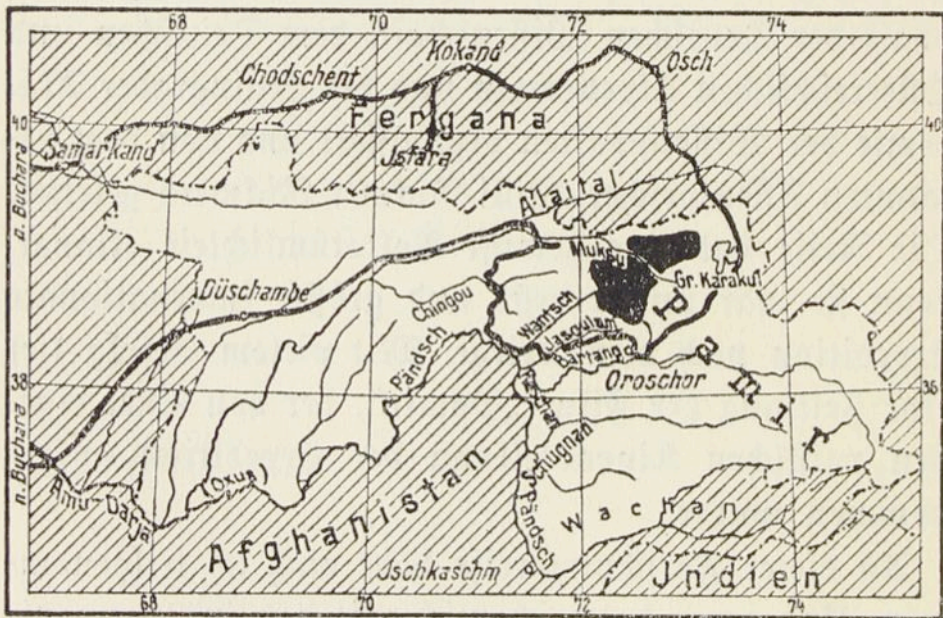
Die Deutsch-Russische Pamir-Expedition.

Im Sommer 1928 führten deutsche und russische Forscher und Alpinisten gemeinsam eine Expedition nach Russisch-Turkistan und dem Pamirgebirge aus. Das Unternehmen wurde von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, dem Deutschen und Österreichischen Alpenverein und der Leningrader Akademie der Wissenschaften organisiert und von dem bekannten Asienforscher Willi Rickmer Rickmers geleitet. Die Reise hat eine gewisse Volkstümlichkeit erlangt, denn sie war unsere erste und größte internationale Expedition nach dem Kriege. Mit vielem Erfolg lief eine Zeitlang der Film „Pamir“, der von einer eigenen russischen Kinoabteilung der Expedition aufgenommen wurde.

An dieser Forschungsreise habe auch ich teilgenommen. Und zwar hatte ich mich mit den indogermanischen Restvölkern am Pamir zu beschäftigen, welche die Wissenschaft seit langem interessieren, über die aber unsere Kunde bis dahin recht dürftig war.

Ausgerüstet war ich für Photo- und Kino-, sowie auch für Sprach- und Musikaufnahmen. Für unsere Expedition war eine moderne elektromagnetische Diktiermaschine, die ursprünglich für Bürozwede gebaut und für elektrischen Antrieb bestimmt war, hergerichtet und mit einem Uhrwerk mit Gewichtsantrieb versehen worden, weil wir auf der Reise keinen Strom erzeugen konnten. Zum Ersatz führte ich einen einfachen Reisephonographen mit Wachswalzen nach dem alten Edisonprinzip mit.

Ich verließ Berlin schon zu Ende März und begab mich über Leningrad und Moskau nach Taschkent, um



Die Pamirgebiete

von dort aus zunächst die Verhältnisse der turkistanischen Ebene kennenzulernen. Zweimal besuchte ich das Dorf Isfara in der Ferganaebene und besichtigte die Stätten der alten iranischen Hochkultur des Landes, Samarkand und Buchara.

Im Juni begab ich mich mit der Expedition von Dsch im Ferganatal südlich über den Großen Karakul in das Gebiet des Flusses Tanimas. Während die Hauptexpedition am Oberlauf dieses Flusses arbeitete, reiste ich stromabwärts und besuchte die Tadschikdörfer am oberen Bartang. Die Kameraden zogen danach wieder östlich ihres Arbeitsgebietes ab. Ich dagegen wandte mich mit einem unserer Expeditionsärzte, Dr. Kohlhaupt, nach Norden in das fast gänzlich unerforschte Tasgulantal, ging weiter durch das Wantsch-, Pandsch- und Chingoutal in das untere Maital, traf mich dort mit einem Teil der Expedition und reiste dann allein westwärts nach der Hauptstadt von Tadschikistan, Duschambe, um dort und hernach in Taschkent meine Studien zum Abschluß zu bringen und später über Moskau heimzukehren.

Meine Aufgabe führte mich auf der ganzen Reise zu Menschen, und zwar zu den Angehörigen eines bestimmten Volkes. Die Arbeit der übrigen Teilnehmer war hauptsächlich geographisch-naturwissenschaftlicher Art. Wer sich über den Reiseverlauf im allgemeinen und die ersten wissenschaftlichen Ergebnisse unterrichten will, sei verwiesen auf die vorläufigen Berichte

der deutschen Teilnehmer im zehnten Heft der von der Notgemeinschaft herausgegebenen Schriftenreihe Deutsche Forschung (1929) und auf Rickmers Buch *Alai! Alai!* (1930). Auch unsere russischen Kameraden ließen einen Allgemeinen Bericht erscheinen als erste Lieferung der Abhandlungen der Pamirexpedition 1928. Ein zusammenfassendes Werk über die deutschen wissenschaftlichen Ergebnisse wird von der Notgemeinschaft im Verlag von Dietrich Reimer in Berlin herausgegeben werden.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und der Preussischen Akademie der Wissenschaften in Berlin sowie allen sowjetrussischen Behörden, Institutionen und Fachgenossen auch an dieser Stelle meinen Dank zu sagen für das allseitige Interesse und die Unterstützung, die sie mir bei der Durchführung der Expedition erwiesen haben. Dank sei auch der Sowkinogesellschaft in Moskau, dem Museum für Völkerkunde in Berlin und den Herren Rickmers und Finsterwalder, die mein eigenes photographisches Material für die besonderen Zwecke dieses Buches ergänzt haben, und endlich der Deutschen Buch-Gemeinschaft für die ansprechende Form, in die sie das Werk gekleidet hat.

Pamir, der Völkerriegel Asiens

Wo liegt der Pamir?

Europa nennen wir einen Erdteil. Die einzigartige Bedeutung dieses Fleckens Erde für die Entwicklung der heutigen Weltkultur gibt uns ein Recht dazu. Aber im Vergleich mit Asien, seinem mächtigen Nachbarn, erscheint unser Kontinent wie ein Anhängsel des östlichen Giganten, wie eine Halbinsel des größten der Erdteile.

Den Trennungsstrich zwischen beiden zieht man gewöhnlich längs des Uralgebirges. In Wirklichkeit besteht ein tiefer und alter Zusammenhang zwischen ihnen, so daß man mit Recht von einem eurasischen Kontinent gesprochen hat.

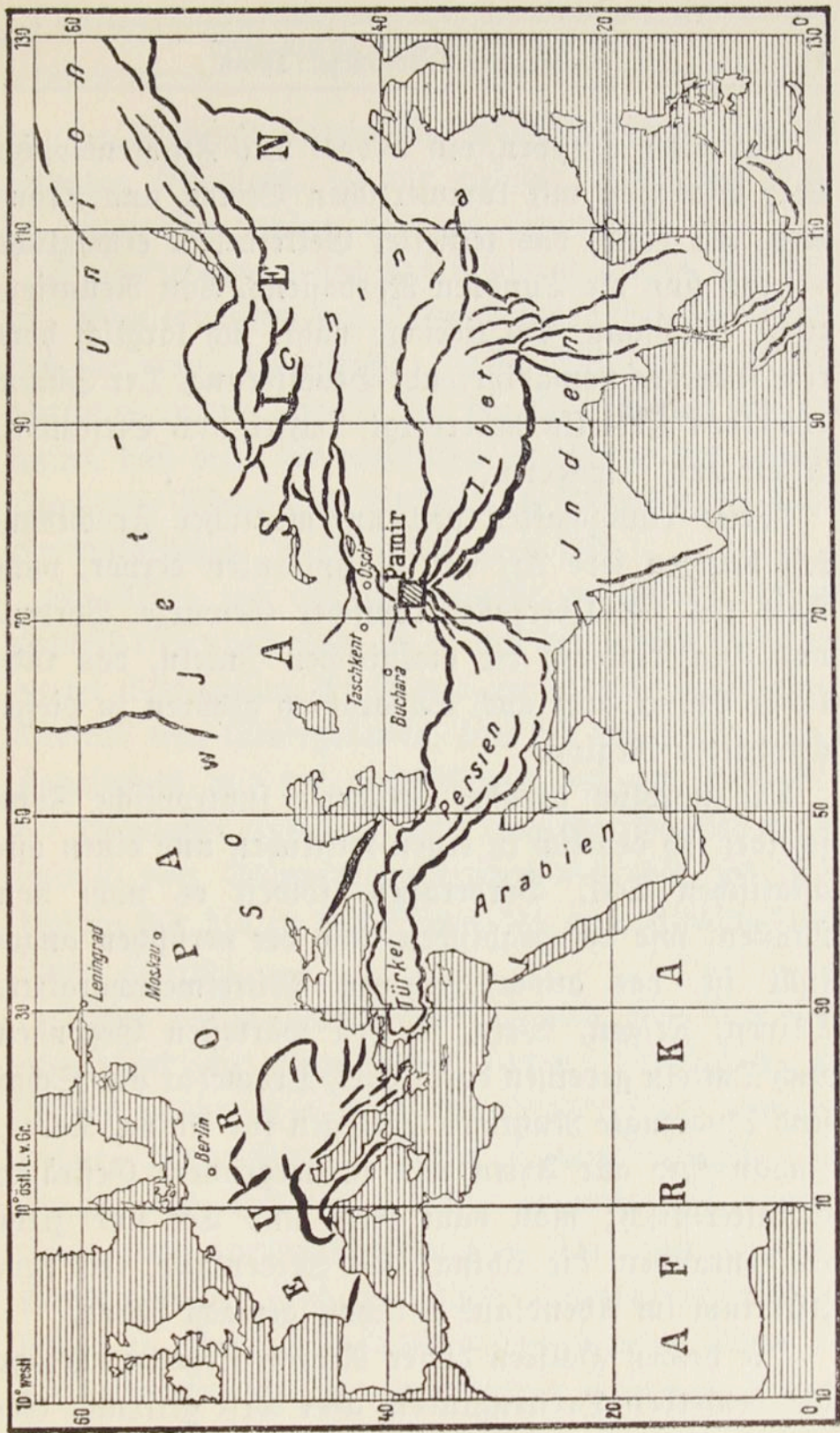
Das weite sibirische Flachland setzt sich in die osteuropäische Tiefebene fort, und diese geht in die nordeuropäische Niederung ohne natürliche Grenze über. Charakteristisch für diesen Flachlandgürtel sind reiche Waldbestände von Laub- und Nadelhölzern. Die Vegetation der Waldzone, die den größten Teil Sibiriens

und Osteuropas ausmacht, ist eng mit der nord- und mitteleuropäischen Waldflora verwandt.

Auch der Süden Eurasiens weist in sich auffallende Gleichmäßigkeiten auf — bei allen örtlichen Verschiedenheiten der weiten Spanne von der iberischen Halbinsel bis hin zu der malaiischen Inselwelt. Sein Charakter ist ausgesprochen gebirgig. Während die Küste des Doppelfontinents im Norden verhältnismäßig gering gegliedert ist, schiebt er in die südlichen Meere eine bemerkenswerte Zahl von Halbinseln vor, wie Italien, wie die beiden Indien. Klimatisch fallen diese Gebiete sämtlich bereits in die subtropische und tropische Zone.

Weltenfern ist der Gegensatz von Nord und Süd. Er ist in Europa zu allen Zeiten bemerkt und beschrieben worden von denen, die über die Alpen gezogen sind. Diesseits oder jenseits standen sie einer fremden Welt gegenüber.

In Asien steigert sich der Unterschied durch die größere Erstreckung. Kein anderer Erdteil vereinigt in sich klimatische Gegensätze wie dieser! Dort mißt man im Norden die größte überhaupt auf der Erde beobachtete Kälte, 70 Grad im Januar in Werchojansk, und die größte Hitze in Vorderasien bei Bagdad mit 78 Grad im Sande. Im höchsten Norden von Asien beträgt die mittlere Jahrestemperatur —15 bis —17 Grad, dagegen im östlichen Vorderindien +28 Grad.



Seite des Pamir

Baumlose Steppen, ein Moos- und Flechtenteppich über Eisboden mit kümmerlichen Beeren und Kräutern, ein Land, das keinerlei Getreidebau ermöglicht — das sind die Tundren Nordasiens. Von Rentierzucht, Fischfang, Pelztierjagd nährt sich kärglich dort eine spärliche nomadisierende Bevölkerung. Der Süden desselben Erdteils beherbergt Büffel und Elefanten, Affen und Papageien.

Weite Landschaften voll unermesslicher Fruchtbarkeit bringen jede Art von Nutzpflanzen hervor, vom Reis bis zur Überfülle tropischer Gewürze. Vorder- und Hinterindien, die malaiischen Inseln, das südlichste China, aber auch Südarabien gehören zu dieser gesegneten Region.

Die nördlich darüber gelagerte subtropische Zone scheidet sich deutlich in einen westlichen und einen ostasiatischen Teil. Vorderasien, soweit es nicht von Wüsten, wie der arabischen, wie der persischen angefüllt ist, hat ausgesprochenen Mittelmeercharakter. Oliven, Feigen, Wein, in den wärmsten Gegenden auch Datteln gedeihen dort; Esel, Dromedar und Schaf sind bevorzugte Nutztiere. Dagegen für China, Korea, Japan sind alle Arten von immergrünem Gesträuch charakteristisch; man baut Reis und Tee und zieht Seidenraupen, die China, das Seidenland, seit dem Altertum im Abendland berühmt gemacht haben.

Die beiden Hälften dieser Region liegen ungefähr auf denselben Breitengraden, aber weit getrennt. Ge-

waltige Gebirge türmen sich zwischen ihnen auf. Es sind der Himalaja, der die höchsten Gipfel der Erde in seiner Mitte trägt, und der Hindufusch.

Diese Bergketten sind das Rückgrat Asiens. Sie sind die Abwehrmauern des Südens gegenüber der Unbill des Nordens. So gleichen sie in Funktion und Bedeutung unsern Alpen. Ja, die Wissenschaft hat erkannt, daß diese die westlichen Ausläufer der großen Querachse Asiens sind, die sich nach Südosten bis durch die malaiischen Inseln verlängern läßt.

In Asien, wo alle Verhältnisse gegenüber unserm Erdteil riesenhaft sind, ist es mit dem einen Gebirgsgürtel nicht genug. Er ist nur die südliche Seite eines Dreiecks von Gebirgsketten, das sich im Zentrum des Kontinents mit der nördlichen Spitze im Nordosten der Mongolei aufbaut. Jene Gebirge schließen einen Gürtel von Steppenlandschaften ein, der sich nach Westen hin bis in den Süden des europäischen Rußlands fortsetzt.

Dieser weite Landstreifen erstreckt sich über sehr unterschiedliche klimatische Zonen. Vorzüglich im Westen erfährt er ausreichende Niederschläge, um eine frische, sommergrüne Weide hervorzubringen. Im Herzen des Erdteils erscheint er meist als trockene Steppe mit hartem Gesträuch im Übergang zur Salzsteppe und schließlich zur Wüste. Das westlichste China besitzt in Gobi und Taklamakan Sand-, Tibet hat viele Steinwüsten, die in größeren Höhen in Schnee-

regionen, nach unten dagegen in spärliche Hochsteppen übergehen.

Charakteristisch für die asiatischen Steppen und Wüsten ist, daß sie große zentrale Becken darstellen, die keinen Abfluß haben. Dadurch scheidet sich die Mitte Asiens grundlegend von den peripheren Gebieten, die den angrenzenden Meeren zu entwässern. Außerlich macht Innerasien den Eindruck von Hochländern von der Art Arabiens und Vorderindiens. In seinem Aufbau ist es jedoch von diesen wesentlich verschieden. Die südasiatischen Tafelländer sind nämlich — wie das benachbarte Afrika — durch flache Lagerung der Gesteinschichten entstanden. Dagegen die Hochländer Innerasiens sind Faltenzüge, deren Hohlräume nachträglich durch Schutt, Sand, Staub, Kies der umliegenden Gebirge oder durch Süß- und Salzwasserablagerungen ausgefüllt sind.

Die westliche Spitze des innerasiatischen Gebirgsdreiecks wird dadurch gebildet, daß die von Nordosten streichenden Randgebirge der Taklamakan in ihrer Verlängerung dicht an die südliche Barriere, den Hindukusch, herantreten. Inmitten dieser charakteristischen Einschnürung der Gebirgsfaltungen liegt eine Hochsteppe von durchschnittlich 4000 Meter Höhe, besser gesagt, eine Reihe von Hochsteppen: Es sind die Pamire oder, wie man gewöhnlich sagt, der Pamir, das Dach der Welt.

Das Pamirgebiet wird nicht nur nach Norden und

Süden, sondern auch im Osten von hohen Randgebirgen umschlossen. Nur nach Westen hin dacht es sich flacher ab. Hier entwässert es nach dem Pändsch oder Amu-Darja zu. Das ist der alte Drus mit seiner charakteristischen zweimaligen Umbiegung: einmal, wo er sich vom Hindufuschverlauf steil nach Norden abwendet, das zweitemal bei seinem Eintritt in die Berge von Mittelbuchara.

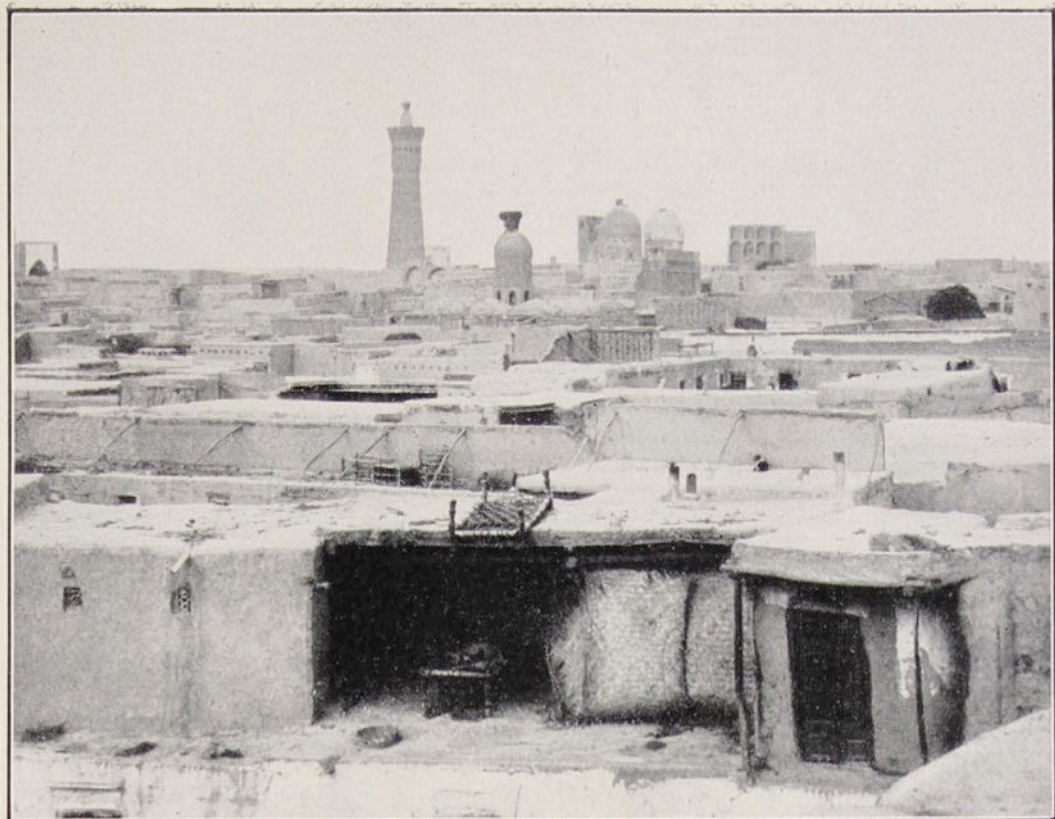
Nach Klima, Bodenbeschaffenheit, Fauna und Flora — soweit alle diese bisher überhaupt erforscht sind — hat der Pamir zentralasiatischen Charakter und gehört mit dem südöstlich angrenzenden Tibet zusammen. Der Westabhang des Berglands dagegen ist in allen diesen Hinsichten scharf von diesem selbst unterschieden und leitet allmählich in die turanische Ebene über.

Diese Niederung erstreckt sich westlich bis zum Kaspischen Meer, wird südlich vom Hindufusch begrenzt und geht im Norden in die sibirische Tiefebene über. Sie schließt an die mittelasiatische Gebirgs- und Steppenzone an, zu der sie recht eigentlich den Vorhof bildet. Zugleich stellt sie den Übergang nach Vorderasien dar. Den größten Teil des Gebietes füllen Steppe und Wüste. Aber entlang den Strömen Drus und Sarartes, den heutigen Amu- und Sir-Darja, und ihren Nebenflüssen zieht sich altes Kulturland, teilweise in Dasen von unerhörter Fruchtbarkeit.

Welche Bedeutung hat der Pamir?

Ein mannigfaltigeres Landschaftsbild, als es die Länder um den Pamir bieten, kann nicht gedacht werden. Tief sind daher die Unterschiede in Kultur und Wirtschaftsform ihrer Bewohner. Wüste und Hochgebirge scheiden für längeren Aufenthalt von Menschen aus. So ist der Gegensatz, der Zentralasien beherrscht, der von Dase und Steppe. Seit alten Zeiten siedelt in den Dase eine sesshafte Bevölkerung, die Steppe dagegen ist das Reich der Nomaden.

Unübersehbar ist die Flut von Völkern, die im Laufe der Geschichte über Mittelasien dahingebraust ist. Gerade hier im Herzen des Erdteils haben sich wiederholt Völkerverschiebungen von ungeheuren Ausmaßen vollzogen, deren Erschütterungen bis nach Europa fortgewirkt haben. Aber soviel und sooft Stämme auftreten, erobern oder abgeschlagen werden, Vorhandenes zerstören, verdrängen oder aufnehmen — der naturgegebene Gegensatz verleugnet sich nie, er bleibt das bewegende Moment der Geschichte Zentralasiens. Immer versuchen Ackerbauer, Kolonisationen durch geschickte Verwertung und Verbesserung der Wasserverhältnisse des Landes jeglichen anbaufähigen Boden nutzbar zu machen. Und immer wieder unternehmen es Nomadenhorden, von der Steppe hereinbrechend, ihnen den köstlichen Besitz streitig zu machen. Sie rauben und plündern, machen sich breit



Buchara mit Turm des Todes



Samarkand: Schahisindä



Dorf in den Steppen-Vorhügeln des Pamir



Pferdebasar in Düschembe

und werden schließlich Schüler und Nachfolger der Besiegten.

In alter Zeit war die Zahl der Dasein weit größer als heute. Ein reger Handelsverkehr verband die Königreiche am Oxus und Jaxartes mit einem Kranz von blühenden Siedlungen im Norden und Süden der Taklamakanwüste. Von dort aus führten uralte Straßen nach China, dem Seidenland, während im Westen direkte Verbindungswege mit Persien, Arabien und Syrien, ja bis zu den europäischen Mittelmeerlandern bestanden. Die meisten zentralasiatischen Dasein sind heute verfallen, eine Reihe von ihnen ist in neuester Zeit durch Ausgrabungen wieder ans Licht getreten.

Die geraden Verbindungswege der alten Hochkulturen Vorderasiens und Chinas kreuzen den Pamir. Das gibt diesem Gebiet eine einzigartige Schlüsselstellung. Wer den Pamir in der Hand hielt, beherrschte den Handel des mittleren Kontinents. Zwar gab es alte Karawanenstraßen von Europa nach dem Fernen Osten auch weiter nördlich, durch Südrußland und Sibirien. Sie führten aber vorwiegend durch Nomadenland; dort kann sich der Handel niemals so sicher fühlen wie unter festhaften Siedlern. Den Pamir umschlossen Länder mit festen Ansiedlungen nach allen Seiten.

Seine Bedeutung behielt das Gebiet auch, nachdem sich die wirtschaftlichen Verhältnisse an seinen Grenzen

verschoben hatten. Gerade um dieses Gebirgsland ist in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zwischen Rußland und England lange und heftig gestritten worden.

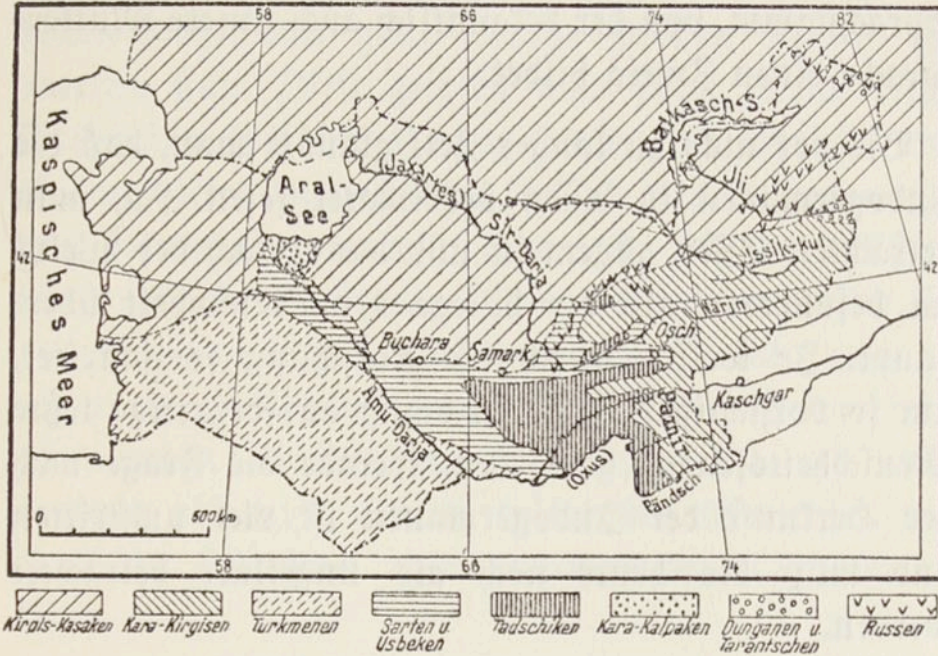
Teilweise führen die alten Handelswege über den Pamir selbst. Die ungeheure Ausdehnung der Hochfläche in solcher Höhe — im Gegensatz zu Gebirgen, zu Pässen, die man sonst überschreitet — wird ihr den Namen „Dach der Welt“ eingebracht haben. Die wichtigste der sogen. Seidenstraßen ging unmittelbar nördlich davon, durch ein pamirähnliches Hochsteppental, das Alaital. Dieser Weg, der Baktrien, das heutige Balch, mit dem Norden des Tarimbeckens verband, hat jetzt seine Bedeutung verloren; beiderorts sind die Dasen verödet. Das fruchtbare Fergana Becken steht dagegen heute noch über Pässe der sich nördlich vom Alaital erstreckenden Alaiberge in lebhaftem Handelsverkehr mit China.

W e r w o h n t a m P a m i r ?

Die jetzigen Herren des weiten Landstrichs vom Kaspischen Meer bis zur Wüste Gobi sind Türkstämme. Daher heißt das Land Turkistan, „Land der Türken“. Es gehört heute zu zwei Weltreichen. Man unterscheidet ein West- oder Russisch- und ein Chinesisch- oder Ost-Turkistan. Die Grenze bildet der Pamir, der ganz auf sowjet-russischem Boden liegt.

Das Land südlich des Oxus (Pändsch oder Amu-Darja) ist afghanisch.

Die Türken, die der Rasse nach mit den Mongolen verwandt sind, haben, von Nordosten kommend, einem



Bevölkerung der mittelasiatischen Sowjetrepubliken
(mit Benutzung einer Darstellung Machatscheks)

Strom vergleichbar, das Land überflutet und sind weiter nach Westen vorgedrungen. Am bekanntesten ist derjenige Türkstamm geworden, der das osmanische Reich gegründet und Konstantinopel zu seiner Hauptstadt gemacht hat. In der turkistanischen Ebene sind die Türken größtenteils sesshaft geworden, in der Steppe dagegen nomadisieren sie noch heute.

Vor den Türken wurde das Land bis hinein nach Chinesisch-Turkistan von einem andern Volk bewohnt, das von den Eindringlingen bis auf geringe Reste teils verdrängt, teils aufgesogen worden ist: es sind Iranier. Ihre Sprache gehört zum indogermanischen Sprachstamm, von der bekanntlich auch unsere Muttersprache einen Zweig bildet.

Bis vor nicht zu langer Zeit glaubte man, daß die Indogermanen in Asien beheimatet seien. Ja, man betrachtete Asien allgemein und das „Dach der Welt“ im besonderen als die Wiege der Menschheit überhaupt. Je weiter jedoch die Forschung fortschreitet, um so vorsichtiger ist sie in bezug auf derartige letzte Menschheitsfragen geworden. Gerade die Frage nach der Herkunft der Indogermanen ist viel umstritten und muß bis heute noch als ungeklärt betrachtet werden.

Die turkistanischen Iranier nennen sich selbst Tadschiken. Bekanntere Brüder von ihnen sind die Perser, die Kurden, die Afghanen. Von diesen sind die Perser, die im Westen von Iran wiederholt Weltreiche gegründet haben, für die Tadschiken von besonderer Bedeutung geworden. Noch vor dem Eindringen der Türken haben persische Kultur und Sprache das Land überschwemmt. Daher sprechen die Tadschiken der Ebene, soweit sie nicht bereits turkisiert sind, heute sämtlich Neupersisch.

An den Abhängen des Pamir dagegen hat sich alte iranische Art bis auf den heutigen Tag behauptet. Zwar kann man sich auch in den Gebirgstälern mit Persisch verständigen. Aber die Eingeborenen sprechen dort hoch altertümliche ostiranische Mundarten, von denen bisher nur ganz wenige Proben bekannt geworden sind. Diese zeigten aber schon, welche reiche Aufschlüsse über die älteren Stufen der Sprache und Kultur dieses interessanten Volkes von umfangreichem Material zu erwarten waren. Für die Wissenschaft war Eile geboten. Denn noch immer breitet sich das Persische auf Kosten der alten Dialekte aus — alle iranische Art fällt von Tag zu Tag mehr der fortschreitenden Turkisierung zum Opfer — und schon beginnt als letzte Schicht kulturellen Einflusses das Russische sich über diese zunehmende Mischung zu legen.

Quer durch die Sowjetunion

Die Hauptstädte

Won Rußland sprechen und von seinen beiden Hauptstädten schweigen, wäre wie die Rede von Muselmanen ohne Selam, ohne Gruß.

Gegrüßt sei die Nawa und der Kreml, aller Reichtum an künstlerischen Schätzen Leningrads und Moskaus sei gegrüßt.

Kein größerer Unterschied als der Aufbau dieser beiden Städte. Nun ja, man weiß, Moskau ist eine sehr alte Stadt und Leningrad verhältnismäßig jung. Aber das Prinzip, der Rhythmus ihrer Anlage ist auch anders.

Der imposanteste Teil von Leningrad ist das Museumsviertel an der Nawa, und Moskau hat den Kreml.

Majestätisch breit ist die Nawa; von ihr empfängt alles um sie her die Weite und Großzügigkeit. Alles ist Linie, große Flucht, Fläche.

An einem klarblauen Wintertag kletterte ich auf den Turm der Isaakskathedrale und umfasse einmal ganz das Bild der Stadt bis hin zum Meer. Alles ist geometrische Figur, meine Hände gleiten über das Bild und müssen es immer wieder, immer wieder nachzeichnen.

Ich zähle nicht auf, was man alles von dort oben her sieht. Einzelnes ist meinem Gedächtnis entschwunden, und wüßt ich's noch, würd' es niemandes Phantasie anregen. Aber den großartigen architektonischen Rhythmus dieser Stadt vergißt man nicht.

Die Gemmen der großen alten Sammlungen sind weltbekannt. So spreche ich nicht von den kostbaren Gemälden, Porzellanen, antiken Funden.

Man gehe zu den Heiligenbildern im Russischen Museum. Solch eine Sammlung gibt es in dem Umfang nicht woanders. Dort lerne man über russische Kunstanschauung, Religion, Volkskunde, Psychologie. Aber wer wollte das alles begrifflich fassen?

Man könnte sagen, daß den Meistern das offensichtlich gleichgültig sei, was wir im Abendland unter Bildbegriff verstehen. Die Figuren stehen da irgendwo im Raum. Sie müssen dort stehen, das ist klar, aber man weiß nicht, nach welchen Gesetzen. Die Konturierung ist von einer maßlosen Kühnheit. In ihrer Eindringlichkeit scheint sie viel mehr an das religiöse als an das ästhetische Gefühl zu appellieren. Hinwiederum sind die Farben von leuchtender Sinn-

lichkeit. Sie reißen aus dem Beschauer irgendein elementares Körpergefühl heraus, das bei uns durch Formvollendung und Konvention maßvoll gemacht oder unterdrückt wird.

Für uns von besonderem Interesse ist in der Eremitage die Sammlung skythischer Kunst. Es handelt sich hauptsächlich um Funde aus Gräbern nomadisierender iranischer Stämme, die in alter Zeit den Süden Rußlands bis tief hinein nach Asien durchzogen. Am Schwarzen Meer kamen sie in Berührung mit den Griechen, und dort hat man verschiedene Stappen der kulturellen Auseinandersetzung dieser „Barbaren“ mit der hellenischen Hochkultur aufgedeckt. Am erstaunlichsten wirken die vielen Goldarbeiten. Zunächst ist man von der Fülle und dem materiellen Wert überwältigt. Und dann verfolgt man die Motive. Die ältesten Stücke zeigen ganz eigenartige und charakteristische Tierdarstellungen, die nach rückwärts einstrahlen ohne Anknüpfung dastehen, die sich aus späterer Zeit aber weit im Norden in Sibirien wiederfinden. Dann dringt griechische Art ein, indem bald die fremde, bald die eigene Kunst Form oder Inhalt bestimmt. Endlich bildet sich eine Filigrankunst von einer Feinheit heraus, die den berühmtesten späteren Erzeugnissen dieser Technik nicht nachsteht.

Ist Leningrad die Stadt einer planvollen architektonischen Konzeption, so ist Moskau ausgesprochen malerisch. Da geht es kleine Hügel hinauf und hinab,

da gibt es noch alte, krumme Straßen, und da sind vor allem die herrlichen alten Festungsbauten. Im Vergleich zu der ewig gebrochenen, ewig lebendigen Linie Moskaus ist das Bild Leningrads ruhiger, nüchterner.

Moskau ist reich an Museen. Die Krone von allem ist der Kreml. Da liegen Kirchen und Schlösser, von einer trotzigen Mauer umgeben, auf einem Hügel, der die Stadt beherrscht. Sah man je eine solche Mauer? Eine Burgmauer aus einfachen Ziegelsteinen, mit kleinen Zinnen; wo man sie überblicken kann, steht man in dem Bann ihres herrischen Konturs. Und dann die Türme; runde und eckige, kleinere, große, jeder anders, alle ehrwürdig, freundlich und drohend — Glanz aus fernem Mittelalter.

In A s i e n

Bei meiner Abfahrt aus Moskau herrscht dort noch strenger Winter. Von der Grenze an durch das ganze europäische Rußland fahren wir durch endlose Ebenen mit sanften Hügeln, von leuchtendem Schnee wie verklärt, die Dörfer mit Strohdächern darin eingebettet, ein Bild wie das Meer: immer gleich, ewig wechselnd, von einem unwahrscheinlich blauen Himmel überwölbt.

Als wir eines Morgens aufwachen, ist alles verwandelt. Der Zug hat in der Nacht die Ausläufer des

Ural überschritten: wir sind in Asien. Unermeßlich dehnt sich die Steppe. Sand, überall Sand, der Himmel ist bewölkt, die Luft etwas drückend. Und da ziehen die ersten Kamele längs der Bahnstrecke. Flach flieht das Gestade des Aralsees nach Westen hinüber. Einige Schiffe mit gereiften Segeln, müde. Von fern blendet ein Silberstreifen aus dem Wasser, der Widerschein einer trüben Sonne. Hier sind die Sträucher noch nicht grün, aber sie haben schwellende Knospen. Auf den Bahnsteigen tummeln sich Kirgisen mit ihren phantastischen, breitgeschwenkten Pelzmützen.

Am nächsten Morgen sind wir schon auf turkistanischem Boden.

Hier ist alles saftiges Grün. Fern grüßen die Berge. Das heißt, wir wissen, daß sie weit weg sind. Sie sind schneebedeckt, sehen klein und nah aus. Die Landschaft scheint keine Perspektive zu kennen. Weiche Linien in fließendem Grün, ohne Tiefe, flächig wie Vincent malt und Gauguin, nur zarter. Russenkinder in weißen Kleidern bringen rote Frühlingsblumen zum Verkauf. Es ist Pascha, Ostern. Hier gibt es schon keine Häuser aus Stein mehr, Lehmbauten haben angefangen.

Je weiter wir nach Turkistan hinein kommen, um so mehr wird dieser Lehm, Löß genannt, zum beherrschenden Element der Landschaft. Der Löß ist der Inbegriff allen Reichtums der turkistanischen Ebene. Es ist feinsandige Tonerde, vom Wind zusammengetragen, sie macht die Dasen so fruchtbar. Gut bewässert,

bringt sie alles hervor, was nur auf fettestem Boden gedeiht: Reis, Baumwolle, aber auch Weizen, Aprikosen, überhaupt Früchte die Fülle.

Mit etwas Wasser vermischt, bildet der Löß einen idealen Baustoff. Bis in die neueste Zeit benutzen ihn Eingeborene wie auch die russischen Kolonisatoren zum Aufschichten der Häuser. Die letzteren fügen den Mauern noch etwas Verputz hinzu.

Scheint die Sonne auf den Lößboden, so ist das Land in wenigen Stunden ein Meer von Staub, ein Regentag verwandelt es in fußhohen Morast.

Noch ein anderes gibt der turkistanischen Dase ihr Gepräge: die vielen Pappeln.

In der turkistanischen Dase

Zwei Städte eines Namens

Taschkent, die frühere Hauptstadt von Russisch-Turkistan, ist nicht nur eine sehr interessante, sondern auch eine anmutige Stadt. Denn Taschkent, das sind zwei Ortschaften. Die Anmut findet man in der Russenstadt, und voll des Interessanten ist die Eingeborenenbesiedlung.

Breite schöne Straßen, meist herrliche Pappelalleen, laufen vom Mittelpunkt der Neustadt strahlenförmig nach allen Seiten und werden von anderen Alleen gekreuzt. Jener Mittelpunkt ist der sog. „Square“, ein hübscher Volkspark mit einer Reihe von Gasthäusern, wo besonders des Abends reges Leben herrscht. Taschkent hat Straßenbahnen, Autobus, Theater, Kinos. Die Kinos führen im Sommer im Freien vor, das ist sehr angenehm, da es nach der Wärme am Tage des Abends meist schön kühl wird.

Zur Universität gehört eine Reihe von Gebäuden und ein hübscher Botanischer Garten mit einem See,

in dem man baden kann. Das Landesmuseum enthält eine stattliche Sammlung in guter Aufstellung, an der von geschulten Kräften wissenschaftlich gearbeitet wird. Wenn man bedenkt, daß alle diese kulturellen Einrichtungen erst in neuester Zeit, z. B. in den schwersten Jahren gleich nach dem Kriege, geschaffen worden sind, so wächst die Achtung vor dem Geleisteten. Neu-Taschkent hat einen großen Aufschwung erlebt.

Die Altstadt dagegen ist ein großes Dorf mit niedrigen ein- oder zweistöckigen Häusern aus Lößerde. Das obere Stockwerk hat gelegentlich eine geschnitzte Holzbalustrade.

Hier fesselt besonders das Treiben des Basars. Dieser bildet den Mittelpunkt der Siedlung. Es sind straßenweise nur Verkaufshäuser, wir würden sagen Zimmer, die nach der Straße offen sind und des Nachts durch Holzläden und ein großes Schloß verschlossen werden. Meist befinden sich die Lädenreihen zu ebener Erde eines schmalen steinernen Steiges, der um ein bis zwei Stufen höher liegt als die Straße. Da sitzen die Ladeninhaber inmitten ihrer Waren und trinken Tee. Hier und da gesellt sich ihnen eine durstige Seele zu, um nach ein, zwei Tassen Tee gemächlich weiterzuwandern.

Die Zünfte sind getrennt. Hier gibt es bloß Fleisch. Von drüben ertönt das laute Hämmern der Schmiede. Wir treten näher und sehen, wie ein Junge den Blasebalg bedient und wie unter den Händen des

Meisters sich die anmutigen und ach, so unpraktischen Wasserkannen mit dem graziösen, schmalen Hals formen.

Im allgemeinen nimmt man von uns wenig Notiz, nur bei den Stickereien ist das anders. Da ruft man uns von hier und vom anderen Ende der Stände an und zeigt irgendeinen Schal, eine Decke, denn so etwas wird von Europäern an einheimischen Erzeugnissen am meisten gekauft. Für das Einheimische verbürge man sich jedoch nicht zu fest, es ist viel russische Fabrikware darunter. Treten wir näher, sehen wir gewiß eine erstaunliche Mannigfaltigkeit der Farben und Muster, aber um etwas Altes, Gutes zu bekommen, dazu gehört langes Suchen und ein geübter Blick. Hier und da fragen wir nach dem Preis, und man nennt uns mit strahlendem Lächeln nicht das Doppelte oder Dreifache, sondern vielleicht das Zehn- oder Zwanzigfache des wirklichen Wertes. Wir fahren mit einem fröhlichen „I jeh“ zurück und wollen den Rücken wenden, werden aber gleich zurückgerufen und sollen nun unsererseits einen Preis machen. Wir haben vielleicht keine ernstlichen Absichten und nennen kaltblütig eine etwas zu niedrige Summe. Die Antwort ist prompt ein sorgfältiges Zusammenfalten der Kostbarkeit und die Miene der gekränkten Unschuld.

Der Taschkenter Basar ist sehr groß, und man kann dort wirklich preiswert kaufen. Vergleicht man die Erfindungsarmut europäischer Serienfabrikation, so ist

man erstaunt, für welchen Reichtum an Mustern und Farben das kaufende Volk hier immer noch Sinn hat. Infolge der vielfach verwandten neueren schlechten Farben ist zwar vieles nach unserm Geschmack zu bunt und aufdringlich. Doch lieben die türkischen Usbeken, die fast die ganze turkistanische Dase innehaben, überhaupt grelle und starke Farben, im Gegensatz zu den ihnen stammverwandten kirgisischen Nomaden, bei denen die gedämpften Farben der Textilien herrlich mit den reichen Mustern kontrastieren.

Das Straßenbild wird noch immer von den Männern beherrscht. Sie tragen weite Obergewänder, „Chalats“, aus Baumwolle, auch Seide, die nur am Hals geschlossen werden, keinen Kragen haben und meist gestreift sind, oft in verschiedenen Abtönungen derselben Farbe, in Taschkent herrscht Grün vor. Für die kältere Jahreszeit hat man dieselbe Art Gewänder, aber mit Watte gefüttert. Es sind sozusagen Steppdeckenumhänge. Unter dem Chalats ist ein Hemd aus Baumwolle und eine ebensolche Hose sichtbar, die mit den Waden abschließt. Die Lenden werden mit einem gestickten Tuch gegürtet. Die Fußbekleidung sind außerhalb des Hauses immer Galoschen aus derbem Leder, bei weiteren Gängen zieht man hohe Stiefel darunter. Ein Haus betritt man nie, ohne die Galoschen abzulegen. Die Kopfbedeckung ist immer ein rundes Käppi ohne Schirm mit Stickereien, die wiederum nach der Gegend verschieden sind. Dazu kommt

als Zeichen gelehrter Würde der Turban. Die Frauen tragen lange schwarze Kopfschleier und durchweg unscheinbare Umhänge, die bis auf die Erde reichen. Es ist unmöglich, darin eine Großmutter von einem jungen Mädchen zu unterscheiden. Oft besitzen die Frauen kostbare, meist einfarbige Gewänder von sehr weitem Schnitt. Doch bekommt man das höchstens einmal flüchtig und zufällig auf der Straße zu sehen. Die Neuvermählte verläßt bis nach der Geburt des ersten Kindes das Haus überhaupt nicht, und auch sonst meidet die Frau die Straße. In Taschkent tritt das nicht so hervor wie an anderen Orten. Hier gibt es jetzt schon eine ganze Anzahl von Frauen, die den Schleier abgelegt haben. Teilweise nehmen sie dann auch europäische Kleidung an, und man bekommt sogar Bubliköpfe zu sehen. Unter den Männern ist dieselbe Bewegung, nach und nach einzelne Kleidungsstücke durch europäische zu ersetzen, besonders unter der Jugend, die sich vielfach schon nach Art der Russen kleidet.

In der Kleidung sind die iranischen Bevölkerungsteile von den sie umgebenden Türken nicht zu unterscheiden. Dafür ist das Aussehen beider Stämme grundverschieden. Die Türken sind an hervorstehenden Backenknochen und den etwas schräg stehenden Augen auf den ersten Blick zu erkennen. Die Tadschiken dagegen haben lange, schmale Gesichter, gerade Nasen und zeigen teilweise einen durchaus arischen Typ.



Tadschikenfrauen beim Brotbereiten. Düschanbe



Tadschikenfrauen im Feststaat. Düschanbe



Tadschikenknabe beim Baumwoll-Auslösen. Düschanbe



Bucharische Kinder

Zwischen beiden Extremen gibt es unendliche Misch- und Übergangsformen. Einen derartigen Mischtyp aus iranischem und türkischem Blut stellt das Volk der Sarten dar, das heute den Usbeken zugerechnet wird und in ihnen aufgeht.

In Taschkent hat jede Nationalität Usbekistans eine Schule für begabte Kinder aus dem ganzen Land. Hier wird die eigene Sprache, Usbekisch als Landessprache und Russisch gelehrt. Mit großem Eifer wird die Einführung des lateinischen Alphabets aufgenommen. Das ist freilich sehr viel leichter zu erlernen als die bisher gebräuchliche arabische Schrift. Doch haben sich bei dessen Fixierung zahlreiche Schwierigkeiten ergeben und stellen sich noch immer heraus, weil das Schrifttum noch jung ist und die in Frage kommenden Sprachen längst nicht in der Weise lautlich standardisiert sind wie unsere europäischen Schriftsprachen.

Groß ist Taschkent, interessant und von tausendfältiger Buntheit das Leben darin. Aber wenn man von außen kommt und deshalb zunächst nur das Äußerliche sieht und sehen kann, so möchte man mitunter glauben, hier mitten im Herzen Asiens vom Orient weit entfernt zu sein. Vielleicht scheint das nur so. Vielleicht vernimmt das geübte Ohr jenseits des Lärms der Zivilisation Untertöne, die uns noch entgehen. Oder haben nicht auch wir schon irgendwann, hier oder dort, blitzartig in einem Blick, einem Gruß, der uns wohlthat, einem Wort, das uns befrem-

dete, Klänge einer anderen Herzenssprache vernommen, anderes Tempo, andere Lebensart wirken geföhlt?

In Taschkent, der Großstadt, gibt es auch Tadschiken, eine Menge sogar und aus den verschiedensten Teilen des Landes. Aber bei Tadschiken war ich noch nicht, wenn ich auch oft genug mit solchen sprach.

Da hat mir einer von ihnen von allerhand Festen erzählt, die in seiner Heimat gefeiert werden und bei denen getanzt und gesungen wird. Es ist ein junger Kerl aus dem Dorf Isfara im Ferganatal. Den halte ich fest. In sein Heimatdorf soll er mich führen.

Dorf im Ferganatal

Reichlich vor der verabredeten Zeit erscheint am Tage der Abreise mein Begleiter, und ein paar neugierige Kameraden geben ihm das Geleit. Als ich meinen Führer frage, wo er denn seine Sachen habe, breitet er mit einer unnachahmlichen Gebärde sein Obergewand weit auseinander und sagt:

„Ich habe doch alles!“

Kopfschüttelnd und ehrfurchtsvoll schleppen die Jungen meinen schweren „Hand“-Koffer zum Autobus. Auf dem Bahnhof gewaltiges Gedränge.

In dem geräumigen Wartesaal hocken Eingeborene mit Kind und Kegel, Sack und Pack. Teilweise schlafen

sie auf den Bänken, auf dem Fußboden, andere drängen zur Fahrkartenausgabe. Warum dieser da gemächlich hockt, jene rufen und ungeduldig hin- und herlaufen, ist nicht ersichtlich. Was wissen diese alle — fühle ich — von der gleißenden Kostbarkeit „Zeit“.

Die Jungen raten, einen Gepäckträger mit der Beforgung der Fahrkarte zu beauftragen. Mir scheint das überflüssige Nervosität. Ich kenne die Verhältnisse noch nicht. Der Andrang ist derart groß, daß nicht selten Reisende zurückbleiben müssen. Mit knapper Not erwischt denn mein Begleiter noch Karten. Aber wie wir einsteigen wollen, ist irgend etwas nicht in Ordnung. Er muß zurück zur Ausgabe, und nun wird mir doch etwas ungemütlich zu Sinn.

In den schon fahrenden Zug reiße ich den Schweißtriefenden hinauf, und hinaus geht es, durch einen prangenden Frühlingsabend, durch blühende Gärten, in süßer und dennoch bänglicher Erwartung des Neuen, das meiner harret.

Wir haben um fünf Uhr morgens auszustiegen. Wird man uns wecken? Der Schaffner unseres „weichen“ Waggons verspricht es fest. Wir lassen uns von ihm Teewasser geben und begeben uns bald zur Ruhe.

In der Nacht erwache ich. Durch das stockdunkle Abteil huscht jemand an meinem Kopf vorbei und hinaus. Ich rufe, weiß nicht, ob deutsch, russisch oder persisch.

Es ist mein Begleiter. Verstört kommt er zurück und flüstert bedeutungsvoll:

„Tschirag murd“, „Die Lampe ist tot!“

Ich sage unwirsch: „Wenn schon! Leg dich hin.“

Darauf er, gedehnt und gar nicht beschämt:

„Mitärsäm“, „Ich habe Angst!“

Die Beleuchtung auf dieser Strecke ist nur eine Kerze, die gleichzeitig das Abteil und den Gang davor erleuchten muß. Sie war niedergebrannt, und wegen meines Hasenfußes muß eine neue mit viel Umstand angebracht werden, der mich völlig wach macht.

Ein strahlender Morgen zieht herauf. Die Bahn fährt im Tal des Sir-Darja, des alten Jaxartes, durch uraltes Kulturland. Zahllos die Dörfer in dichten Pappelhainen. Rechts und links rahmen schneebedeckte Berge das liebliche Bild. Die südliche Kette gehört schon dem Alaigebirge an, der ersten Etappe unserer Expedition, in die ich nun allein eindringen werde.

Isfara liegt von der Bahnstation ziemlich weit entfernt. Wir finden am Bahnhof Droschken vor, deren Führer mir als Neuling einen phantastischen Preis gleich bis zum Ziele hin abnehmen möchten. Mir ist aber geraten worden, erst in dem nächsten Dorf Station zu machen und von dort aus eine Droschke neu zu mieten, um nicht übervorteilt zu werden. Mein Begleiter ist in diesem Dorf daheim. Er läßt bis zu einem Haus fahren, in dem angeblich Verwandte von ihm wohnen. Gegenüber liegt ein Teehaus. Dort

herrscht um diese frühe Stunde schon reges Leben. Die Männer hocken in Gruppen auf den Podien vor dem Haus und messen den Fremdling mit neugierigen, aber nicht aufdringlichen Blicken.

Es ist wie am Morgen in den Teehäusern von Taschkent, und doch scheint es mir, als wenn ich das alles erst heute kennenlerne. Es liegt wohl daran, daß die Stadt zu groß ist, der Eindrücke sind zu viele, das Sprachengemisch dort verwirrt den Geist. Hier ist alles Ruhe und Gleichmaß. Alle haben Zeit, und deshalb ist auch mein erster Gedanke, warum sie wohl alle so früh aufstehen. „Sie waren schon beim Morgengebet“, heißt es.

Wir setzen uns nieder, ich weiß eigentlich nicht recht warum, vielleicht weil ich Hunger habe. Aber der Zauber dieser ersten Berührung mit dem Orient ist für mich, daß ich sozusagen nur mittelbar über mich bestimme. Ich weiß, daß ich nach Isfara kommen will und muß. Aber die Schritte, die ich zur Erreichung dieses Zieles zu tun habe, bestimmen andere mit sanfter Beharrlichkeit und wärmender Fürsorge, in die ich mich allsogleich eingebettet fühle, als könne es gar nicht anders sein.

Man fragt, was für Tee ich tränke. Ich weiß noch nicht aus Erfahrung, wie verschieden die Sorten sind, und entscheide mich dafür, alle nacheinander kennenzulernen. Das löst bei den Umsitzenden wohlgefällige Heiterkeit aus, und man reicht mir zunächst „roten

See“, wie ihn die Russen trinken. Diese Art ist auch die in Taschkent übliche, man nimmt sie mit reichlichem Zucker. Dann setzt man mir „grünen Tee“ vor, wie ihn die Tadschiken lieben, diesen genießt man ohne Zucker. Mit Behagen beobachtet man mein Gesicht, das nach dem ersten Schluck lang und länger wird. Ich versuche es mit Zucker, muß aber bald den Leuten recht geben, denn gesüßt schmeckt diese Sorte überhaupt nicht. Dagegen gewöhnt man sich rasch an den bitteren Geschmack des frischen Tees. Er löscht bei Hitze vorzüglich den Durst, darum wurde er bald mein Lieblingsgetränk.

Auf mein Verlangen nach etwas Eßbarem bringt man Brot. Es sind Fladen von der Größe und Form eines Tellers, in der Mitte flach, an den Rändern aufgegangen. Ich konnte mich an den etwas bitterlichen Geschmack nie recht gewöhnen, vor allem, weil mein Magen das Brot auch stets energisch ablehnte.

Meine Freunde haben viel von einem Tulpenfest gesprochen, zu dem die Tadschiken der Umgegend alljährlich nach Isfara zusammenkommen. Das Fest wird zu Beginn des Frühlings gefeiert und erinnert in seinen Bräuchen auffallend an das englische Maypole. Die Tulpenblüte ist zwar schon vorbei, aber als ich frage, ob wir vielleicht noch etwas davon zu sehen bekämen, weiß niemand so recht Bescheid. Der eine sagt, es war vor zwei Tagen, der andere, vor zwei Wochen, der dritte, es war überhaupt noch nicht.

Das begreife ich nicht — wie sollt' ich auch! Schwingt doch bei der Antwort an den Fremden ganz anderes, viel, viel mehr mit, als die einfache Tatsache, die war oder nicht war. Oft weiß man keine Antwort — soll man darum den Gast ohne Bescheid ziehen lassen? Oder man wüßte eine — aber weiß man zugleich, ob er sie auch hören möchte? Oder aber es ist ganz unvorteilhaft zu sagen, wie es wirklich ist, dann versucht man, wie weit man mit der Lüge kommt, und hofft, daß der Fremde es nicht merkt.

Mit beredten Worten preist mein Begleiter das Dorf, in dem wir uns gerade befinden. Er möchte gern hierbleiben und am nächsten Tag nach Taschkent zurückkehren. Ungeduldig geworden, mache ich ihm sehr energisch begreiflich, daß ich nicht Tausende von Kilometern gefahren sei, um mich womöglich eine oder zwei Stunden vor einem Ziel, das ich mir gesteckt hätte, zum Nichtstun und Nichtserleben hinzusetzen.

Schließlich fahren wir: in scharfem Trab, oft im Galopp über ganz stattliche Höhen, die mit ödem Steingeröll bedeckt. Hinter uns die Ebene in prangendem Grün, vor uns immer näher die noch schneebedeckten Berge. Nach Isfara geht's wieder hinab. Das Dorf liegt in einer großen, fruchtbaren Dase. Eine ganze Weile führt der Weg vorbei an grünenden Saaten; Pappeln und Obstbäume spenden Schatten. Dann fangen die Häuser an, besser gesagt, die Mauern. Denn nach der Straße hin sieht man nur lange, graue,

fensterlose Wände links und rechts; ab und zu in den Mauern ein paar niedrige Holztüren in einem mit Balken verkleideten Loch — das sind die Hauseingänge. Schließlich kommen die ersten Teehäuser, eine Brücke über das steinige Bett eines breiten Flusses — jetzt noch ohne Wasser, nach der Schneeschmelze den ganzen Sommer hindurch ein reißender Gebirgsstrom —, dicht dahinter plötzlich Schatten, Dunkel, Teehäuser, viele Menschen. Wir halten, man nimmt mir mein Gepäck ab, ich will hinterherlaufen, man wehrt freundlich lächelnd ab, ich sehe, hier ist keine Gefahr, man führt mich hinüber in ein Teehaus, sagt vielmals Selamet (Gruß) und bittet mich, Platz zu nehmen.

Für mich ist das alles noch so neu, ich unterscheide die Gesichter nicht recht voneinander, weiß nicht so ganz, was mit mir geschehen soll. Auf meine Frage nach dem Tulpenfest zeigt man auf ein drei Meter hohes Bäumchen, das vor dem Teehaus steht. Es ist ganz mit Tulpen bekränzt, sie sind verwelkt. Vielleicht sei das Fest noch einmal, heißt es, man müsse den Ortsvorsteher fragen, der wisse ganz genau, ob und wann es stattfinde. Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, frage nach dem Vorsteher, man sagt mir mit großer Ehrfurcht, der sei in einer Sitzung, hernach könne ich ihn sprechen. Ich frage, wohin ich gehen solle, man widerspricht, nein, nein, jetzt müsse ich erst Mittag essen, er komme nachher ins Teehaus.

Ich bin sehr hungrig, daher kommt mir der Ge-

danke mit dem Essen nicht ungelegen. Aber im Speisehaus steht wie überall der Herd mit den vielen Töpfen im Gasträum, es ist so heiß, daß ich entsetzt entweiche und schließlich das Essen draußen serviert bekomme, was etwas gegen die Regel zu verstoßen scheint. Da ich sehr durstig bin, freue ich mich, daß man mir zunächst Suppe vorsetzt. Freilich muß ich mir einen Holzlöffel erst nachkommen lassen. Denn die Eingeborenen brocken ihr flaches Brot hinein und fischen es dann geschickt mit der Hand heraus. Fleischstücke und Zwiebeln schwimmen reichlich in der Flüssigkeit herum. Die Krone und den Stolz scheint aber eine Schicht saurer Milch obendrauf zu bilden.

Der erste Schluck ist glühend heiß und so scharf, daß mir die Lippen brennen. Man hat Mitleid mit mir und meint, ich könne die Schüssel ruhig zurückgeben und weniger scharf bestellen. Die mit reichlich Wasser hergestellte gemilderte Fassung ist immer noch so, daß ich, nachdem der ärgste Hunger gestillt, das Essen aufgebe.

Wie mundet jetzt der grüne Tee so trefflich, der unvermeidliche Nachtisch! Er wird aus einer der vielen Teestuben der Nachbarschaft herbeigebracht. Das sind ein- bis zweizimmrige Häuser, deren Fußboden in der Regel an der Hinterwand um eine Stufe erhöht ist. Der Boden ist mit Teppichen und Filzmatten belegt. Die einzigen sonstigen Einrichtungsgegenstände sind riesige Samowars russischer Art, die vom Mor-

gengrauen bis gegen Mitternacht unaufhörlich heißes Wasser spenden, dazu die kleinen, geblümten, bauchigen Kannen und die henkellosen Schalen aus Porzellan. Vor dem Teehaus befinden sich Podien, teppichbelegte, große Tische, auf denen die Gäste mit gekreuzten Beinen hocken.

Der Teil des Dorfes, den ich so zuerst kennenlerne, ist der Basar. Er ist ganz mit Holzbalken und einer Lehmdecke überdacht und auf diese Weise gegen Sonne und Regen geschützt. Freilich ist das alles nicht mit dem Millimetermaß gerichtet, überall sind große Löcher. Aber das stört mich nicht. Dadurch dringt etwas Luft ein, und das Licht liegt in unregelmäßigen Figuren in dem Halbdunkel der Straße. Viele Vögel singen und zwitschern, man hält sie in Bauern, die vor den Läden aufgehängt sind.

Gegen Abend kommt der Vorsteher. Er sitzt auf einer der Balustraden vor dem Teehaus. Ich muß auf einem Schemel ihm gegenüber auf der Straße Platz nehmen. Viele Neugierige umringen uns. Der Vorsteher füllt eine Schale mit Tee und reicht sie mir, ich fühle, es ist ein feierlicher Augenblick. Dann trage ich mein Anliegen vor: Ich sei sieben Tage und Nächte gefahren, um das Leben der Tadschiken kennenzulernen, ob er mir nicht ein wenig über das Tulpensfest sagen wolle; man habe mir erzählt, er allein wisse, ob es überhaupt stattfindet oder nicht.

Ich zeige ein gedrucktes Heftchen, in dem einige

Gesänge des Festes vor kurzem von einer russischen Ethnographin veröffentlicht worden sind. Man fordert mich auf, etwas daraus vorzulesen.

Dieses Erstaunen, dies Entzücken! An eine solche Wirkung habe ich gar nicht gedacht. Ja, man ist so begeistert, daß ich hernach in jedem Kreis die Lieder der eigenen Sprache wieder vorlesen muß.

Der Vorsteher erklärt, das Fest sei zu Ende, und damit ist der Fall erledigt.

In früheren Zeiten feierte man das Fest drei Tage lang; neuerdings jedoch ist es zu einem Feiertag zusammengeschmolzen. Hat man geschwankt — hat man gehofft, daß noch eine Fortsetzung stattfinden werde? Aber die Tage liegen doch der Gepflogenheit hintereinander, und Frühlingsanfang ist längst vorbei!

Am nächsten Tag, heißt es jetzt, sei Freitag, der Ruhetag der Mohammedaner, da werde auch ein Fest gefeiert. Ich begeben mich an diesem ereignisreichen Tag früh zur Ruhe, gespannt auf die Dinge, die meiner warten.

M a s a r

Ich habe ein Zimmer bei einem braven Schneider bekommen, in dem außer mir noch der Geselle schläft. Es ist das einzige Gemach des „Oberhauses“, wir würden sagen im ersten Stock. Wie die meisten Räume enthält mein Zimmer nur Teppiche und einen

niedrigen Tisch. Längs einer Wand liegt eine Steppdecke und ein Kissen. Das ist als besonders schönes Lager für mich bestimmt. Mein Schlafgenosse legt einfach das Obergewand ab und deckt sich damit zu.

Am Morgen werde ich ziemlich früh geweckt, und man wundert sich über mein langes Schlafen. Die Muselmanen halten schon bei Tagesgrauen ihre erste Andacht. Ich äußere den Wunsch, mich zu waschen, höflich öffnet man eine Tür, die von einem winzigen Treppenvorraum meines Zimmers auf die Dächer der Nachbarhäuser und des Basars führt. Mein Schlafgenosse erbietet sich, das Wasser zu gießen. Da die Mohammedaner sich nicht mit „totem“ Wasser waschen dürfen, gibt es keine Waschschüsseln, und man gießt aus einer der dickbauchigen, schmalhalsigen Kannen Wasser über meine Hände. Es ist an diesem Morgen empfindlich kalt, und so bin ich von der ersten praktischen Bekanntschaft mit dieser Sitte nicht sonderlich erbaut.

Als ich in mein Zimmer zurücktrete, hat sich schon eine ganze Gesellschaft versammelt, die mit Ernst und Würde längs den Wänden hockt und dem Gast die Ehre erweisen will. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt man jedes Kleidungsstück, das ich anlege. Von meinen Waschgeräten erregt die Zahnbürste Kopfschütteln. Ich bin einen Augenblick lang entsetzt und dann verwundert, denn ich habe wenige Menschen mit schlechten, jedoch manche mit prächtigen Zähnen ge-

sehen. Später beobachte ich dann, daß eine sorgfältige Reinigung der Zähne mit einem Zahnstocher zu den zahlreichen, sehr sinnvollen Reinigungsvorschriften der Religion gehört. Im Vergleich dazu kommen mir unsre vielen Pasten und Tinkturen wie Spielzeug vor.

Von meinen Kleidungsstücken muß ich genau erzählen, ob sie alle aus Germania stammen und wieviel sie gekostet haben. Daran schließt sich die Frage nach unserm Geld. Ich muß deutsches Geld hervorholen, allen zeigen und erläutern. Der Fünfmarschein trägt das Bild eines unverschleierten Mädchens, das erregt Befremden. Nun, alle diese Fragen wiederholen sich später hundertmal. Das Hauptinteresse kreist, abgesehen von den fremden Geldstücken, um meine Brillen und das Papier. Das letztere wundert mich anfangs, bis mir einer stolz das Wasserzeichen meiner bewährten Hausmarke vorliest: *A-e-v-l-u-s!*

Berpflegung ist mit meinem Wirt nicht ausgemacht. Aber es ist selbstverständlich, daß dieses feierliche Morgenmeeting mit Tee begangen wird. Man bringt Brot, bricht es in kleine Stücke und stellt eine Schale mit einer Flüssigkeit auf den Tisch. Da ich vom Tag vorher gewöhnt bin, daß eine Trinkschale in der ganzen Gesellschaft herumgereicht wird, will ich zum Trinken ansetzen. Das löst allgemeine Heiterkeit aus, so daß ich erschrocken absetze. Es ist die Schale mit Fruchtfaß, in die ein jeder seine Brotstücke eintaucht.

Der Tee kommt nach, da ein Samowar immer etwas langsam arbeitet.

Ich bin schon ein bißchen ungeduldig, ich möchte doch das Fest nicht versäumen. So brechen wir auf, ich kenne meine Begleiter noch immer nicht, sie wechseln auch oft unterwegs. Aber immer ist jemand da, der sich mit mir unterhalten, mich führen, meine Tasche tragen will.

Man führt mich zunächst auf einen Hügel, von dem aus wir einen großartigen Rundblick auf die Dase, das Dorf und die Schneeberge genießen. Dann geht es einen langen Weg an einem Bach entlang, immer an herrlichen fruchtbaren Feldern vorbei. Jenseits ist auch eine Straße. Dort ziehen die Leute auf hohen zweirädrigen Karren mit Gesang und Tamburinspiel ebenfalls zum Fest. Ihre weiten, bunten Gewänder und kleinen runden Käppis bieten ein farbenfreudiges Bild.

Es ist warm geworden, und ich bin froh, als wir schließlich am Ziel sind. Das ist eine wundervolle Wiese, die von hohen Bäumen kühlenden Schatten empfängt. Große, hoch überdachte Podien laden zum Nieder sitzen ein. Die zu Wagen gekommen sind, haben schon Teppiche ausgepackt, das Teewasser kocht, und nicht lange darauf gibt's das zweite Frühstück, das dem ersten sehr ähnlich sieht. Nur reicht man jetzt auch viele Süßigkeiten, und der Fruchtsaft ist durch ein warmes Mus ersetzt, das ebenfalls recht wohlschmeckend ist.

Man hat mir zugesagt, daß viele Tänze sein werden, von denen ich Aufnahmen machen könne. Da hat sich auch schon eine Gruppe zusammengefunden, ein Tamburinspieler, ein Flötist, zwei Leute mit Saiteninstrumenten: Dutar und Sitar, d. h. zwei- und dreisaitigen Lauten, auf denen allen nur die Melodiestimme gespielt wird. Eine „Begleitung“, überhaupt irgendeine Mehrstimmigkeit gibt es nicht. Auch wenn man jetzt mehr und mehr unsre Handharmonika hinzunimmt, so läßt man — gottlob — die Baßstimmen weg. Die Melodien wirken auf uns, beim ersten Hören, eintönig, weil sie eine Phrase sehr oft zu wiederholen pflegen. Allmählich bekommt man aber ein Gefühl für den individuellen Charakter einer Weise, und es erzeugt eine gewisse Spannung, wann und wie sie aus der Monotonie etwa nach der Hälfte des ganzen Liedes heraus und in eine reichere Kantilene übergehen wird, um gegen Ende wieder in das anfängliche Maß zurückzufallen.

Schon hat das Musizieren einen der Männer angefeuert, er beginnt zu tanzen. Er bewegt sich in langsamem Wechselschritt, die Arme hält er ausgebreitet und führt sie in verschiedenen Bewegungen waagrecht zusammen und wieder auseinander. Ein anderer gesellt sich ihm zu. Doch tanzt man in der Regel nur einzeln, ganz selten sind es einmal drei Personen, die sich umeinander bewegen.

Diese Tänze sind sehr beliebt; alle geben sich dabei

mit großer Unbefangenheit, und die andern schauen gern zu. Gewiß sind die Bewegungen meist einfach und eckig, doch sehe ich einmal auch wirklich schöne, so daß ich die Vorliebe dieser Menschen dafür begreife.

Ich möchte nun ebenfalls gern Tänze von Frauen anschauen und aufnehmen, die natürlich nicht am selben Ort stattfinden können. In der Nähe unsrer Lagerstätte befinden sich mehrere Häuser, dort sollen sich Frauen aufhalten. Man sagt mir gleich, es seien nur wenige da, und tanzen würden sie nicht.

Dafür gibt es aber an einer anderen Stelle des Gartens etwas Neues. Da hat einer der würdigen alten Herren mit schneeweißem Bart einen flachen Metallteller ergriffen und hält ihn bald seitlich, bald von vorn gegen sein Gesicht. Mit den Fingern trommelt er auf dem Rand einen Rhythmus, dann beginnt er zu singen. Es ist ein religiöses Lied, alle hocken schweigend im Kreis und hören ergriffen zu. Ich kann beim ersten Mal noch nicht den rechten Ernst finden. Denn die Art des Singens ist gar zu grausam. Die Kehle wird oft mit Gewalt zugepreßt, offenbar, um das lange klagende Geheul besonders wirkungsvoll zu gestalten. In den Höhen ist die Anstrengung am größten, und die Höhen sind sehr beträchtlich. Später höre ich auch solche Lieder, geistliche und weltliche, besser gesungen, und dann wirken sie auch auf unser Ohr.

Mittlerweile ist es Spätnachmittag geworden, und man trägt Pflau (Plow) auf: Reis mit Rüben und

Hammelfleisch. Pilau ist das Hauptgericht in den Ebenen Mittelasiens, wo viel Reis gebaut wird. Es gibt davon eine ganze Menge verschiedener Zubereitungsarten, die alle wohlschmeckend und bekömmlich sind. Zuoft sind hartgekochte Eier, rohe Zwiebeln oder Aprikosen, die dort sehr viel wachsen und schon in unreifem Zustand verwertet, auch roh gegessen werden. Ein Holzlöffel ist diesmal nicht zur Stelle, so muß ich mit den Fingern wie die übrigen essen. Die Eingeborenen haben ein großes Geschick darin, die Körner zu einem kleinen Ballen zusammenzukneten; mir gelingt das nicht so schnell.

Nach dem Essen finden es meine Begleiter Zeit zur Heimkehr, ich bliebe gern noch da, es ist jetzt so schön kühl unter den Bäumen, und vielleicht fänge mir noch einer ein Lied. Aber da winkt man schon aus einem Karren, der besonders stattlich wirkt. Er ist rund überdacht und innen bunt bemalt. Ich klettere hinauf und sehe mit Trauern die malerische Abendlandschaft hinter uns versinken.

Es gibt in Isfara zwei Örtlichkeiten für diese Spiele, die eine wird von den Männern, die andere von Frauen bevorzugt. Beides sind „Masare“, d. i. Gräber, und zwar von irgendwelchen Heiligen. Die Vergnügungen finden etwa zweimal in der Woche statt, sie werden von den Männern am Freitag, von den Frauen am Donnerstag am meisten besucht. Wo die Frauen zusammenkommen, soll sich das Grab auf

einem Berg befinden. Dort oben wird der Hammel von einigen Männern geschlachtet, den man hernach unten zum Mittag verzehrt. Nach dem Essen ziehen die Frauen hinauf und bringen dort ihre Verehrung dar. Da sie unverschleiert sind, ist es nicht möglich, sie bei diesen Riten zu beobachten.

Die Podien, auf denen die Schönen sitzen und tanzen, werden durch einen Vorhang nach der Seite hin geschützt, wo sich etwa Männer aufhalten. Dieser Vorhang besteht aus den Überwürfen der Frauen für die Straße, die über einen Strick gehängt werden und so einen wenig einladenden Eindruck machen. Ich möchte so gern wenigstens ihre herrlichen Gewänder aufnehmen. Aber sobald ich mit der Kamera gesichtet werde, kriechen alle Frauen schnell mit dem Rücken zu mir zusammen und entfliehen bei der ersten Gelegenheit schleunigst ins Haus. Die Männer nehmen keinen Anstoß daran, daß ich trotzdem versuche, einige Bilder zu bekommen. Vor einigen Jahren wäre das gewiß noch nicht möglich gewesen.

Die Männer und die wenigen unverschleierten Weiber des Dorfes sind nun wie veressen darauf, photographiert zu werden. Die Flucht der andern Frauen verstehe ich deshalb nicht ganz, denn der Schleier kann doch nicht die natürliche menschliche Neugierde und Eitelkeit geradezu auslöschen. Man sagt mir, die Frauen fürchteten, daß ich ihre Bilder im Dorf zeigen würde und dann die fremden Männer

ihr Antlitz sähen. Dieser hohe Grad von Überlegung kommt mir unwahrscheinlich vor. Da sehe ich einmal eine Frau, die sich vor mir hinter einem Baum verborgen hat, weinend aufstehen und ins Haus gehen. Ich frage nach dem Grund. Man sagt, sie fürchteten sich so, denn sie glaubten, ich wolle auf sie schießen.

Nun ist der Bann gebrochen. Ich versuche bis auf Rufweite heranzukommen, beruhige sie und erkläre, ich sei schon zufrieden, wenn ich ihre schönen Kleider hätte, sie sollten mir nur ruhig den Rücken zudrehen, aber nicht alle auf einem Haufen zusammenhocken. Dann kommt die Neugierde und der Wunsch, die Kinder photographieren zu lassen. So sehe ich von fern Frauen von schneeweißer Schöne.

Bei den Mullas

Eines Morgens erklärt mein Wirt, der ein frommer Mann ist, wir müßten jetzt erst den Mullas einen Besuch abstatten, mit denen er befreundet sei. Ich willige gern ein, denn ich habe schon gehört, daß der eine von ihnen ein großer Sänger ist und viele schöne Lieder weiß.

Wir treten in den Frieden der geistlichen Behausung ein. Zur Seite liegt die Moschee, eine Veranda ist als Vorraum durch einen hohen Zaun nach außen hin abgetrennt und von einem reich geschnitzten und

bemalten Dach überdeckt. Auf dem Boden hockt ein Andächtiger und murmelt Worte des Korans. Die Moschee selbst ist sehr einfach ausgestattet. Es ist ein viereckiger Raum mit dem Kuppeldach und der Gebetsnische. Der Boden ist mit Teppichen belegt. Unweit liegt der zur Moschee gehörige Teich, von Bäumen umstanden, mit dem Minarett, gegenüber die Wohnhäuser der Mullahs. Es sind einstöckige Gebäude, in denen jeder der geistlichen Herren oder auch zwei zusammen ein Zimmer haben. Die Wohnungen sind oft sehr wohnlich eingerichtet. Statt Schränken hat man viele Nischen in der Wand, in denen die Gebrauchsgegenstände und auch die Bücher untergebracht werden. In der Regel haben die Räume Kamine.

Einige ehrwürdige alte Herren sitzen auf einer Bank in der Morgensonne. Wir werden mit Würde begrüßt, und sogleich werden Tee und Süßigkeiten herbeigebracht. Bald kommen andere Herren dazu, und mein Begleiter flüstert mir leise zu, wenn's ein hoher Mulla ist, damit ich ihm eine besondere Ehrenbezeigung zukommen lassen kann.

Man fragt mit Interesse, ohne Neugier und nimmt meine Antworten nachdenklich, ein heiteres Wort mit freundlichem Schmunzeln auf. Laute Bewunderung gibt es so wenig wie überlegen ungläubige Ablehnung. Vor den Aufgaben der Wissenschaft hat man nicht nur Ehrfurcht, man hat auch Verständnis und Schätzung für sie. Aus der Durchdringung des Lebens

mit den Geboten der Religion, aus der Selbstverständlichkeit des dauernden Preises der Gottheit fließt ein heiteres Gleichmaß der Seelen. Über dessen schönste Frucht, die Gastlichkeit, ist schon viel Lob gesungen. Und doch ist es wert, es wiederum zu sagen, daß diese wundervolle Tugend bis zum einfachsten Menschen hin religiös verankert ist.

„Unser Gebot den Menschen gegenüber“, sagt mir einmal einer aus diesem Kreis, „ist, jeden froh und zufrieden zu machen.“

Daher haben diese Menschen auch eine natürliche Form und Höflichkeit, die niemals gemacht wirkt. Durch nichts kann man ihr Herz schneller gewinnen als durch eine höfliche Wendung oder durch eine Antwort, der sie eine religiöse Gesinnung entnehmen.

S e h e n s w ü r d i g k e i t e n

In den ersten Tagen muß ich in die Unterhaltung längere Pausen einlegen. Das ständige Sichkonzentrieren auf die Sprache in dem Gewand eines fremden Dialekts strengt noch sehr an. Dann gehe ich zum Musikhören ins Teehaus, wo ich allmählich eine Zahl von Getreuen immer wieder finde. Da ist der Besitzer, ein bildhübscher Kerl, der alle möglichen Instrumente spielt und voll von Liedern und Geschichten steckt. Und da ist ein Schneider, der im „Oberhaus“ dieses Tee-

hauses wohnt und immer Zeit hat. Er kommt oft des Morgens und holt mich irgendwohin ab. Er spricht sehr viel und sehr schnell, so daß ich im Anfang ratlos bin. Aber bald erweist er sich als der beste Führer. Denn er bleibt vor jedem Baum, jedem Tier stehen und examiniert: Was ist dies, was ist das hier? Und wird nicht müde, mir die Ausdrücke einzuprägen.

Da ist auch mein dicker Freund, der Lautenspieler, dessen Name schwer ist, so daß ich ihn nicht behalte. Ich nenne ihn immer „den dicken Hafis“, und niemand nimmt es übel. Auch er weiß eine Menge Lieder und Geschichten. Ich habe aber von einem dieser Sängern schon in Taschkent gehört, daß er sehr launisch und unberechenbar und immer zu Streichen aufgelegt sei. Dieser hier hat nun so listige Auglein, und ich wette, er ist der bewußte. Wenn musiziert werden soll und er hat keine Lust, gleiten seine Finger nur pro forma über das Griffbrett, und man hört nichts. Am ersten Abend im Teehaus bitte ich mir ein tadschikisches Lied aus. Nein, sagt mein Hafis, jetzt gibt's erst ein usbekisches. Bei den ersten Worten höre ich, daß es persisch ist. Er strahlt, als ich es entrüstet zurückweise. Wir sind die besten Freunde geworden, und wenn ich wieder nach Isfara komme, muß ich bestimmt in seinem Haus übernachten.

Der Schneider, bei dem ich wohne, ist nicht nur ein gottesfürchtiger, sondern auch ein fleißiger Mann. Er hat einen großen Kundenkreis. Ich lerne dadurch viele

Menschen kennen, die ich ausfragen kann nach dem, was sie wissen. Will ich einmal in meinem Zimmer ein wenig ruhen, so kommt gewiß jemand die Treppe heraufgestapft, setzt sich zu mir und will mir etwas erzählen. Eines Tages erscheint ein stattlicher Mann und erzählt mir von allen möglichen interessanten Punkten der Umgebung. Er er bietet sich, mit mir dorthin zu gehen, da kein anderer aus dem Dorf den Mut zu einer solchen Reise aufbringen werde. Wie ich interessiert zustimme, wird seine Begeisterung freilich geringer, und es kostet nachher viele gute Worte, ihn zur Verwirklichung des eignen Vorschlags zu bewegen.

Es wird beschlossen, am nächsten Morgen früh eine Droschke für zwei Tage zu mieten. Ich soll eine Inschrift und eine märchenhafte Höhle zu sehen bekommen. Aus den verworrenen Reden meines neuen Freundes entnehme ich, daß noch eine andere, noch wunderbarere Höhle in der Nähe sei. Aber von ihrem Besuch wird entsezt abgeraten. Schon verschiedene Leute, auch russische Gelehrte, hätten versucht, dort einzudringen. Es sei ein unendlich langer, finsterner Gang, der in Spiralen in die Tiefe führe. Bald nach dem Eintritt pflügten Riesenvögel heranzurutschen, die im Nu die Kerzen auslöschten, und manch ein Bewegener habe dort schon sein Leben gelassen. Die Russen hätten gesagt, zur Erforschung dieser Höhle seien viele Werst Stricke und „Eliftir“ — damit sind offenbar elektrische Lampen gemeint — erforderlich.

Es reizt mich natürlich, diesem offensichtlich aus Sage und Wirklichkeit gemischten Gerede nachzugehen. Doch verstehen es die Orientalen so glänzend, den Reisenden von solchen ihnen unbequemen Entschlüssen abzulenken, daß ich schließlich fürchten muß, auch die beiden anderen Sehenswürdigkeiten nicht zu sehen zu bekommen, wenn ich weiter auf meinem Plan beharre.

Am Morgen des verabredeten Tages bin ich pünktlich fertig, aber wer nicht erscheint, ist mein Führer. Boten, die man in solchen Fällen schickt, pflegen in der Regel nicht zurückzukehren. Ich mache mich also selbst auf den Weg und störe meinen Getreuen durch kräftiges Rufen aus dem Schlaf. Er antwortet etwas unwirsch, er werde gleich zur Stelle sein. Es ist unschwer zu merken, daß er es dem Schicksal anheimgestellt hat, ob es dieses Opfer von ihm verlange, und daß er sich nun darein gibt.

Als ich in meine Behausung zurückkehre, hat sich dort ein Haufe ungläubiger Neugieriger angesammelt, die mich beschwören, von dem Unternehmen abzulassen. Die Furcht der Leute wird durch bewaffnete Vanden veranlaßt, die angeblich bisweilen die Gegend unsicher machen.

Es handelt sich um Reste der turkistanischen „Basmatshi“-Bewegung, die sich aus ehemaligen Angehörigen des Zarenheeres und einheimischen nationalistischen Elementen zusammensetzte und in den ersten

Jahren der Sowjetherrschaft dieser viel zu schaffen machte. Die Kämpfe sind der Bevölkerung noch in schreckhaftem Angedenken.

Die ausreichende Bedeckung durch Miliz in allen größeren Dörfern scheint mir jetzt jede Gefahr eines Überfalles auszuschließen. Immerhin zwingen mich die Meinen mit sanfter Gewalt, wenigstens den kostbaren Photoapparat und meinen Expeditionsanzug daheim zu lassen und lieber als Muselman verkleidet die Fahrt ins Ungewisse anzutreten.

Der Droschkenführer wird für eine, wie mir scheint, nicht mäßige Vergütung für zwei Tage gemietet, und während man gestern noch die Abfahrt bei Morgenrauen für unbedingt nötig erachtet hat, gibt es heute noch immer Abhaltungen, bis wir endlich nach stundenlangen Verhandlungen losfahren.

Die Droschkenkutscher sind im Orient eine Gemeinde für sich, und ich gestehe, wenn ich mit allen naiven, dummdreisten Forderungen fertig geworden bin, ihrer Logik gegenüber zog ich meistens den Kürzeren. Wenn man aber nach endlos scheinendem Warten im saufenden Galopp über Stock und Stein in die Welt hinein fährt, steigt fast etwas wie Siegergefühl in der Brust des Reisenden auf, man lobt die stabile Karre und den braven Fuhrmann und weiß, daß es von jetzt an gut gehen wird.

Mein Führer versäumt nicht, mir ausführlich zu erzählen, seine Frau habe ihn am Morgen nicht ziehen

lassen wollen. Nur der Gedanke, daß es der Wunsch des Gastes sei, habe sie beide zur Überwindung ihrer Bedenken bringen können.

Die holprige Straße talaufwärts wird von allerhand Bächen gekreuzt, die infolge des Beginns der Schmelze im Gebirge teilweise recht reißend sind. Einmal versucht der Kutscher ein solches Hindernis mit besonderer Wucht zu stürmen, da bricht ein Rad. Der Mann verlangt einige Rubel, um im nächsten Dorf einen Ersatzteil zu kaufen. Ich sage:

„Damit nun keine Verwirrung entsteht, später bekommst du von dem ausgemachten Lohn entsprechend weniger.“

Aber das will ihm gar nicht einleuchten. Denn der Wagen ist doch in meinen Diensten entzweigegangen. Wenn er sich nicht zu diesem vermaledeiten Unternehmen hätte überreden lassen, läge er jetzt gemütlich im Stall und schlief, und der Wagen wäre „gesund“.

Mein Begleiter ahnt rechtzeitig drohenden Sturm und meint beschwichtigend, er solle nur erst einmal den Wagen in Ordnung bringen, darüber könnten wir ja immer noch reden. Schließlich hätte ich ja nicht den Wagen so ungeschickt gelenkt, sondern er selber. Man dürfe den Gast nicht erzürnen.

Der Wagen wird repariert. Aus mir nicht ganz begreiflichen Gründen schiebt man in einem der nächsten Dörfer noch eine längere Mittagssrast ein, um den alten Klapperkasten wieder ganz gesund zu machen.

Nach einigen weiteren Stunden Fahrt langen wir bei der Inschrift an.

In einer Verengung des Tales befinden sich etwas oberhalb von Feldern an der einen Seite des Weges steile Felsen. Ihre Fläche ist wie von der Natur zum Schreiben geglättet. Der Ort ist, wie sich leicht erkennen läßt, eine Raststätte für durchreisende Kaufleute.

In großer Zahl sind Steinbockdarstellungen eingegraben, die man in Turkistan vielfach trifft. Ebenso haben viele Durchreisende sich durch Inschriften hier verewigt.

Diese Texte haben arabische Schrift und sind dadurch von vornherein als relativ jung erkennbar. Nur eine Ausnahme gibt es: eine der Inschriften enthält am Schluß einige Wörter in sogdo-ugurischem Alphabet.

Das ist die Schrift der alten iranischen Bevölkerung der turkistanischen Ebene, der Sogder, die sie ihrerseits dem mittelasiatischen Türkstamm der Uiguren vererbt haben. Auffallend und einzig ist die Verwendung der beiden Schriftarten in demselben Dokument.

Ich nehme verschiedene Abzeichnungen vor und muß mich mit der genauen Aufnahme auf eine Zeit vertragen, wo mir gute photographische Hilfsmittel zu Gebote stehen werden.

Eingeborene haben mir erzählt, in Waruch spreche man einen sehr anderen Dialekt des Tadschiki, und ich bin seit langem gespannt darauf, diese Unterschiede kennenzulernen, die jedenfalls doch so stark sind, daß

sie auch sprachlich Ungeschulten zum Bewußtsein kamen. Als ich jedoch das Zeichen zum Aufbruch in dieses weiter oberhalb gelegene Dorf gebe, in dem wir übernachten wollen, erklärt mein Kutscher, jetzt gehe es nach Haus. Ich halte das erst für einen Scherz und sage:

„Was würdest du wohl sagen, wenn du dir beim Poiesd, der Eisenbahn, eine Karte nach Taschkent gekauft hättest, und sie ließe dich schon in Kokand liegen?“

Da aber greift mein Führer ein und meint, das sei überhaupt nicht zu vergleichen. Immerhin sei die Gegend gefährlich, und ich hätte jetzt meine Inschrift gesehen, in Waruch sei doch durchaus nichts los. Der Kutscher wird ernstlich böse. Ob ich ihm vielleicht die Pferde ersetze — er spielt auf das zerbrochene Rad an —, wenn sie ihm die Basmatshis ausspannten. Ich werde grob und sage:

„Ihr Hasenfüße, was redet ihr dauernd von Räubern, wenn sie hier so zahlreich wären, müßten wir den ganzen Tag über doch schon irgend etwas davon gemerkt haben.“

Das geht auch meinem Begleiter an die Heldenehre, der bei äußerer Ruhe des schlichtenden Vermittlers innerlich heilsroh ist, durch diesen Streik aus der Gefahrenzone herauszukommen, ohne selbst der Schuldige zu sein.

Ich mache das, was jeder Unternehmer tut, wenn

seine Autorität in die Brüche geht, ich drohe mit Lohnkürzung. Damit habe ich die Möglichkeit, die Fahrt abubrechen, zugegeben, der Kutscher gibt wider Erwarten den Pferden augenblicks einen Peitschenhieb, und alle Teile denken: Nun, wir werden sehen.

Mein Begleiter weiß einen Ausweg: Wir würden etwa die Hälfte des Weges zurückfahren, bei einem Gastfreund übernachten, morgen die Höhle besichtigen und abends zurückkehren. Der Kutscher willigt ein.

Gegen Abend gelangen wir in das bezeichnete Dorf.

Den Wagen müssen wir an einer Straßenecke verlassen. Würde ich mich je in dem Wohnviertel einer solchen Siedlung zurechtfinden, in der eine Straße wie die andere aussieht?

Vor einem der unscheinbaren Holztore macht mein Führer halt. Wir betreten einen langen schmalen Gang und machen uns hier durch Rufen bemerkbar. So erfordert es die Sitte, damit die Frauen Zeit haben, sich in ihren Hof zurückzuziehen.

Ein ruhiger, imponierender Mann in mittleren Jahren kommt uns entgegen und empfängt uns würdevoll.

Er führt uns den Gang entlang in den ersten Hof des Hauses, der nach dem Landesbrauch die Häuser für die männlichen Bewohner und für die Gäste enthält. Von der Behausung der Frauen trennt uns eine hohe Mauer, durch die nur eine schmale Tür führt.

Wir werden genötigt, auf einer Veranda Platz zu nehmen. Das ist eine offene Vorhalle vor dem Wohnhaus, deren Dach von hölzernen Säulen getragen wird. Hier spielt sich im Sommer ein großer Teil des Lebens der Hausbewohner ab.

Als bald bringt man Matten und Teppiche.

Kaum haben wir uns zu einer Schale Tee niedergesetzt, als der Kutscher wutschnaubend erscheint und den am Morgen ausgemachten Lohn fordert. Ich bin außer mir — noch gerate ich über derlei Dinge außer mir —, bezwinde mich aber zu kühler Sachlichkeit und sage gelassen:

„Wir haben zwei Tage Fahrt ausgemacht, du hast uns nur einen Tag gefahren, ich will mich mit dir nicht lange streiten, hier hast du den halben Lohn.“

Beifall unter den Anwesenden, die sich mittlerweile auf das Gerücht von unserer Ankunft hier eingefunden haben.

„Und doch, Genosse“, wendet jetzt unser Wirt ein, „würde ich diesem armen, unwissenden Kerl die ganze Summe — mit einem kleinen Abzug — zuwenden, denn immerhin hat er dich doch bis zu der Inschrift und fast wieder bis nach Hause gefahren. Das kleine Stück Wegs macht ihr morgen leicht für wenig Geld in einer Arba“ (dem landesüblichen zweirädrigen Karren).

Die Logik ist verblüffend. Wir sind nicht bis Waruch gekommen und fahren heim nicht in der immer-

hin schnellen und ganz bequemen Droschke, sondern in einer rumpelnden Arba, der Mann ist frech geworden und hat sein Wort nicht gehalten: Aber was bedeuten alle diese Europäerkomplere vor dem milden Auge dieses Rechtlichen eines andern Rechts, gegen das gemessene Kopfnicken der Umsitzenden ob dieses Salomonischen Richterspruchs? Als ich die von ihm geforderte Summe bezahlte, handelte ich vielleicht unter dem Zwang dieser Augen. Aber so oft ich später darüber nachdachte, ich bereute es nie. Denn die Erkenntnis von dem Anderssein des Orients wird nicht gelehrt, sie wird in solchen Augenblicken erlebt, und was bedeuten da ein paar Pfennige mehr oder weniger? Wer aber in solchen Augenblicken nicht Ohren hat zu hören, der sollte die vielen tausend Mark sparen, die er vor dem und nachher für Forschungen ausgibt.

Abends begleite ich meine Gastgeber zur Moschee und warte auf sie auf einer Anhöhe, von der aus ich das fruchtbare Thal überblicken kann. Millionen Frösche geben ihr abendliches Konzert. Das ganze Land ist durch unzählige Kanäle unterteilt und überschwemmt. Es ist die Zeit der Reisaussaat. Später sitzen wir noch lange beisammen, unser Wirt versucht sich mit Erfolg an den abgezeichneten Inschriften. Er ist ein gelehrter Mann, und wir sprechen viel über Frömmigkeit, von der dieser Kreis noch ganz erfüllt ist.

Am Morgen bin ich bei einer Kaff gefragt worden, ob man in meinem Lande noch an Gott glaube. Ich

habe, ohne im Augenblick an den gleichlautenden islamischen Spruch zu denken, geantwortet: „Gott hat viele Namen, aber er ist einer“, und mein Begleiter verkündet das Wort wie einen Triumph.

Zur Nacht bringt man eine Menge Steppdecken in die Vorhalle, und dort wird jedem sein Lager bereitet. Es sind Kissen und Decken aus einfachen Stoffen mit den bunten Mustern, wie sie die Eingeborenen lieben, mit Watte gefüttert.

Für den Weg zur Besichtigung der Höhle stellt unser Wirt uns seine Begleitung und zum Reiten Esel zur Verfügung. Wir brechen in der Frühe auf, begeben uns aber nicht gleich zu der Sehenswürdigkeit. Sondern jetzt ist erst einmal eine Moschee zu besuchen, bei der befreundete Mullas wohnen. Wir trinken dort Tee, besichtigen das Heiligtum, meine Freunde verrichten ihr Gebet. Die freundlichen geistlichen Herren versehen uns mit Streichhölzern und Kerzen. Erst gegen Mittag geht es endlich weiter über öde Steinhänge, stundenlang durch die glühende Sonne.

Der Hang ist übersät mit kreisförmigen Steinhügeln von großem Durchmesser, aber geringer Höhe. Meine Begleiter erklären diese für „Magiergräber“. Mit den Magiern wird jede Ruine oder irgendein anderes Überbleibsel aus älterer Zeit zusammengebracht. Solange die Angaben nicht systematisch nachgeprüft sind, läßt sich über ihre Glaubwürdigkeit schwer urteilen. Jedenfalls sind diese Bezeichnungen,

die auf Baureste einer älteren zoroastrischen Bevölkerung weisen würden, der Beachtung wert. In diesem alten Kulturland müssen Grabungen, an richtiger Stelle ausgeführt, wie ich glaube, noch weit mehr ergeben als diejenigen in Chinesisch-Turkistan, die in den letzten Jahrzehnten unsere Kenntnis der Vergangenheit Zentralasiens in so ungeahnter Weise bereichern haben.

Je steiler der Weg wird, um so mehr gleichen wir Beförderungsmitteln für die Esel. Die störrischen Tiere müssen förmlich den Hang hinaufgezogen werden.

In halber Höhe eines stattlichen Berges künden Tücher als Fahnen an langen Stangen, daß dort ein „Masar“ sich befinde. Wir sind am Ziel. Durch eine niedrige Öffnung gelangen wir in ein geräumiges Felsgewölbe. Das Wunder ist eine Tropfsteinhöhle. Meine Begleiter machen sich alsbald auf, draußen Holz und in tiefer gelegenen Gängen der Höhle Wasser zu suchen, um Tee zu bereiten. Sie erklären ehrfurchtsvoll, das Wasser sei „daru“, „Heilmittel“. Ich sehe nicht recht ein, weshalb man das köstlich kühlende Maß durch Tee verschandeln soll, aber für meine Freunde scheint es nicht anders zu gehen. Ich dringe darauf, die Höhle ganz kennenzulernen, um den Kameraden darüber berichten zu können, wenn sie Bemerkenswertes enthält. Unser Wirt erklärt sich bereit, überallhin mit mir zu kriechen. Aber mein guter Isfarer warnt entsetzt. Mit dem für den heutigen „ge-

bildeten“ Turkistaner charakteristischen Kauderwelsch aus eigener und importierter Sprache ruft er kläglich immer wieder: „Istid, räsikha, istid, apastni“, „Halt, Genossen, haltet, es ist gefährlich“.

Trotzdem durchstreifen wir die Grotte, so weit es möglich ist, ohne jedoch in dieser Wunderhöhle Auffallendes zu entdecken. Dann brechen wir auf, sehen uns auf dem Rückweg einen der vielen Grabhügel näher an und bleiben zur Nacht abermals bei unserm freundlichen Wirt.

Am nächsten Tage wird wirklich ein durchziehender Arbasführer für uns angehalten, wir scheiden von unserm Gastfreund, lassen uns für die nächsten Stunden auf dem Gefährt durchschütteln — mein Begleiter bringt es sogar fertig, auf dem Karren zu schlafen — und werden mittags mit ungläubigstem Staunen, wie wenn wir vom Mond kämen, in Isfara wieder empfangen.

Es ist nicht schwer, dem beredten Schneiderlein eine zweimalige Begegnung mit Räubern glaubhaft zu machen. Mein Begleiter beteiligt sich an diesem Scherz jedoch nicht. Er ist Allah dankbar, der ihn aus dieser Fährnis glücklich errettet hat.

G a s t g e s c h e n k e

Mein Führer nach Waruch stammt aus einem alten vornehmen Geschlecht. Er kommt nie ins Teehaus. Ich wundere mich darüber und glaube zunächst, er sei mit meinem Freunde verfeindet. Es ist mir daher immer etwas unbehaglich zumute, wenn sie bei mir zusammentreffen. Einmal erzählt er mir jedoch, daß auch sein Vater zu den Leuten gehört habe, die nie ein Teehaus betreten hätten, die Vornehmen täten das überhaupt nicht. Sonst habe ich an ihm nie ein exklusives Verhalten bemerkt, er ist mit allen gut Freund und weiß die derbsten Geschichten zu erzählen.

Er hat noch zwei Frauen aus der Zeit vor der Revolution, die dann die Eihe zur Pflicht machte. Er sagt, die Hauptfrau sei dreißig und die zweite einundzwanzig Jahre. Obgleich nun unter den Eingeborenen sehr früh geheiratet wird, will ich doch nicht glauben, daß er die zweite Frau als Zehnjährige gefreit habe, was unter den Bergbewohnern allerdings nichts Ungewöhnliches ist. Gelegentlich behauptet dann jemand, die erste Gattin sei vierzig und die zweite dreißig Jahre, er selbst zähle dreiunddreißig. Ich glaube, das trifft eher zu. Für die beiden Frauen sind zwei Häuser nötig, die an verschiedenen Enden des Dorfes liegen. Wenn sie zusammenlebten, gäbe es „Krieg“, sagt er.

Unter seinen Kindern ist ein geweckter Junge von

fünfzehn oder sechzehn Jahren. Unter der Bedingung, daß ich ihn photographiere, diktiert dieser mir eine Menge Kinderlieder. Kommt eines von den anderen Kindern hinzu, auch sein viel älterer Halbbruder, so fährt er sie gewaltig an, wenn sie die Lieder besser wissen wollen als er. Es gibt Raufen und Tränen, und ich muß oft erst eine Friedensaktion einleiten, bevor ich weiterschreiben kann. Am originellsten ist der Bengel, wenn er mit dem ernstesten Gesicht von der Welt ein wenig anrühige Späße diktiert, und weh dem Kameraden, der ihn durch Lachen stört!

So gibt es Arbeit hier und dort, von früh bis spät: meine schönsten Stunden sind, wenn die Musikanten des Abends in mein Zimmer kommen, singen und spielen. Die meisten trinken auch ganz gern einen guten Tropfen, wengleich einem solchen Sünder höllische Strafen bevorstehen. Mein Freund, der Teehausbesitzer, bittet denn auch, erst nach seinem Weggang zu trinken. Und als der dicke Hafis einmal trotzdem die vorbereitenden Zeremonien früher einleitet, verabschiedet er sich schnell mit irgendeiner Entschuldigung.

Angeregt durch den Alkohol, kommt häufig der eine oder andere ins Erzählen, und ich habe dann bis spät in die Nacht zu tun, um die Geschichten aufzuschreiben. Die anderen verschwinden nach und nach oder nicken ein bißchen ein. Erkläre ich jedoch, daß ich müde sei und schlafen wolle — wenn ein solcher Fang bevorsteht, hüte ich mich wohl —, so verabschiedet man

sich sofort, ohne an meiner Offenheit Anstoß zu nehmen.

In der Erinnerung liegen alle diese Bilder als eine ruhige, sonnenhelle Idylle, trotz der reichen Arbeit, die damit verbunden. Und doch muß, um das Bild zu runden, auch der leichte Schatten gezeichnet werden, der mehr als einmal darüber hinzieht. Mag sein, daß ich im Anfang nicht rechtzeitig und energisch genug abgewehrt habe — kurzum, mit der wachsenden Vertraulichkeit mehren sich die Ansinnen auf Gastgeschenke in nicht erfreulicher Weise. Meine Brillen hätte ich schon ein paarmal, den Rasierapparat mindestens ein halb dutzendmal verschenken können. Und es kostet viele Mühe, den Leuten klarzumachen, daß man auf eine so lange Reise von allem nur das Notwendigste mitnehme.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß diese Menschen über materielle Werte nicht verfügen und selber es für selbstverständlich halten, jeden Fremden an ihre Tafel und zur Nacht in ihr Haus zu bitten. Wenn sie reisen, so führen sie kaum mehr mit sich, als was sie auf dem Leib haben, denn sie finden überall das bescheidene Unterkommen, das sie gewohnt sind, wenn nicht bei Bekannten oder Verwandten der fremden Stadt, so auf der Matte eines Teehauses oder in einer Moschee. Was wir für unsere zivilisatorischen Bedürfnisse für unbedingt nötig halten, erscheint ihnen als glänzender Luxus. Und wenn ich sage, man müsse erst

einen „Duchtur“ (Doktor) fragen, welche Brille für den Bittenden passend sei, so heißt es, das sei nicht nötig, sie müsse nur genau so sein wie die meinige, dann sei sie richtig.

Zum Abschied kehre ich noch einmal in das Haus der Mullahs zurück. Ich möchte noch einmal unter den hohen Bäumen am Rande des Teiches sitzen und die friedvolle Stimmung tief in mich hineinsaugen. Man bringt ein kostbares Seidengewand und bittet mich, es einmal überzuziehen, damit sie sähen, wie es einem Europäer stehe. Die Farben sind herrlich, breite grüne und violette Streifen mit einer schmalen Goldborte am Hals und an den Ärmeln.

Ich sage zu meinem Schneiderswirt, der wieder mitgekommen ist, ein solches Gewand würde ich mir am liebsten von ihm machen lassen.

Aber was ist denn das? Er hat es schon eingewickelt und meint, es sei doch ganz selbstverständlich, daß der Mulla es für mich bestimmt habe. Ich will fragen, protestieren — wie soll ich mich dafür erkenntlich zeigen? —, aber ich bekomme von meinem Begleiter einen argen Verweis und sehe ein, daß es eine grobe Beleidigung wäre, wenn ich das Ehrengeschenk nicht annähme.

Doch nun genug von der bescheidenen Zurückgezogenheit des Dorfes, die großen Wunder Turkistans locken: Samarkand und Buchara.

Die Perle von Turkistan

In Samarkand führt vom Bahnhof eine Dampfstraßenbahn in die Stadt. Zunächst kommt die Russensiedlung, ein freundlicher Ort, der wie die Taschkenter Neustadt auch einen Basar hat, mit schattigen Straßen und niedrigen weißen Häusern. Aber das ist ja nicht das, was wir sehen wollen, darum schwingen wir uns alsbald auf einen der vielen Autobusse und lassen Neusamarkand in sausender Fahrt hinter uns.

Bald kommen wir an den Anfang einer schnurgeraden Allee, und da erheben sich schon am Eingang der Altstadt die ersten grandiosen Ruinen. Zu ihren Füßen machen wir halt und stehen nun staunend an einem Platz, der zu drei Seiten von riesigen Gebäuden eingerahmt wird. Es sind drei der berühmten Mädräsäs Samarkands, geistliche Hochschulen, die immer mit einer Moschee verbunden sind, und in denen die Schüler zugleich wohnen.

Der Glanz dieser Gebäude läßt sich nicht beschreiben, wenn er heute auch längst nicht mehr so vollkommen ist wie zur Zeit der Erbauung. Es ist bekannt, daß das Material dieser Bauten wenig widerstandsfähig ist. Sie sind von außen häufig ganz mit farbigen, meist blauen und grünen Ziegeln überzogen, deren Farbe unverwüstlich ist, die aber mit der Zeit alle abbröckeln. Auf unserm Platz, dem Registan, stehen

noch zwei „Munars“ (Minarett's), schlanke und sehr hohe Türme, von denen herab zur Andacht gerufen wird. Einen davon muß man hier mit starken Stricken vor dem Einstürzen bewahren.

Ich suche mir Quartier in einem Serail, einem einheimischen Gasthof, in dem die Leute, die in der Stadt Geschäfte zu erledigen haben, zugleich ihre Pferde, Esel und Kamele unterstellen können. Die Gebäude schließen sich in Vierecken zu zwei Höfen zusammen. Der hintere enthält längs den Wänden überdachte Stände mit Krippen für das Vieh. Der erste Hof wird von zweistöckigen Gebäuden umschlossen, den Wohnungen für die Menschen. Das Erdgeschloß ist weiter in den Hof hineingebaut als das obere Stockwerk. Dadurch entsteht oben eine Galerie, auf der man in heißen Nächten draußen schläft. Auch auf dem Hof werden dann niedrige breite Podien aufgestellt, mit Teppichen und Decken belegt und zum Schlafen eingerichtet. Ich erhalte einen Raum im Oberhaus, der ein Fenster nach der Straße, eins nach dem Hof und den Eingang von der Galerie aus hat. Tagsüber hält man alles geschlossen, teils wegen der Hitze, teils aus Sicherheitsgründen. So ist es in dem nach einheimischer Sitte eingerichteten oder vielmehr nicht eingerichteten Raum kühl, aber etwas muffig, und ich muß in der Nacht Türen und Fenster weit aufmachen.

Am Spätnachmittag wandere ich hinaus in der Richtung der berühmten alten Bauten. Da bietet sich

ein überraschendes Bild. Das lebende alte Samarkand ist ein Dorf wie die Altstadt von Taschkent, nur längst nicht so groß an Ausdehnung. Am Ausgang wieder Prachtbauten, z. B. über Gräbern aus der Timurzeit. Dann kommt man an einer modernen Moschee vorbei auf ein weites hügeliges Gelände. Hier dehnen sich weithin Felder mit Gräbern aus verschiedenen Zeiten. Biegt man nach einer Weile rechts quersfeldein, so steht man bald vor dem hinteren Ausgang von Schahisindä, jener prunkvollen Ansammlung von Fürstengrabhäusern, deren reich variierte Ornamentik uns bei jedem Schritt neues Staunen entlockt.

Überquert man die Gräber nach der anderen Seite, so gelangt man nach Afrasijab, dem ältesten Teil von Samarkand, der schon zu Alexanders Zeit bestand. Heute ist es ein unansehnlicher Hügelkomplex mit den Spuren von Wohnungen aus der Besiedlung im ausgehenden Mittelalter. Hier und da hat man Grabungen versucht, die, schon in kleinem Umfang ausgeführt, Interessantes zutage gefördert haben.

Mittlerweile ist die Sonne tiefer am Horizont herabgestiegen, und es ist, als wenn die Landschaft erst jetzt Relief erhielte. Zu meinen Füßen windet sich ein Flüßchen durch ein fruchtbares Thal voll satten Grüns. Ich gewahre jetzt auch drüben außerhalb von Schahisindä solch eine prangende Landschaft, sie tritt rings am Horizont in dunklen Umrissen hervor. Weit draußen, auf einem Hügel, der überall sichtbar ist,

leuchtet ein Gebäude, auch dies ein Grabmal, hoch über dem blühenden Thal. Dahinter die schneebedeckten Bergriesen, die in der Abendsonne leuchten.

Wie ich zur Stadt zurückwandere, strahlt im letzten Licht noch einmal das starke Blau der Ziegel von Schahisindä zu mir herüber, die Berge drüben schwimmen in zartem Blau, der Sand, die Gräberhügel werden von diesem Blau übergossen. Dann erlischt es. Bleich, weiß glimmen die Flächen von Schahisindä, es wird Nacht. Als ich bei der Stadt ankomme, stehen die dunklen Umrisse der gewaltigen Prachtbauten gegen den verlöschenden Abendhimmel. Sie scheinen mächtig gewachsen gegenüber dem Tage.

Der Tag, das Licht, die sind hier streng und unerbittlich, sie dulden keine Größe, kein Hervortreten, keine Farbe. Als ein graues Gespenst hockt das Licht auf allen Gegenständen, es frisst die Farben auf, so daß unser Auge sie überhaupt nicht mehr wahrnimmt. Die Berge schwimmen wie in flüssigem Glas, das Licht ist etwas Materielles geworden, das sich zwischen sie und uns schiebt. Oftmals weiche ich wie betroffen zurück, wenn ich plötzlich in den Schatten komme und mir die Farben der Gewänder entgegenleuchten, die ich im Sonnenglanz gar nicht bemerkt habe. Es ist darum auch ein eigen Ding mit dem „malerischen“ Element dieser Landschaft. Tagsüber malt sie überhaupt nicht, da zeichnet sie nur, Schwarz-Weiß, Dunkel-Hell, aber nicht im Gleichmaß, sondern mit der

ganzen Unererschöpflichkeit wunderreichen, unerschlossenen Orients. Allein das Spiel der Linie ist so vielgestaltig, daß man in jedem Hauseingang stehenbleiben und all die tausend „malerischen“ Winkel hinter den hohen Mauern der Städte und Dörfer festhalten möchte.

Samar kand hat mehr als eine Zahl reizvoller Bildchen, es hat außerdem noch die großen Prunkbauten, die es weltberühmt gemacht haben: Tamerlans Grab, die Mädräsäs, Schahisindä. Und doch, stärker als die Besichtigung jeder einzelnen dieser Sehenswürdigkeiten wirkt der Gesamteindruck dieser einzigen Stadt. Sie lebt — oder träumt sie nur im Halbschlummer dörflichen Friedens? —, nur von ferne berührt von Europens eifriger Geschäftigkeit; überragt von Denkmalen höchsten kulturellen Glanzes; eingebettet in eine bezaubernd schöne Landschaft. Ferne, verschiedenste Jahrhunderte, Jahrtausende zugleich läßt ihr Anblick vor uns Wirklichkeit werden.

W e l t s t a d t

Nach Buchara muß man des Abends kommen. Der Bahnhof liegt weit, ganz weit draußen. Dort ist Neu-Buchara entstanden, aber dieser Ort hat mit dem alten berühmten Emirssitz nichts als den Namen gemeinsam.

Der Autobus bringt uns bis zum Herzen der Stadt, bis vor den Basar. Dort dehnt sich ein weiter Platz mit zwei großen Mädräsäs. In der Nähe ist ein Teich, und hier trifft sich nach Sonnenuntergang ganz Buchara.

Sind wir zu einem Faschingsfest geladen? Hier ist Lärmen, Trubel, Buntheit, Fülle, Musik, Gesang. Da schiebt sich eine nicht enden wollende Menge vor Kinos, Zirkus, Eisverkäufern, Teehäusern. Andere Farben als in Taschkent! Rote, geblünte Gewänder der Bergbewohner, die man in Samarkand gelegentlich sieht, sind hier häufig. Aber nicht nur Männer tummeln sich hier, um nach der Glut des Tages Kühlung und Labung zu suchen — ebensoviele Frauen beleben das Bild, nur hier und da huscht eine nach alter Weise tief verschleierte Frau mit einem Kind auf dem Arm an uns vorbei, um schnell sich in einer Seitengasse den Blicken der Menge zu entziehen.

Aus den Teehäusern tönt das Spiel von Flöte, Tamburin und ein Gesang, der schon mehr ein Schreien ist. In einem russischen Restaurant nebenan hört man von Geige und Klavier irgendeinen etwas antiquierten europäischen „Schlager“. Alles wird übergellt von der Blaskapelle im russischen Wanderzirkus, welche die Ungeduldigen über die vielen Pausen hinwegbringen soll. Läßt der „Artist“ gar zu lange auf sich warten, vernimmt man aus dem Zelt Hände-

klatschen und spöttische Zwischenrufe weit über den Platz hin.

Am Tage will es uns bedünken, als könne all dies Leben, das wir mit staunenden Sinnen erlebt haben, nicht Wirklichkeit gewesen sein. Wir möchten selbst diesen Platz eher fliehen, so unbarmherzig prallt die Sonne darauf. Müssen wir ihn überqueren, so suchen wir zunächst zu erspähen, wo wir am schnellsten den Schatten eines Hauses gewinnen können. Nur die Droschken halten den ganzen Tag über mitten in der Sonnenglut.

Die Lebensmittelverkäufer haben ihre Waren dicht verhängt. Treten wir hinzu, um etwas zu kaufen, so stürzt sich gleich ein Schwarm Fliegen auf alles Eßbare. An jeder Ecke wird Eis und Mineralwasser feilgeboden, Männer und Kinder mit großen Krügen schreien mit lauter Stimme „Eiswasser, Eiswasser“ — zweifelhafter Provenienz — aus. Nur die bunte Menge in den Teehäusern scheint dieselbe geblieben, wieder haben sich ein paar Musikanten zusammengefunden, die irgendeinen Sangeslustigen begleiten oder auch auf der Laute eine alte Weise ertönen lassen.

Die Zahl der Moscheen und Mädräsäs Bucharas scheint ungemessen. Freilich sind viele von ihnen heute unscheinbar, nachdem die kostbaren farbigen Ziegel größtenteils abgefallen sind. Dafür gibt es dort aber Ziegelsteinbauten aus sehr alter Zeit mit kostbarer Innenarchitektur. Heute werden die Mädräsäs viel-

fach zu Wohnungen benutzt, einige jedoch sind wegen Vorfälligkeit geschlossen und werden vom Museum verwaltet. Von der Emirsburg steht noch die riesige, achtunggebietende Mauer, der Thron ist auch noch zu sehen und ein altes, schauerliches Gefängnis. Das große Gefängnis ist ein gewaltiger, düsterer Kuppelbau abseits von der Burg, noch ganz erhalten. Der schönste Platz Bucharas ist nur klein an Umfang, aber großartig in seiner architektonischen Anlage: auf der einen Seite erhebt sich eine Mädräsä, gegenüber die Freitagmoschee mit ihren ungeheuren Ausmaßen, schräg davor strebt ihr „Munar“ gen Himmel. Das ist der „Turm des Todes“, von dem aus zur Zeit der Emire die Verbrecher in die Tiefe gestürzt wurden.

Von diesem Minarett aus blickt man über die ganze Stadt und weithin über die grüne Ebene. Und hier wird einem das Eigenartige Bucharas erst recht bewußt. Das ganze Weichbild der Stadt wird von der alten Stadtmauer umgrenzt, über diesen Rahmen gibt es kein Hinausstreben. Was wir jenseits im Schatten uralter Bäume an Baulichkeiten sehen, ist auch alt: einige Außenmoscheen und ehemalige Landitze des Emirs.

Die herrlichen wogenden Felder da draußen kommen mir nicht aus dem Sinn, und gegen Abend muß ich hinauswandern, um mich draußen zu erfrischen. Die Sonne ist im Sinken begriffen. Jetzt ziehen Wasserträger mit großen ledernen Schläuchen die

Straße entlang. Sie streben zu irgendeinem Moscheeteich, einem Graben oder einem Brunnen und schleppen mit großer Anstrengung das Wasser, um es auf der Straße auszugießen und so den furchtbaren Staub zu bekämpfen. Ich verlasse die Stadt durch eins der alten Tore, nach denen man sich noch heute orientiert.

Gleich hinter dem Tor komme ich an einen Brunnen. Neben diesem steht ein Pfahl mit einem schwingenden Querbalken, daran hängt an der einen Seite der Strick mit dem Eimer, an der andern ein schwerer Stein als Gegengewicht. An der Stadtmauer entlang dehnt sich weit ein Friedhof. Die Gräber sind mit steinernen Tonnengewölben überdeckt, die oft wegen Platzmangels in Reihen übereinanderliegen. Bald umfängt mich ein wundervoller Wohlgeruch, der Feldern und schattigen Bäumen entströmt. Ich kann mich erst bei völliger Dunkelheit von diesem paradiesischen Ort trennen und kehre, um sicher zu gehen, auf demselben Weg zurück, den ich gekommen. Aber o weh, das brave alte Tor hat sich für heut geschlossen, kein Klopfen, kein Rufen hilft, der Schließer schläft drinnen irgendwo den Schlaf des Gerechten.

Ich gehe an der Mauer entlang zum nächsten Tor. Da ragen riesige Balken, es ist ein Wald von Holzpfehlern — der Holzbasar. Ringsum liegen Schläfer am Boden, die hier offenbar ihr Eigentum behüten. Sie sind schlastrunken und bekümmern sich nicht dar-

über, wann das Tor geöffnet werden wird — „Morgen, morgen früh!“ Vor diesem Tor sind keine blühenden Felder, ein übler Geruch verbreitet sich draußen. Hier ist ein weiter Platz vor der Stadt, der Viehmarkt mit den Schlachthäusern. — Nach einigem Suchen finde ich schließlich das Tor, das nach dem Bahnhof hinausführt und den späten Wanderer aufnimmt.

Die Mauer gibt dieser Stadt das Gepräge. Hier gibt es nicht zwei Hälften, zwei Städte, die jede für sich hinleben, wie in Samarkand und in Taschkent. Sondern innerhalb des einmal gegebenen Umkreises treffen die beiden Welten, Orient und Okzident, zusammen — prallen zusammen, wenn man will.

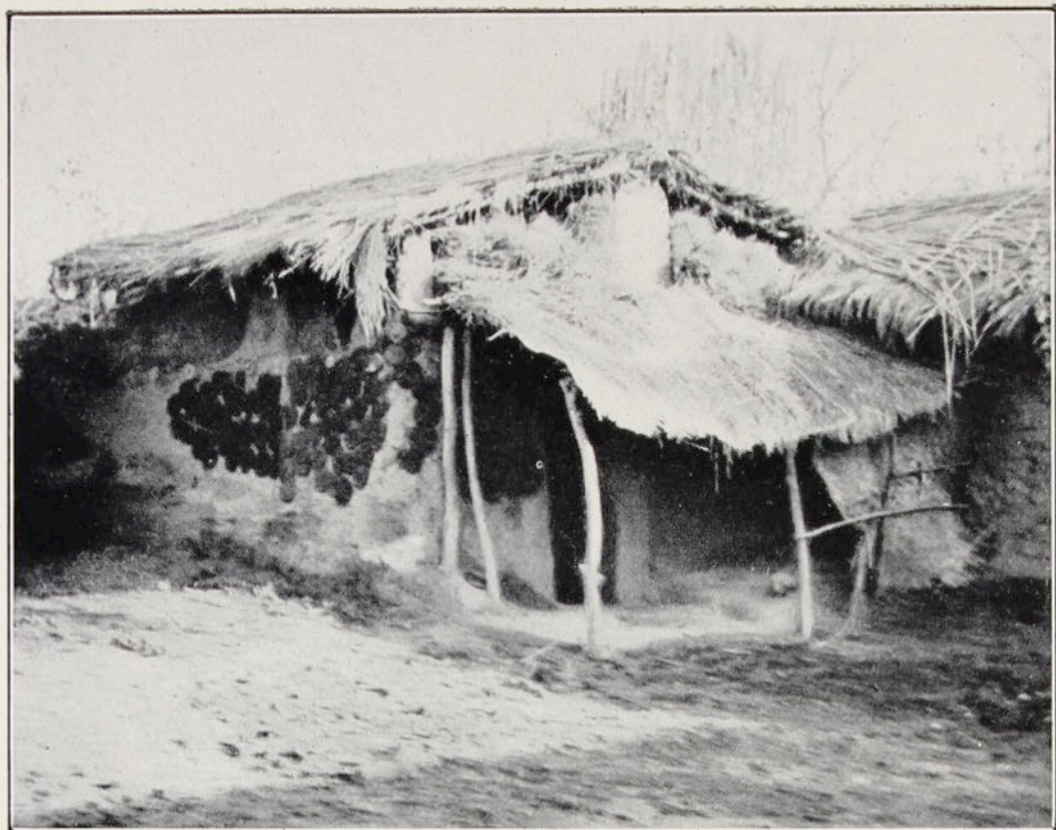
Sieht man genauer hin, so gewahrt man, daß dieser Austausch hauptsächlich in der Umgegend jenes Teiches am Eingang des Basars stattfindet, wenn er sich nicht überhaupt auf diesen Teil der Stadt beschränkt. Zwar führt durch den Basar auch eine Autostraße, zwar verkauft man in den ersten Straßen vornehmlich europäische Kleidungsstücke und Gebrauchsgegenstände. Alles andere aber ist noch der alte Basar. Der besteht hier aus massiven Steinbauten. Die Straßen sind hohe Gewölbe, die an den Kreuzungen zu imposanten Kuppelbauten zusammenlaufen. Jenseits dieses Gebäudekomplexes setzt sich der Basar in Holzbauten fort, wie wir sie in Taschkent kennengelernt haben. Einzelne Zweige des Handels, wie der mit Holz, haben endlich, wie erwähnt, wegen



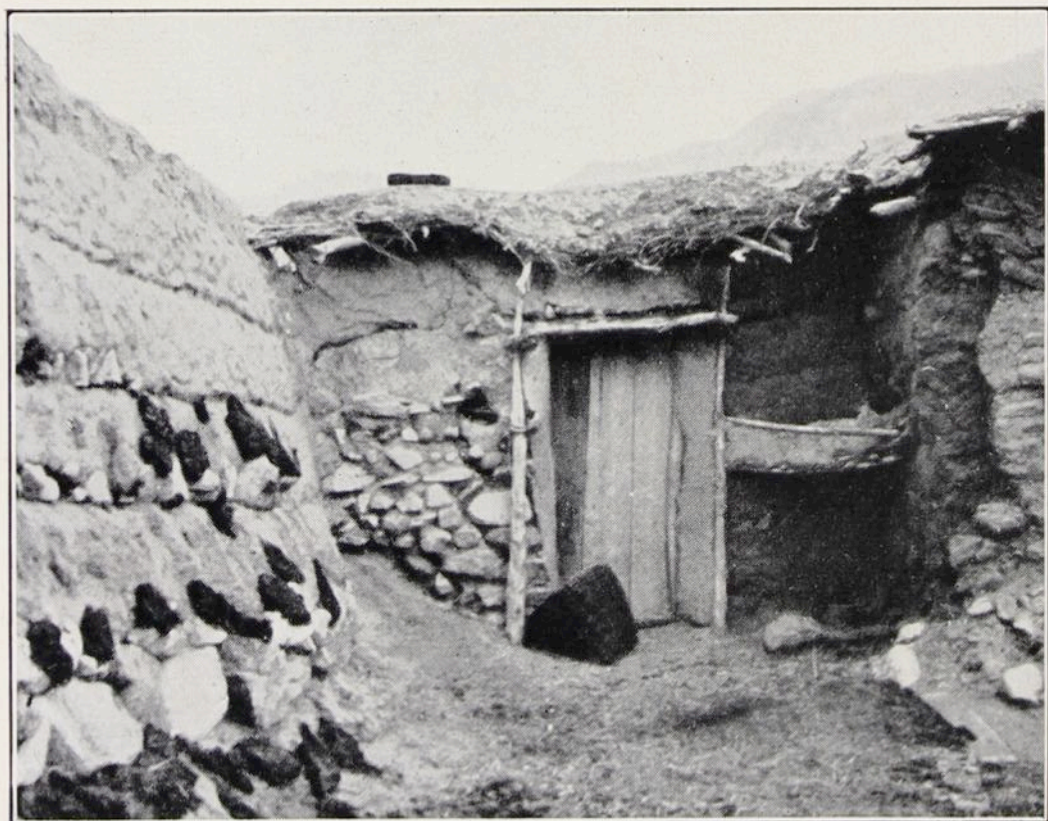
Unter dem Sonnendach eines Basarstands. Düschembe



Blick in ein Basarzelt. Düschembe



Stall eines Tadschikenhauses in Düschanbe



Hof eines Tadschikenhauses in den Vorbergen des Pamir

der besonderen Beschaffenheit ihrer Objekte vor den Toren ihren eigenen Platz.

In den kleineren Ortschaften kommen ein- oder zweimal wöchentlich die Händler der Umgegend zum Basar zusammen, wie bei uns zum „Markt“. Sie haben ihre bestimmten Stände, die sonst geschlossen sind. In Buchara ist jeden Tag „Basar“ — Markttag, nur einzelne Zweige, z. B. der Viehhandel, haben allein am Donnerstag Verkauf.

Gegenüber wohlhabenderen Zeiten mag der Basar Bucharas seinen Glanz verloren haben. Wo gäbe es noch solche Umsätze wie vor dem Krieg? Aber die Mittel des Handels, die Werkzeuge des Handwerks sind noch dieselben wie in alter Zeit. Da sitzt ein Mann mit entblößtem Oberkörper und gewaltigen Muskeln und zieht stundenlang zwei Riemen hin und her, die einen Schleifstein in Bewegung setzen. Da hämmern die Kupferschmiede getriebene Muster in Kannen und Teller. Und da weht noch die alte, vornehm ruhige Luft in der Gasse der Goldschmiede, die dort Silber, aber auch Gold schmelzen und zu kunstvollem Filigranwerk drehen.

Wann werden die Maschine, das Einheitsmuster, der Normaltyp das alles verdrängt haben?

Niemand weiß darauf zu antworten. Wer Buchara wieder sieht, erzählt, wie es sich verändert habe. Nun ja, Buchara ist eine lebendige Stadt. Nirgends findet die Auseinandersetzung des Alten mit dem Neuen so

intensiv statt wie hier. Soll man darum sagen, diese Stadt habe keinen Stil?

„Die Neue Stadt Buchara — das ist die Altstadt“, sagte mir ein Bucharar; „früher war sie alt, jetzt ist sie neu geworden.“

Diese Stadt hat einen sehr großen, sehr eigenen Stil.

Wieder im ländlichen Frieden

Zuviel harrt an der Stätte meiner ersten Tätigkeit noch tieferen Sichversenkens. Deshalb gehe ich vor der Reise nach dem Pamir noch ein zweites Mal nach Isfara.

Diesmal fahre ich allein. Wieder dieser Zauber der Erwartung, der Flucht vor der Zivilisation, der Berührung mit einer Natürlichkeit, die zugleich Kultiviertheit ist, des Untertauchens in eine andere Welt! Aber diese Erwartung ist jetzt ein Wissen. Sicherlich werden die Freunde bei meiner Ankunft im Teehause sitzen. Sie werden mehr erfreut als überrascht sein, man wird die großen Koffer mit Ehrfurcht bestaunen und mit Hingebung überallhin schleppen, und alles wird so sein, als wenn man dorthin zurückkehrt, wo man daheim ist.

Es ist ein naßkalter Tag, an dem ich ankomme. Die Züge fahren zu andern Zeiten, so lande ich erst bei Einbruch der Nacht in Isfara und lasse gleich

beim Teehause meines Freundes vorfahren. Wirklich sitzen dort alle versammelt. Und doch scheint es mir, als habe sich etwas verändert.

Ich erkläre, bei dem dicken Hafis wohnen zu wollen, erstens, weil ich es ihm versprochen hätte, und zweitens, weil dort mehr Platz sei, um die große Sprechmaschine aufzubauen, die ich diesmal für genauere Aufnahmen mitgebracht habe. Der Dicke fühlt sich geehrt, wenn es auch seinem beneidenswerten Phlegma entgegen wäre, seine Triumphatorgeföhle offen zu zeigen. Er hat mir zugesagt, daß ich einen großen Raum für mich allein bewohnen könne. Nun wird aus Gründen, die ich nicht ganz einsehe, sein Bruder zu mir einquartiert.

In den nächsten Tagen merke ich gar bald, daß irgend etwas nicht stimmt. Ich erfahre denn auch, mein früherer Wirt sei tief betrübt, daß ich sein Haus verschmäht hätte. Wenn ein Gastfreund bei ihnen nicht wieder in dasselbe Haus zurückkehre, sagt man mir, so bedeute das, es habe ihm dort nicht gefallen. Ich brauche dagegen ja nur auf die Unmöglichkeit hinzuweisen, meine Aufnahmen in dem kleinen Raum machen zu können; man sieht das mit dem Verstande ein, aber ich fühle irgendeine Befremdung. Was bedeuten ihrer Herzenseinfalt unsere „sachlichen Gründe“?

Mein Führer nach Waruch hat jetzt, so scheint mir, auch nicht mehr so viel Zeit für mich. Es ist ihm sichtlich nahe gegangen, daß er als einer der treuesten

Gefährten immer noch nicht die längst verdiente Brille erhalten hat. Ich habe zwar versprochen, ihm nach der Rückkehr aus dem Gebirge eine zu schicken, und es ist mir ganz selbstverständlich, das auch zu tun. Aber er mißt dieses Versprechen ja nicht mit dem Maß eines deutschen Ehrenworts, sondern so, als wenn er mir verspricht, am nächsten Tag um sechs Uhr mit mir nach Waruch zu fahren, und dann selbstverständlich nicht erscheint.

Vielleicht wird man auch durch die kritischere Einstellung gegenüber dem gebotenen Sprachstoff gelangweilt. Im Anfang — zur Einführung — habe ich alles über mich ergehen lassen, auch die religiösen Weisen, die ihnen so sehr am Herzen liegen, die aber für uns wenig Neues bringen, weil sie aus der hohen Literatur importiert sind.

Der Teehausbesitzer ist der erste, dem ich klarmachen kann, was ich suche. Ich fange Redewendungen der Umgangssprache auf, die ich in der Unterhaltung seiner Gäste erlauscht habe, und frage ihn hinterher, was sie bedeuten. Ihm macht es Spaß, mir allerhand bemerkenswerte Ausdrücke der Volkssprache nachzuweisen und mir auch zusammenhängende Geschichten darin zu erzählen. Von irgendwelcher Originalität ist bei diesen allerdings wenig vorhanden. Im Umlauf sind Märchen und Schwänke, wie sie im vorderen Orient überall erzählt werden. So hat nur die sprachliche Form Bedeutung, und deshalb lasse ich mir

mehrfach eine Geschichte, die ein „Gebildeter“ erzählt hat, später in einfachen Worten nacherzählen und diktieren.

Anders ist es mit den Kinderliedern. Hier entdecke ich einen Schatz, der für die Literatur- und Kulturgeschichte Turkestans von größter Bedeutung ist. In der Form dieser Verse haben wir nämlich ein sehr altes Erbteil vor uns, das gegenüber den Massen der hohen Literatur einerseits und der türkischen Verskunst andererseits im Verschwinden begriffen ist und sich nur noch in diesen wenigen Resten gehalten hat.

Nehmen wir einen Abzählreim von der Art derer, die wir als Kinder in meiner hannoverschen Heimat sangen und die bei uns etwa lauteten:

Enter — tenter
 tiro — menter
 enter — tenter — ab.

Ganz ähnlich singen die Kinder von Isfara:

Allan dullan
 chodscha kelan
 mir u ambar
 tšchor u tšchambar
 akka dumdum
 Samarkan.

Alle Kinder sitzen im Kreis und strecken die Beine vor. Auf jedes Füßchen kommt ein Wort. Wer das letzte Wort des Reims erhält, darf das Bein einziehen.

Über das übrigbleibende Weinchen fallen die andern Kinder her und raufen es. Zum Schluß reiben alle die Knie und singen:

Ufīni दौरا sangtscha
 ifīni दौरا sangtscha
 oimhoi satangtscha.

Das heißt: Jenseits des Flusses ein Steinchen, diesseits des Flusses ein Steinchen — Frauen in Satinchen, d. i. in Gewändern aus Satin.

Als ich nach den Zeremonien bei Hochzeit und Begräbnis frage, erklärt man mir, dazu singe man keine tadschikischen Lieder mehr, die seien heute alle usbekisch. Nach langem Forschen wird mir ein Mann gezeigt, der noch eine alte Totenklage wisse. Als ich darauf dringe, augenblicklich mit ihm bekannt zu werden, werden spöttische Redensarten laut. Der Mann sei ja halb verrückt. Nur widerstrebend zeigt mir der redselige Schneider seine Hütte.

Als wir eintreten wollen, ist die Thür verschlossen. Auf unser Rufen wird nicht geöffnet. Ich will mich zum Gehen wenden, da rufen Vorübergehende belustigt, der Narr sei bestimmt zu Haus, sie hätten ihn vor kurzem hineingehen sehen.

Nach einer ganzen Weile wird geöffnet. Ein jüngerer Mensch von verwildertem Äußern, aber weichen Zügen steht schlaftrunken vor mir. Die Hütte hat kein Fenster, durch den Türspalt sehe ich große Wasser-

krüge stehen, die geformt, aber noch nicht gebrannt sind. Der Mann ist Töpfer.

Der Schneider redet heftig auf ihn ein, aber der Spott der Worte scheint dem Mann weh zu tun, er zeigt wenig Neigung, mir etwas von seinem Wissen preiszugeben. Ich spreche ihm gut zu und sage, ich hätte gehört, er allein wisse noch die alten Totenlieder, ob er sie mir nicht sagen wolle, ich möchte sie gern aufschreiben, denn ich fände sie viel schöner als die neuen. Das findet den Beifall meines neuen Gewährsmannes, er erklärt jedoch, hier sei nicht der Ort, er wolle mich ans Ufer des Flusses führen, dort lasse sich so etwas besser singen.

Trotz aller Sticheleien des Schneiders läßt der Mann sich nicht davon abbringen, uns an eine bestimmte Stelle zu führen, die seiner Meinung nach besonders geeignet für seine Klagelieder ist. Er beginnt zu singen, und ich erkenne alsbald, daß hier wertvolles Gut steckt. Allein, die Diktierweise des Mannes ist so schwierig, daß ich das Mitschreiben bald aufgebe und ihn bitte, mich einmal in meiner Wohnung zu besuchen, wenn niemand anwesend sei, dann würden wir eher zum Ziel kommen.

Der Schneider schlägt vor, ans andere Ufer zu gehen. Dort wohne ein Freund von ihm, der einen herrlichen Garten mit mannigfachen Früchten besitze. Der Sänger willigt ein, wie jemand, der dadurch weder zu gewinnen noch zu verlieren hat. Als bald

wartet der Schneider uns voraus durch den Fluß und winkt, nachdem er einige Tiefen durchquert hat, vergnügt vom jenseitigen Ufer, ihm zu folgen.

Mein Sänger sagt:

„Natürlich kannst du nicht wie einer von uns durch den Strom waten. Ich werde dich tragen.“

Wieviel Lebensart liegt in dem Einfall dieses Mannes, der von allen verlacht wird! Wie kommt es, daß ich mich zu seiner täppischen Schlichtheit mehr hingezogen fühle als zu der Bildung der anderen? Haben sie sich wirklich gegenüber meinem ersten Besuch verändert? Oder liegt der Wechsel nicht nur an mir, der jetzt nicht mehr Gastfreund, freudig Empfangender, sondern Besucher und Suchender ist?

Im Anfang war es die religiöse Gebundenheit dieser Menschen, jeder ihrer alltäglichen Handlungen, die mir einen so starken Eindruck machte. Ich fühlte, wie alles in ihnen — Denken, Fühlen, Wollen — auf ein Zentrum, die Religion, bezogen war und daß auch die sozial Niedrigerstehenden von dieser Art der Bildung erfaßt waren.

Unsere Bücher nennen das wohl „orientalische Seele“. Aber ist diese Lebensform — so hoch sie stehen mag, so sympathisch sie immer wieder berührt — wirklich selbst Seele? Angesichts des armen, ungebildeten Teufels ahnen wir unter der Gemessenheit der andern ein Kräftespiel, das dem unsern näher ist, als wir vorerst zu erfassen vermochten. Wer aber will

scheiden, was hier Gebundenheit ist und wo das liegt, was gebändigt wurde?

Vielleicht trifft alles, was wir über eine fremde Religion sagen, immer im wesentlichen daneben, weil wir nicht die Voraussetzungen haben, den Glauben der andern. Dieser Glaube mag noch so rein und erhaben sein, noch so viel des „allgemein Menschlichen“ enthalten, er bleibt Voraussetzung, und diese ist voll verständlich und ausfüllend nur für den, der sie teilt. Wer sie nicht glaubt, für den bleiben immer Reste des Nichtverstehens. Zu leicht meinen wir, durch wissenschaftliche Erkenntnis diese Reste auflösen, aufheben, „verstehen“ zu können. Das verführt dazu, Grenzen zu überspringen, Unterschiede zu verwischen. Besteht nicht vielmehr die Aufgabe der Wissenschaft darin, aufzuspüren, wo solche Reste — bei uns und bei den andern — liegen, und letztlich verstehen zu lehren, warum wir nicht alles verstehen können?

Meinen Sängler besuche ich hinfort immer allein. Einmal sehe ich ihn durch eine Spalte der Wand im Hinterraum der Höhle schlafen mit einem friedlichen, kindlich seligen Ausdruck im Gesicht. Ich scheue mich, ihn zu wecken. Aber schläft er wirklich? Als ich mich leise entfernen will, ruft er mich an und bittet mich, einzutreten.

„Was tatest du?“ frage ich freundlich.

Er führt mich in seinen erbärmlichen Unterschlupf und zeigt auf die bizarren Figuren, die das Licht, durch

die Ritze der Wand dringend, auf dem Boden malt: „Siehst du, die andern lachen über mich, ich weiß es. Dann schließe ich mich ein und beobachte das merkwürdige Licht und denke mir allerhand aus.“

Europäisches

Die phonographischen Aufnahmen erregen, wie nicht anders zu erwarten, die Beteiligung des halben Dorfes. Meine Hauptaufgabe besteht darin, die verschiedenen Interessenten nach kurzer Besichtigung hinauszukomplimentieren. Uhrwerk und Phonoapparat habe ich im Zimmer aufgestellt. Dieses liegt im ersten Stock. Der Draht, der das Mikrophon mit der Maschine verbindet, reicht bis auf die Galerie, die sich auf der Innenseite des Hauses hinzieht. Dadurch verhindere ich, daß das Geräusch des Uhrwerks mit aufgenommen wird.

Leider bekommt das Wunderwerk der Technik eines Tages einen Knacks. Man empfiehlt mir den „Meister“ des Dorfes, der sicher Rat wisse. Ich habe Grund, daran zu zweifeln. Denn die mancherlei Fachleute, die sich um die Komposition der Maschine bemühten, haben einstimmig versichert, daß ein Versagen ausgeschlossen sei. Sollte es — schlossen sie mit wissenschaftlicher Bescheidenheit und Atribie — wider Erwarten doch eintreten, so könne es sich höchstens um die und

die Teile handeln, und dann sei ich allerdings aufgeschmissen.

Leider handelt es sich gerade um die und die Teile, das stellt sogar mein Dorfsachverständiger mit nicht geringem Orientierungsvermögen fest. Mithin bin ich im Augenblick aufgeschmissen und bin froh, eine Reihe von Ersatzaufnahmen mit dem einfachen Phonographen machen zu können. Aber auch hier waltet ein Geschick, das niemand voraussehen konnte. Denn selbstverständlich konnte ich nicht zu Haus sämtliche Walzen durchspielen, um ihre Güte zu erproben, dann wären sie wertlos geworden für meine Arbeiten.

„Sehen Sie, Herr Doktor“, hatte der treffliche Alte erklärt, der sie mir verkaufte, „da ist eine wie die andere.“

Und von denen, die wir probierten, war eine wie die andere. Aber an Ort und Stelle — im Ernstfall — ist jetzt keine wie die andere. Alle sind ungleichmäßig in der Stärke. So habe ich die kunstvoll-teure Membran, die von einem eigenen Fachmann konstruiert worden ist, für jedes Stück besonders einzustellen. Dadurch geht allerhand Material verloren. Eine Ersatzsendung, die ich sofort telegraphisch in Berlin anforderte, hat mich nie erreicht. Es ist ein Glück und beinahe ein Wunder, daß trotz dieser widrigen Umstände mir viele und gute Aufnahmen gelangen.

Mit Auge, Ohr, Bleistift und Papier arbeiteten die

Forscher in alten Zeiten, denen wir die wertvollsten Kenntnisse über fremde Länder verdanken. Sie waren alles in eins: Gelehrte, Köche, Eseltreiber, Techniker. Heute bei der ständig wachsenden Differenziertheit des Lebens braucht man für all dies und noch viel mehr je ein Dezernat. Also reise man mit einem Stab von Technikern, wenn man sicher ist, daß sie nicht an jeder Wegbiegung die Klügeren sein werden. Es lebe die Zivilisation, die uns nicht hindert, sie sollte leben, wenn es sie gäbe!

Im Teehaus treffe ich jetzt öfter den Redakteur einer Taschkenter Zeitung, der hier in seinem Heimatdorf auf Urlaub weilt. Er ist schon ein wenig an abendländischem Denken geschult und macht mich von sich aus auf Eigentümlichkeiten des Isfärer Dialekts aufmerksam. Ich kann auch eine ganze Reihe von Schülern der Sowjetschulen zu meiner Arbeit heranziehen. Freilich bieten sie weniger Material; ihre Sprache ist zumeist schon zu stark abgeschliffen gegenüber dem Heimatdialekt. Aber gerade durch diesen Vergleich gewinne ich Gesichtspunkte, nach denen ich mich orientieren und auf die ich weitere Nachfragen aufbauen kann.

Der Angleichungsprozeß an die abendländische Lebensweise vollzieht sich ungeheuer rasch, ich möchte sagen, vor meinen Augen. Junge Leute, die ich bei meiner Ankunft im einheimischen Chalat kennengelernt habe, werden im Zeitraum von wenigen Monaten

halb zu Russen. Mit der russischen Kleidung wird vielfach auch die Sprache oder doch eine Unmenge von Lehnwörtern in die eigene Sprache aufgenommen.

Das Alter, in denen die Bevölkerung zu staatlichen Bildungskursen herangezogen wird, ist verschieden. Ich lerne auch ältere Männer kennen, die einen solchen ein- oder mehrjährigen Kursus besuchen. Während dieser Zeit haben die Leute völlig freien Unterhalt einschl. Kleidung. Wie stark der Einfluß im einzelnen ist, läßt sich kaum entscheiden. Die Frauen, die sich der neuen Bewegung anschließen, sei es durch Schulen, sei es durch Heirat mit Milizsoldaten, legen den Schleier ab. Während ich Isfara besuche, dürfte die Zahl der Schleierträgerinnen jedoch bei weitem noch überwiegen.

Mitte Juni ist meine Zeit in Isfara abgelaufen. So begeben sich nach der Stadt Dsch im Osten des Ferganatales, dem Sammellager unserer Expedition. In der Bahn treffe ich einen Tadschiken mit seinem etwa siebenjährigen Söhnchen. Um mir zu zeigen, was die Jugend heutzutage lernt, fragt der Vater das Kind:

„Chudo bor-mi?“ — „Gibt es einen Gott?“

Darauf sagt der Junge mit rührender Bestimmtheit:

„Chudo nist, hämäsch äs pabrika buromät.“ — „Gott gibt's nicht, alles ist aus der Fabrik gekommen.“

Zum Mittelpunkt von Himmel und Erde

Auf den Seidenstraßen des Altertums

Zwei gewaltige Barrieren haben wir auf dem Wege von Dsch im Ferganatal, wo sich unsere Expedition versammelt, zum Pamir zu überqueren: das Alai- und das Transalaigebirge, zwei größtenteils unerforschte Höhenzüge, die vom Chinesischen Turkistan her ungefähr in parallelem Zug ost-westlich streichend, allmählich in die westturkistanische Ebene übergehen. Der Weg, den wir ziehen, ist eine der alten mittelasiatischen Handelsstraßen, die geradeste Verbindung des fruchtbaren Ferganabeckens mit Kaschgar und den einstmals blühenden Oasen am Süd- und am Nordrand der Taklamakan-Wüste. Von dem regen Handelsverkehr mit China zeugen zahlreiche kleinere und größere Karawanen, die uns täglich begegnen. Uns und das nötigste Gepäck tragen kräftige kleine Gebirgspferde hinauf. Das große Gepäck wird bis zum Karakul durch eine Kamelkarawane befördert und dort auf Pferde umgeladen, weil die Kamele höher hinauf nicht gehen können.

Hinter Gültshä gabelt sich der Weg. Die gewöhnliche Handelsroute führt südöstlich über den Terekspaß nach Chinesisch-Turkistan hinein. Unser Weg geht geradezuweg südlich über den Taldikpaß in das Alaital und von dort immer in derselben Richtung ziemlich geradlinig an den See Karakul inmitten der Pamirhochfläche. Nur im April und Mai, wenn der Terekspaß infolge von Schneeschmelze unzugänglich ist, bedient sich der Verkehr nach China des Umwegs über den Taldikpaß und folgt dann dem Alaital ostwärts bis zur Wasserscheide nach Ost-Turkistan.

Gültshä (Gultscha) ist die letzte russische Poststation. Erst nach Überschreitung des 3300 Meter hohen Taldikpasses stoßen wir wieder auf menschliche Wohnungen. Wir befinden uns nach kurzem, ziemlich steilem Abstieg im Alaital, einem weiten Steppental, das Alai- und Transalaitette trennt. Majestätisch reiht sich drüben nebeneinander Gipfel an Gipfel, in endlos schnurgerade scheinender Flucht.

Da ist der Kurundi mit drei Spitzen, über die die chinesische Grenze läuft, so hoch, daß er oben meist in Wolken gehüllt ist. Während die andern Berge spitze schroffe Grate gegen das Tal vorschicken, zeigt er eine einzige, Tausende von Metern hohe Eiswand. Rechts davon die Berggruppen sind unten rotbraun wie Kakao, dann beginnen scharfe Längsstreifen mit Schnee und darüber blendend weiße Mulden, die den Blick zu den Graten und Gipfeln emporreißen. Weiter



Fedtschenkogletscher

Blumen, gelbe, blaue Bergißmeinnicht, rote — weite, tiefe Stille. Nur ab und zu schrilles Pfeifen. Das sind die Murmeltiere, die zu Tausenden die Steppe bevölkern. Nähern wir uns, sind sie wie der Blitz vor ihrem Loch, hellgelbe oder graue Kerlchen, machen ein Männchen und sind verschwunden.

Zu Füßen des Alaï schießt der Ksilisu, d. i. Roter Fluß, der wirklich ganz rotbraun ist, in unzähligen Armen zu Thal.

Merkwürdigstes Schauspiel das Herannahen eines Wetters. Plötzlich ist eine Seite des Tales grau und schwarz verhangen. Die Berge liegen noch in strahlendem Glanz. Wir aber glauben in jedem Augenblick überfallen und durchnäßt zu sein. Doch die Winde wollen es anders und treiben die Wolken irgendwohin, verhüllen irgendeinen andern Teil des Panoramas und lassen uns für diesmal in Ruhe.

Im Alaïtal begegnen wir kirgisischen Nomaden.

Nomadens, das gibt's noch in unserm bedeutenden und fortgeschrittenen Jahrhundert, und wißt ihr, was das ist?

Irgendwann reitet ihr über die Steppe, die sich endlos vor euch dehnt. Und nach einem halben Tag kommt ihr wieder des Wegs, da ist an einer Stelle ein kleines Dorf entstanden. Seine Häuser sind große, runde Zelte, die stehen in einigem Abstand von einander im Kreis. Über dem Holzgerüst des Hauses aus

schmalen, rhombisch verbundenen Leisten sind graue, dicke Filzdecken ausgespannt, die von den Kirgisensfrauen hergestellt werden.

Wir heben die Tür auf, die wie eine Klappe vor eine nicht sehr große Öffnung des Zeltes fällt, und betreten das Innere der Jurte — so heißt das Wanderzelt der Nomaden.

Luftig und geräumig ist es hier drinnen. Das Dach hat in der Mitte ein großes Loch. Darunter wird auf dem Boden Feuer angemacht. An den Wänden ziehen sich friesartig rote Teppiche hin, je nach dem Wohlstand der Bewohner sind sie mehr oder weniger kunstvoll und kostbar. In einer Ecke sind Decken aufgehäuft, zum Sitzen breitet man sie auseinander, und des Nachts schläft man darauf.

Schaffelle sind zum Trocknen aufgehängt. Eine Ecke des Zeltes ist durch eine geflochtene Matte abgetrennt, dahinter befindet sich das Hausgerät. In einem Tierbalg wird Milch aufbewahrt und zubereitet. Man trinkt mit Vorliebe saure Stutenmilch, die in diesem Balg mit einem Schlegel geschlagen wird. Doch gibt es auch schöne süße Yakmilch, vortrefflicher als die beste Schlagsahne bei uns, auch saure Milch in verschiedenen Zubereitungsarten. Der Yak oder Grunzochse ist das ideale Steppen- und Bergtier. Ungeflacht, schwarz, zottig, mit der Zugleine durch die Nasenlöcher, ist er ein langsames, aber zuverlässiges

Reittier, das bis zu 5000 Meter Höhe geht, während die Pferde schon früher anfangen zu schnaufen und zum Reiten nicht mehr brauchbar sind.

Draußen vor der Jurte befindet sich ein Gestell aus ziemlich hohen Holzpfählen, über denen sich ein geflochtenes Dach ausbreitet. Diese Vorrichtung dient zur Herstellung von Trockenkäse für den Wintervorrat.

Fette Herden weiden. Vieh ist der einzige, oft recht stattliche Reichtum der Nomaden.

Die Kirgisen haben die stark hervortretenden Backenknochen und die schräg stehenden Augen, die für die Türk-Mongolen charakteristisch sind. Ihre Haut ist gelblich-bräunlich und glänzend. Die Gewänder haben dieselbe Machart wie in der Ebene, bei den Frauen fällt ein ungeheurer weißer Turban als Kopfbedeckung auf.

Hier im oberen Alaital sind die Kirgisen ärmer und in ihrem Wesen urtümlicher geblieben als ihre Brüder weiter unterhalb. Sie nomadisieren über ganz gewaltige Entfernungen hin.

„Wo seid ihr zu Haus?“ frage ich einen Kirgisen.

„Mein Haus ist der Alai!“ antwortet er mir stolz.

Über die Transalai-Kette

Die Breite des Alaitals beträgt an der Stelle, wo wir es überqueren, 25 Kilometer. Am Fuß des Transalai treffen wir seit Gültshä zum erstenmal wieder auf eine feste Siedlung: Portöbe (Bordoba). Dieser Ort liegt im Eingang der Kifilartschlucht. Er besteht aus einigen halb verfallenen Häusern, die nicht bewohnt sind, sondern nur den Reisenden als Unterkunft dienen. Hier ist das letzte gute Weidegras. Die Schlucht wird von einem Gebirgsstrom durchflossen, an ihrem Eingang schieben sich mäßig hohe Vorberge hinein. Dadurch wird der Wind, der talabwärts streicht, aufgehalten; er bleibt stehen und erzeugt ein verüchtigtes, nicht gesundes Klima.

Auf der Anhöhe liegen die malerischen Ruinen von Bordoba. Dahinter dehnt sich das Tal, man blickt in den Eingang verschiedener Seitenschluchten. Aus der einen leuchtet rotes Gestein, das man hier viel trifft und das die unglaublichsten malerischen Wirkungen hervorzubringen vermag: das ist der Weg zum Kifilartpaß. Zur Rechten des Tales biegt ein weiteres Nebental ab, so daß man von Bordoba aus in zwei Halbkreise hineinsieht, die von den rahmenden Schneebergen gebildet werden. In diesem Seitental entdeckt unsere Expedition den ersten der von ihr festgestellten völlig unbekanntem Gletscher. Eine wilde Schlucht ist das, in der man verschiedentlich auf Bärenspuren stößt.

Das ist das Eigenartige und Bestrickende bei der Wanderung durch dieses Gebirge. Wo immer man den Fuß von den wenigen uralten Straßen wendet, hat man die ziemlich sichere Wahrscheinlichkeit, an Orten zu wandeln, die noch keines Europäers, mehr noch keines Menschen Fuß betrat.

O über einen Abend in Bordoba! Allmählich sinkt die Sonne, so daß die Schlucht finsterner wird, während die Gipfel noch blendend leuchten. Hinter uns die Maifette ist ein hüpfendes, spielendes Auf und Ab nicht zu hoher und nicht zu verschieden hoher Gipfel, in blaue Nebel getaucht, gegen den goldgrünen Abendhimmel. Und dann kommt der volle Mond, erst ganz zaghaft, hinter irgendeinem Vorberg hervor. Die Schlucht liegt noch in tiefem Dunkel — denn er ist noch nicht hoch gestiegen —, aber dort hinten am Ende des Tales, ist das eine weiche, späte Wolke? Es sind die letzten Schneegipfel des Hintergrundes, auf denen der Mond ein rosenrotes Feuer erglimmen läßt.

Noch einmal rückwärts zu den Maibergen. Die sind jetzt eine einzige, zackige, ruhig-lebendige Silhouette an dem Graublau des Nachthimmels; so, als hätte man den Wogen des Meeres befohlen: Steht stille! und als hätten sie mitten im Rauschen innegehalten, im Auf und Ab, im trutzigen Wellenberg, im schwingenden Tal.

Das ist das eine Gesicht dieses Bergortes — und das andre? Zunächst bei unsrer Ankunft hat es in

Strömen geregnet. Einen Tag lang befällt mich hier — das einzige Mal auf der Reise — eine Ahnung der Bergkrankheit. So reite ich erst einen Tag später als die Hauptmacht mit einer kleinen Nachhut weiter zum Karakul.

Im Maital hat der Leiter unserer Expedition — wir nennen ihn den Alten oder den Häuptling — mit Feierlichkeit gesagt:

„Kinder, eßt den Pilau heut mit Verstand, es ist der letzte.“

Wir: „???“

„Oben wird er nicht mehr gar.“

Und hier wird er nicht mehr gar.

„Zwölf Tage“, sagt Marco Polo, der große Venezianer, der am Ende des dreizehnten Jahrhunderts dem Abendland die erste Kunde vom Pamir brachte, „führt der Weg über eine erhöhte Ebene, die Pamer genannt wird; da man während dieser ganzen Zeit auf keine Wohnungen trifft, so muß man sich vorher mit allem Nötigen versehen. So hoch sind die Berge, daß in der Nähe ihrer Gipfel kein Vogel zu sehen ist, und wie sonderbar es erscheinen mag, es wurde versichert, angezündete Feuer könnten wegen der scharfen Luft nicht dieselbe Hitze geben wie in niederen Gegenden, das Feuer könne auch nicht so kräftig bei der Zubereitung der Speisen wirken.“

Wenn man diese Reise von zwölf Tagen zurückgelegt hat, so hat man noch vierzig Tage in derselben

Richtung weiterzuwandern, abwechselnd über Berg und Thal, über viele Flüsse und Wiesengründe hinweg, ohne eine Wohnung oder irgendwelchen Baumwuchs zu sehen. Daher muß man alle Lebensmittel mitnehmen. Dieses Land heißt Bolor (Tschitral). Bis zu den höchsten Thälern hinauf haust ein wilder, böswilliger, heidnischer Stamm, der von erlegten Jagdtieren lebt und sich in ihre Felle kleidet.“

Hinter Bordoba steigt man die rote Schlucht empor zum roten Paß. Der liegt 4200 Meter hoch. Merkwürdig, je höher wir kommen, um so besser wird es mit dem Atmen. Es ist, als ob man auch körperlich leichter würde.

Zur Rechten tritt, wie wir ganz hinaufkommen, noch einmal der Kifilagin hervor, jener eigentümliche Gefelle, der wie ein eingedrückter Hut aussieht, weil er unterhalb des Gipfels drei Grate nach verschiedenen Richtungen entläßt, die man alle gleichzeitig sieht. Zur Linken des Passes steigt wieder solch eine dunkelrote Wand auf, sie beherrscht auch den Eindruck alles dessen, was wir in den nächsten Stunden sehen.

Jetzt liegt das Pamirplateau vor uns. Mit einem Schlage hat sich das Landschaftsbild verändert. Diese Hochfläche ist ein Auf- und Abwogen nicht zu hoher, kahler Berge, zwischen denen sich unser Weg dahinzieht. Scheint die Sonne auf die Höhenzüge, so sind sie grau oder grünbraun. Sieht man sie jedoch gegen das Licht, so haben sie ein tiefes Braun, das zu

sammen mit den Schneebergen am Rand des Plateaus eine starke malerische Wirkung hervorruft. Dafür verliert sich hier oben jeder zeichnerische Detailsindruck. Alles ist so überweit, daß man große Flächen zusammenfassen muß, um interessante Überschneidungen zu erhalten, an denen das eigentliche Hochgebirge so reich ist.

„Dach der Welt“ — das stelle man sich nur recht bildhaft vor. Zwar darf man nicht an ein Dach wie das unsrige denken, sondern an das flache, orientalische Dach. Wir sind in 4000 Meter Höhe, und es ist, als wenn unser Haus in den Himmel gebaut wäre.

Der berühmte Pamirwind pfeift schneidend hier oben. Trotzdem ist es um Mittag angenehm warm. Es ist eine eigenartige Mischung, dieser Wind, der eisig und feucht von den Gletschern herniederstreicht und alles gefrieren lassen möchte, und die Sonnenglut, die allein im Nu unsre Haut zersessen würde.

„Im Nordwesten der Grenze des Landes Shangmi“, schreibt der chinesische buddhistische Pilger Hsüen Tsang, der den Pamir im Jahre 643 n. Chr. kreuzte, „gelangen wir, die Berge umgehend und die Täler durchquerend, auf einem gefährlichen und steilen halssbrecherischen Weg vorwärts schreitend, nach Zurücklegung von ungefähr 700 Li^{*)}, zum Tale Po-mi-lo

*) Chinesisches Längenmaß: 1 Li jener Zeit = etwa 380 Meter.

(Pamir). Es erstreckt sich ungefähr 1000 Li östlich und westlich und etwa 100 Li von Norden nach Süden; an seiner schmalsten Stelle ist es nicht breiter als 10 Li. Es liegt zwischen den Schneebergen; daher ist das Klima kalt, und die Winde blasen beständig. Schnee fällt sowohl sommers als im Frühjahr. Tag und Nacht wüthet der Wind mächtig. Der Boden ist gesättigt mit Salz und bedeckt mit Mengen von Kies und Sand. Getreide, das gesät wird, reift nicht, Sträucher und Bäume sind selten; es ist nichts weiter als eine Aufeinanderfolge von Wüsten ohne irgendwelche Bewohner.“

K a r a k u l

In den Karakul kommen wir gegen Abend. Von der Höhe der Randgebirge, die ihn in weitem Bogen umschließen, sieht man vom See nichts als einen grünen Streifen. Dahinter die Schneeberge leuchten uns schon im Silbergold der Abendsonne entgegen. Dann geht es immer weiter sanft abwärts. Man denkt: es ist ja nur noch ein kurzes Stückchen bis zum Seeufer. Und dann reitet man noch stundenlang. Selbst erfahrene Alpinisten verrechnen sich in dieser Landschaft nicht um ein, zwei, sondern um viele, viele Stunden.

Eiskalter Wind mit so etwas wie Hagel schüttelt uns durch. Aber in unserm Rücken geht die Sonne in

königlichen grünen und braunen Wolkengewändern unter. Der See ist jetzt tiefblau, bevor er in der Dämmerung versinkt. Die Berge gegenüber haben graue, stumpfe Schleier angezogen. Und doch bricht schließlich der Mond durch und lichtet die Wüstenei.

Die Steppe ist nur von wenig Gras bestanden, meilenweit dehnt sich das Ufer des Sees. Was sollen wir mit den Pferden beginnen, wenn wir das Lager verfehlen, in dem die Unsrigen uns erwarten? Noch führt eine breite, frische Spur von so vielen Pferden, daß es nur die unsrigen sein können. Aber wenn sie dort nach dem See hinunter oder gar zu den Vorbergen hinüber sich verliert, dann sind wir ratlos.

Die Pferde werden lebhaft. Es ist kalt, und sie sind hungrig, sie hoffen auf ein baldiges Nachtmahl. Da stürzt unser Packpferd und ist trotz vieler Bemühungen nicht wieder auf die Beine zu bringen. Wir erheben ein machtvolles Gebrüll, nichts antwortet. Da lassen unsre Bewaffneten ein paar Salven los, und es antwortet aus nicht allzu großer Ferne das Gebell von Hunden. Die Pferde werden von der Schießerei ängstlich und wollen nicht vom Fleck gehen. Da — ein greller Lichtschein — das wohlbekannte Blitzlicht der Kinoleute. Dann wieder alles dunkel, bis Fackeln aufleuchten und wir gewahren, daß wir uns nur wenige hundert Meter vor dem Lager befunden haben.

Das ist der Karakul: unwirtlich, sagt man, grandios, unendlich, inmitten einer tellerflachen Ebene —

ringsum der Kranz der Fünf-, Sechs-, Siebentausender — bald wie Spitzbergen, bald wie die Wüste, bald wie die Alpen — sagt der Alte.

In einer Hinsicht enttäuscht der Karakul, und darin macht er gleich eine Reihe von Hoffnungen zuschanden. Wir haben von den Pamirkirgisen eine große Hilfe in der Verpflegung erwartet. Aber als wir am Karakul ankommen, haben alle Eingeborenenfamilien bis auf eine einzige Jurte vor uns die Flucht ergriffen und sind nach China hinübergewechselt. Offenbar haben sie Angst vor Steuereintreibung. Und wir haben nicht einmal Zeit zu warten, bis sie wiederkommen, und müssen so die Möglichkeit, von diesem wenig erforschten Völkchen etwas mehr über seine Lebensweise und Gebräuche zu erfahren, spätern Gelegenheiten überlassen.

Dafür haben wir eine Begegnung, auf die wir nicht gefaßt sein konnten. Sie soll für unsere Arbeit von weittragender Bedeutung werden. Eines Nachmittags erscheint eine kleine Karawane und schlägt nahe unserm Lager Zelt. Wer die Fremden sind, hat sich bald herumgesprochen: der Landespräsident mit Gefolge. Wir befinden uns auf dem Boden der sogenannten Autonomen Republik Tadschikistan, die eine Unterrepublik von Usbekistan bildet — im Jahre 1929 wurde sie selbständig. Zu diesem Staat gehören nicht nur die von Tadschiken bewohnten Landschaften des früheren Mittel- und Ostbuchara, sondern auch der

Pamir und ein Stück des Ferganatal's. Der Präsident, ein Tadschik der Ebene, ist auf einer Rundreise durch sein Land begriffen. Er kommt gerade aus den südlichen Teilen des Landes, dem Bezirk Berg-Badachschan, zu dem auch unser Arbeitsgebiet gehört, und zieht vom Karakul aus Maitalabwärts zurück nach Düschanbe, der Hauptstadt seines Landes.

Wir besuchen ihn in seinem Zelt, er wohnt in einer einheimischen Jurte, die auf seiner Reise mitgeführt wird. Der Präsident interessiert sich lebhaft für meine Arbeit. Er selber ist ein Vorkämpfer für die Einführung der Lateinschrift im Tadschikischen. Ich habe Glück, sein Sekretär ist ein Tadschik aus Chorog am Gunt, der einen Dialekt der von mir zunächst zu studierenden Sprache, des Schugni, als Muttersprache spricht. Der kann gleich allerhand Zweifel zerstreuen, die durch verschiedene auf der Reise aufgelesene Gerüchte in mir entstanden sind. In aller Form gibt der Präsident alsbald in meiner Gegenwart „den nachgeordneten Behörden“ von meinen Studienabsichten schriftlich Kenntnis und ordnet an, mich durch die Sendung von geeigneten Gewährsleuten jederzeit zu unterstützen.

Soweit ist alles in Ordnung, jetzt fragt es sich bloß, wie die in Frage kommenden Dienststellen diesen für mich wichtigen Brief erhalten sollen. Der nächste größere Ort ist Pamirski Post, die dortige Verwaltungsbehörde wird den Erlaß mit dem nächsten

Regierungsboten nach Chorog, der Hauptstadt von Berg-Badachschan, weiterleiten.

Das trifft sich günstig. Pamirski Post ist das nächste Ziel unseres Zoologen, des Hummelfängers, der hier von uns abzweigen muß. Unsere Aufgaben haben das Gemeinsame, daß wir beide im Hochgebirge nichts zu suchen haben. Er aber muß große Strecken zurücklegen, um von möglichst verschiedenen Punkten Material zu erhalten. Ich dagegen habe erst einmal an einer Stelle festen Fuß zu fassen und die Sprache dort so gut aufzunehmen, daß ein Vergleich mit anderen Orten fruchtbar werden kann.

So beschließe ich, mit der Hauptexpedition zu gehen, im Anfang in ihrer Nähe ein festes Standquartier zu nehmen und erst später beweglicher zu werden. Das eigentliche Arbeitsgebiet der Expedition beginnt aber erst vier Tagereisen weiter südlich.

Dem sagenhaften Gebirge entgegen

Der Tag, an dem wir aufbrechen, beschert uns einen wunderhellen Morgen. Der See ist hellgrün, und der Himmel hat am Horizont fast dieselbe Farbe, höher hinauf ist er tiefblau. Wir reiten am Ostufer des Sees entlang und bekommen allmählich die Schneegipfel der Transalaitette wieder zu Gesicht, die sich von unserem Standort aus voreinander verschoben

hatten. Welches der Pik Lenin sei, darüber gingen bisher die Meinungen lebhaft auseinander. Heute sehen wir ihn endlich und besprechen die Möglichkeiten seiner Eroberung. Dann hebt sich im Süden die Muskolfette stärker heraus. Diese ist der Ausdehnung nach kurz, hat aber romantisch gezackte Riesen.

Bald nachdem die große Pamirstraße nach Pamirski Post links abgezweigt ist, verlassen wir den See und gelangen in eine öde Steinwüste. Darin reiten wir einige Stunden, bis schließlich wieder Wasser sichtbar wird. Ein neuer See? Nein, der alte Karakul, zu dem wir auf einer Halbinsel wieder gelangt sind. Die Farben von Himmel und See gehen jetzt weit auseinander. Das Wasser ist tiefgrün und bewegt. Der Nachmittagswind verursacht starken Wellengang. In der Ferne steigen leichte Nebel auf, aus denen sich, je weiter wir uns entfernen, die Berge nur wie verstärkte Zeichnung, wie Schraffur herausheben. Zur Linken dehnt sich am Wege ein Feld, das mit Steinen übersät ist. Das sind die Spuren des Gletschers, der hier talwärts gewandert ist. Der Wind hat mit dem feinen Sand die Steine vielfach ausgehöhlt und merkwürdige Figuren aus ihnen gebildet. Der Abend zaubert ein phantastisch überwältigendes Bild hervor. Die Schneeberge am Ostufer des Sees stehen blendend weiß, tief gefurcht, mehrere nebeneinander, alle nach oben hin spitz — wie eine Reihe von Servietten, die zur Tafel aufgestellt sind. Die Berge des Border-

grundes sind braunschwarz. Über dem Ganzen liegen stumpf silbergraue Wolken wie waagerecht zusammengerollte Decken. Nur diese drei Farben — das ganze Spiel dauert vielleicht eine Viertelstunde.

Die Bergwüsten mit Schneetreiben und Hagel — eine blumenübersäte Paßhöhe in 4400 Meter Höhe, der Kifilbel — beschwerliche Abstiege durch steinige Schluchten — freundliche Wiesenflecken, hier und dort ein paar Furten — wiederum eine Schlucht — sie heißt Kökdschar —, in der wir mehrmals für das Gepäck zittern, unnötigerweise, denn die Tiere klettern bewundernswert — und dann sind wir am eigentlichen Ziel der Expedition.

Die Hauptexpedition bewegt sich von Kökdschar an in derselben Richtung weiter, entlang dem Flusse Tanimas. Sie schiebt Basislager immer höher hinauf, von denen aus die umliegenden Berge erforscht werden. Mit Pferden ist dort nichts mehr auszurichten, die Beförderung der Lasten geschieht durch Träger, die aus den nächsten bewohnten Tälern heraufzitiert werden. Derweil wird die Pferdekawane zu einem Pendelverkehr verwandt.

Geheimnisvoll, sagenumwoben ist dieses Gebirge. Die Flüsse, die von ihm herabkommen, führen Gold. Allerdings ist die Goldwäscherei ein mühseliges und wenig ertragreiches Geschäft. Spekulationslüsterne Unternehmer sollen schon versucht haben, das Gebirge nach Gold auszubeuten. Aber die Erschließung scheiterte

an der weltabgeschiedenen Abgeschlossenheit dieses Gebiets.

Unsere Expedition, Deutsche und Russen in reibungsloser, freundschaftlicher Zusammenarbeit, erkundet diesen gewaltigen Gebirgskomplex zunächst einmal topographisch. Von verschiedenen Punkten aus wird die genaue astronomische Lage des Gebiets auf der Erdoberfläche bestimmt. Mehrmals am Tage werden meteorologische Messungen vorgenommen, die geologische Struktur des Geländes wird untersucht. Hunderte von photogrammetrischen Aufnahmen ermöglichen die kartenmäßige Darstellung des Gebiets mit einer Genauigkeit, die bisher selbst für die Alpen nur bei Teilgebieten vorliegt.

Die Alpinisten ersteigen eine ganze Reihe von Gipfeln über 6000 Meter. Ihre Glanzleistung ist später die Besteigung des Pik Lenin, früher Pik Kaufmann genannt, 7130 Meter. Am Tanimas dringt man bis zu dem Firngebiet eines gewaltigen Gletschers vor. Im weiteren Verlauf der Expedition stellt sich heraus, daß dieser Gletscher der Fedtschenkogletscher ist, der bisher nur in seinem untersten Ende bekannt war. Niemand ahnt anfänglich, daß dieser bis hierher heraufreiche.

Er wird in seiner ganzen Länge begangen. Er ist über 70 Kilometer lang und ist wohl der längste Gletscher der Erde. Mehr noch, man überschreitet den Eisfluß an verschiedenen Stellen in seiner Breite

und folgt den Seitentälern, die nach Westen hinabführen. Reisende haben berichtet, es hätten früher Übergänge nach den westlichen Tälern bestanden, so hätten sie von Bewohnern der Schluchten gehört. Unsere Expedition erkundet diese Übergänge; sie sind wohl für den Sportsmann, aber nicht als Verkehrswege vorhanden. Ganz oben in den Tälern auf der Westseite, so erzählte man sich, lebten Leute, zu denen noch kein Fremder gelangt sei, weil sie sich vor jedem Besuch durch einen Steinregen schützten. Wir finden kein solches Volk. Und jeder ernsthafteste Eingeborene, den ich nach solchen Dingen frage, lehnt so etwas als Märchen ab.

Einen Steinregen gibt es allerdings in einem der westlichen Täler. Aber er stammt nicht von Menschenhänden. Den Abfluß des Fedtschenkogletschers bildet der Fluß Mufsu. Sein oberer Teil ist infolge des dauernden Steinschlags unzugänglich und ist erst ein einziges Mal von einem Europäer begangen worden. Am unteren Ende des Mufsu werden wir zum Schluß der Expedition einen Teil der Mitglieder wieder treffen.

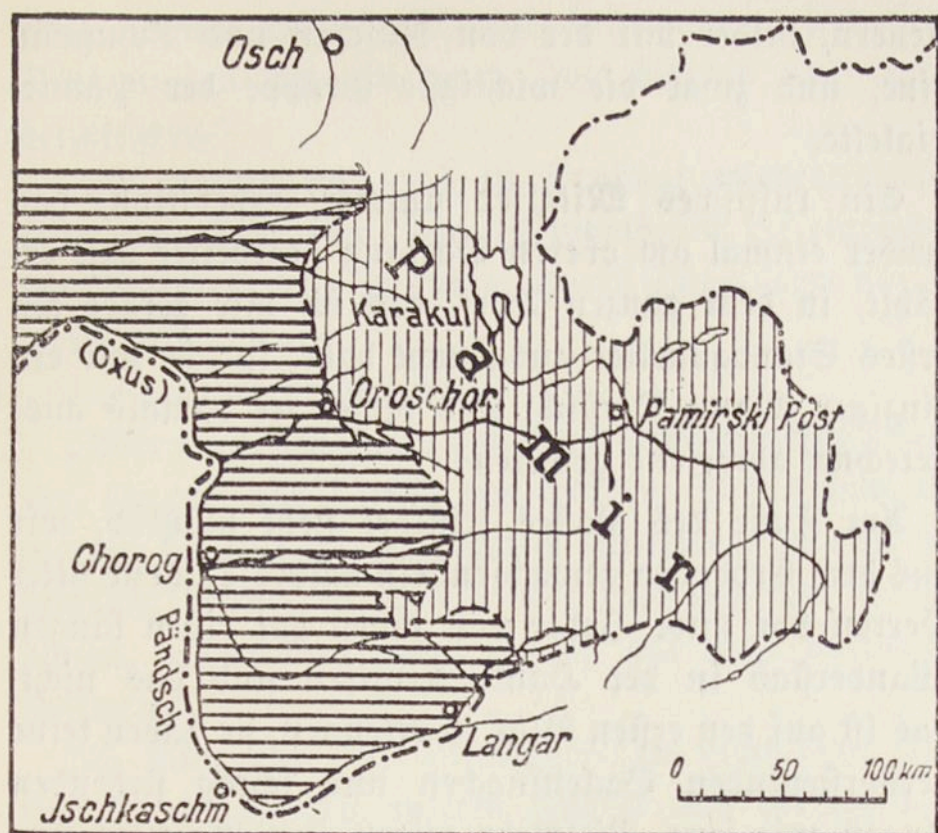
Kinder der Berge

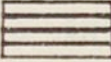

Erste Begegnung mit „Pamiris“

Der Gegensatz zwischen der Pamirhochfläche und den westlichen Tälern kann nicht schroff genug gedacht werden. Oben flach und weit, unermesslich sich dehnend, das Dach der Welt.

Jenseits der Eistürme an seinem Rande Dachrinnen bizarrster Formen: die westlichen Täler. Hunderte von Metern tief ins Gestein eingegraben, tosen zur Zeit der Schneeschmelze reißende Gletscherströme zu Tal. Eine Gebirgszenerie von einzigartiger Wildheit. Hier kann es keine Nomaden geben. Wohin sollten sie mit ihren großen Viehherden? Wie sollten sie sich fortbewegen? Hier hausen sesshafte Stämme, eben die, zu deren Erforschung wir ausgezogen sind. Es sind die Pamirtadschiken, auch Galtshas genannt.

Die Pamir- oder Bergtadschiken sind vom selben Stamme wie die Tadschiken der Ebene, nur haben sie sich in der Abgeschlossenheit des Gebirges sprachlich und



-  *Seßhafte Ackerbauer mit wenig Viehzucht (Tadschiken)*
 *Nomaden mit ausschließlich Viehzucht (Kirgisen)*

Wirtschaftsformen der Pamirgebiete (nach Reinig)

rassisch in viel größerer Reinheit und Ursprünglichkeit erhalten als ihre turkistanischen Brüder.

Wie aber werden wir sie antreffen?

Werden wir uns hier auch mit Persisch verständigen können? Es ist bekannt, wie stark die einheimischen Mundarten der einzelnen Täler voneinander abweichen. Die Sprache der Gegend, auf die wir los-

steuern, bildet mit der von Kuschan und Schugnan eine, und zwar die wichtigste Gruppe der Pamir-
dialekte.

Ein russisches Mitglied unserer Expedition, das früher einmal am oberen Bartang gearbeitet hat, erzählt, in dem ganzen Dorf, das ich mir gerade als erstes Standquartier ausgesucht habe, spreche nur ein einziger Mann Persisch, und dieser sei damals ausgerechnet abwesend gewesen!

Am Fuße des Passes Kisiibel steht plötzlich, wie aus dem Erdboden gewachsen, ein halbes Duzend alter Herren vor uns. Jeder von ihnen hat einen langen Wanderstab in der Hand. Kirgisen sind das nicht, das ist auf den ersten Blick zu erkennen, sie haben keine hervorstehenden Backenknochen und schräg stehenden Augen wie jene. Vielmehr zeigen ihre Gesichter eine deutliche Ähnlichkeit mit den Tadschiken der Ebene. Sie tragen dunkle Umhänge in der Art, wie wir sie aus der Ebene kennen. Wie ich später erfahre, ist das die Tracht der „Weißbärte“, d. h. der Älteren.

Ich spreche sie auf Persisch an. Wer beschreibt meine Freude und mein Erstaunen, als sie ebenfalls persisch antworten.

„Woher kommt ihr?“

„Wir sind Leute aus Droschor.“

„Wohin geht ihr? Was wollt ihr hier? Weiter oben ist kein Dorf.“

„Wir sind auf dem Weg zu befreundeten Kirgisen. Dort wollen wir ein paar Tage bleiben und dann heimkehren.“

„So werden wir euch in Droschor wiedertreffen? Wie gut! Aber sagt, seid ihr womöglich die einzigen, die Persisch können in eurem Dorf? Dann kehrt nur ja gleich mit uns um!“

Sie grinsen vergnügt:

„Aber nein. Da gibt's genügend schriftkundige Männer, die euch alle Dienste tun werden. Besser noch, ihr wartet, bis wir wiederkommen. Unterwegs ist eine gefährliche Stelle, da müssen wir euch erst eine Brücke bauen. Ohne uns könnt ihr da gar nicht vorwärts kommen.“

Ich kann aus den Gesprächsfezen nicht recht klug werden, dolmetsche unserm Führer das Nötige und empfehle ihm, nichts darauf zu geben, sondern weiterzureiten.

Am Ende der Kökdscharschlucht wende ich mich südlich, um dem Tanimas zu folgen, der weiter unten Ghudara (auf den Karten Rudara) genannt wird. In meiner Begleitung befinden sich ein russischer Sprachlehrer und Ethnograph, der für den Alten in den westlichen Tälern allerlei Ethnographisches sammeln, und ein junger russischer Agent, der Träger anwerben soll. Er wird uns so lange begleiten, wie der Weg für Pferde gangbar ist, und die Tiere dann mit zurücknehmen, weil weiter unterhalb keine Aussicht besteht, sie ver-

wenden zu können, und ihr Unterhalt nur Schwierigkeiten bereiten kann.

Unterwegs stoßen wir auf vereinzelte verfallene Hütten aus grobem Felsgestein. Ihre Bedeutung ist uns noch nicht recht klar. Wir fühlen nur: hier weht andere Luft als droben auf der Steppe: schwerere, erdige, ärmliche.

Ein paar Stunden unterhalb des Tanimasnieß bei Köfdschar unterbricht frisches Grün die graue Eintönigkeit der Felsenlandschaft. Die Örtlichkeit heißt Kifiltogai. Da gibt's eine schöne Weide, auf der sich eine Menge Vieh tummelt. Zwar die Schafe und Ziegen sind nur klein, aber wir freuen uns doch, daß wir die Vorräte heute nicht mehr zu öffnen brauchen und einen Hammel verzehren können.

Ein paar Männer nähern sich furchtsam. Sie stecken in naturfarbigen Wollgewändern, wie Büsser schauen sie aus mit ihren schwächtigen, etwa mittelgroßen Gestalten. Man sieht ihnen an, wie arm sie sind.

Der Überrock hat den Schnitt der Chalate in der Ebene. Oft ist der Oberkörper aber mit nicht viel mehr als ein paar Fetzen bekleidet. Sie tragen weite, lange Hosen, die sie in die Strümpfe stecken. Die Strümpfe sind sehr lang, oben umgekrempeelt und stecken ihrerseits in Schuhen aus braunem Steinbockleder.

Die erwachsenen Männer, das stellt sich bald heraus, können hierzulande alle mehr oder weniger gut Persisch, hier — an der Grenze der Kirgisen — kann man

sich auch mit Türkisch verständigen, weiter unten, wird uns gesagt, hört das auf.

Wir wollen einen Hammel essen, aber die sind unverkäuflich. Wir wundern uns gar sehr, denken: Bargeld lacht — hier etwa nicht?

„Nein“, erklären die Leute jetzt entschiedener, „einen Hammel könnt ihr hier nicht kaufen. Wir wissen ja gar nicht, was der kosten sollte.“

„Wenn's weiter nichts ist“, trösten wir, „das wissen wir ganz genau“ — und nennen einen nicht üppigen Preis.

Ist es Menschenkenntnis, wenn das armselige Kerlchen, das vielleicht noch nie einen Europäer sah, etwas Derartiges wohl ahnend, nun erst recht nicht will? Kaum. Nur Selbstkenntnis. Er vermutet nur, daß die Fremden so handeln, wie er es sicherlich bei solcher Gelegenheit selber tun würde. Und da hätten wir auch das Zehnfache des Wertes bieten können, der arme Teufel, der gar kein Geld kennt, wird immer glauben, daß man ihn betrügen wolle.

So muß doch der Sack mit Reis geöffnet werden, und alsbald bietet man uns an, ihn im Rischlak kochen zu wollen.

Rischlak ist ein türkisches Wort und heißt „Winterort“. Bei der sesshaften Bevölkerung bezeichnet es die dauernden Wohnsitze im Gegensatz zu Kilak, „Sommerort“, der unserem Begriff „Alm“ entspricht.

Wir lagern inmitten der Weide, etwas oberhalb ist ein kunstvoller Hochgraben zur Bewässerung angelegt, nach dem Fluß zu gewahre ich ein Kreuzdornwäldchen — aber von einem Rischlak ist weit und breit keine Spur.

Als ich meinem Zweifel Ausdruck verleihe, versteht mein Tadschik, was ihm am nächsten liegt. Er fordert mich auf mitzukommen, um zu sehen, was mit dem Reis geschehe.

„Aber nein“, wehre ich ab, „ich glaub euch ja, daß ihr ihn nicht aufseht. Geht nur und macht schnell, daß wir etwas zu essen kriegen!“

Ach, der Gute kennt sich ja viel besser und beschwört mich sanft, aber dringlich, die Zubereitung des Gerichts zu überwachen, das sei überhaupt selbstverständlich seine Absicht gewesen. Und dann könne ich mir ja auch gleich das Rischlak ansehen.

Er führt uns in das Wäldchen, dort treibt sich auf einer Lichtung eine Menge Vieh herum, auch ein paar Kinder spielen da. Wir kommen in eine Laube. Man verfügt sogar über einen eisernen Topf, eine Alte wird herbeigeholt, und diese macht sich mit viel Umstand und verlegenem Grinsen ans Kochen. Sie trägt aus naturfarbiger Wolle ein weites Obergewand, ähnlich dem der Männer, und weite Hosen, die an den Knöcheln zugebunden sind. Unter dem mantelartigen Oberkleid ist ein auf Taille geschnittenes Hemd aus dem gleichen Stoff zu sehen. Die Alte ist

barfuß. So gehen die Frauen meistens im Sommer, wird mir gesagt.

Wir sollen auf einer grauen Filzmatte Platz nehmen, wie wir sie von den Kirgisen her kennen, aber wir ahnen, daß es besser ist, stehend der Dinge zu harren, die da kommen sollen.

In geringer Entfernung ist eine zweite Laube, dort hocken die jüngeren Frauen und sind mit kleinen Kindern beschäftigt. Eine schaukelt eine Wiege. Ich bitte um die Erlaubnis, mir die Wiege einmal anzusehen, die wird zu meiner Überraschung gern gewährt.

Mit Bonbons habe ich mich vorher glücklicherweise versehen, aber die Kinder schreien, als wenn sie am Spieß stäken, verweigern alles, was von dem fremden Unhold kommt, und die Frauen verkriechen sich.

Im Gebirge gehen die Frauen durchweg unver-
schleiert. Sie sind aber hier oben überall sehr scheu, so daß ich außer ein paar alten Weibern kaum welche zu Gesicht bekommen habe. Die tiefer gelegenen, wärmeren Gegenden am Pändsch sind wegen ihrer schönen Frauen berühmt. Was ich gesehen habe, war nicht danach. Hier allerdings erblicke ich flüchtig ein hervorragend feines Gesicht. Die Schönheit dieses Weibes ist nicht lieblich, eher herbe, ihr Gesicht hat ein vornehmes, großes Ebenmaß der Züge, die Nase ist lang und gerade, das Haar tiefschwarz, die Haut bräunlich. Die Frau gleicht den Gestalten, die man auf Hodlerschen oder Maréesschen Bildern antrifft.

Die Wiege ist aus Holz gefertigt und mit Schnitzereien versehen und hat eine Form, die man überall in Turkistan sieht. Sie steht mit zwei Halbrundbrettern auf der Erde und wird so geschaukelt.

Die Leute sind bei aller Furcht und Tappischeit zutunlich. So will ich am ersten Tag auch gleich einen Fortschritt für die Arbeit buchen und frage nach Märchen und Geschichten oder so etwas.

Verneinendes Kopfschütteln.

„Nichts? Aber das ist doch nicht möglich! Besinnt euch ein bißchen!“

Nichts! Gar nichts.

Das ist peinlich und schwer. Mein Gott, wenn das hier immer so geht! Ich denke an frühere Erfahrungen, ziehe ein gedrucktes Märchen aus dieser Gegend — die einzige Probe, die wir aus dem Dialekt kennen — heraus und beginne zu lesen.

Verlegenes Schweigen.

Den braven Hirten kommt es vor, als wollten wir über sie lachen, wenn wir ein paar Brocken ihrer armseligen Sprache aufspießen — wozu sonst könnte das gut sein?

Muß man sich wirklich so sehr hüten, von den Leuten aufgezogen zu werden, wie es ein braver Forscher schreibt, der vor drei Jahrzehnten mit den Pamirtadschiken gearbeitet und nicht gemerkt hat, was sie mit ihm anstellten? Also lauten die Stoßseufzer, die er seinem wissenschaftlichen Bericht voranschickt:

„Als ich einmal einen Wachan (gemeint ist ein Mann aus diesem Land) fragte, was ‚ich nähe‘ auf Wachi heiße, und um ihm die Sache deutlicher zu machen, während ich das Wort auf Persisch sagte, auf die Naht meiner Jacke zeigte, versicherte er mich, ich hätte diese Arbeit ausgezeichnet verrichtet, besser als irgend jemand anders in ganz Wachan es gekonnt hätte. Schließlich hatte ich ihn veranlaßt, mir das Wachwort mitzuteilen, und schritt vor zu ‚du nähst‘, da erklärte er mir ganz stolz, derlei Dinge überlasse er seinem Weibe.

Ich erinnere einen Versuch mit einem Mingbaschi (‚Herr über Tausend‘, Vorsteher): Nachdem ich einige andere Wörter mit befriedigendem Ergebnis behandelt hatte, sagte ich ihm den Satz vor: ‚Ich spreche‘, er jedoch antwortete höflich: ‚Sawohl, sprich, ich werde antworten, so gut ich kann.‘ Als ich es versuchte mit ‚du sprichst‘, entgegnete er, er könne doch keinesfalls daran denken, vor mir zu reden, wenn er nicht gefragt worden sei. Noch einmal versuchte ich es mit ‚er spricht‘, und damit er mich besser verstehen könne, zeigte ich auf den Diener des Mingbaschi, der in der Nähe von uns saß; jetzt aber erhob der Diener Einspruch, und der Mingbaschi befahl ihm streng, seinen Mund zu halten, woraufhin uns der Diener verließ und mich schadenfroh ansah wegen meiner falschen Beschuldigung gegen ihn.

Ich mußte die kurzen Sätzchen flug auswählen.

Einmal forderte ich einen Schugni auf zu übersetzen: ‚Deine Frau hat ein Messer‘, er aber erklärte auf das bestimmteste, so etwas könne man auf Schugni nicht sagen; Messer vertraue man nicht Frauen an; erst als ich ‚Topf‘ an Stelle von ‚Messer‘ setzte, war es in Ordnung.“ —

Alles geschieht nach diesem Gewährsmann aus „orientalischer“ Höflichkeit. Ausgeschlossen, einen Mann dazu zu kriegen, daß er den Forscher verbessert, wenn dieser ein Wort falsch sagt oder ausspricht — im Gegenteil, der Einheimische wird gar noch selbst die falsche Aussprache annehmen — „alles aus Höflichkeit gegen dich“.

Von Wasser, Steinen und Erde

Am nächsten Morgen kommt ein zahnloser Alter flußabwärts gewandert, als wir gerade aufsitzen wollen. Er gehört zu den Ausflüglern, die uns vor einigen Tagen begegneten.

„Wo sind denn die andern?“

„Die sind nach Tanimas gegangen.“

„Gottlob“, rufe ich erleichtert aus, „dann hat der Alte doch erst einmal ein paar Träger.“

„Ich glaube nicht“, meint der Mann — ich merke schon, das ist ein geschwätziger, einfältiger Tropf — „die gucken das wohl bloß mal an.“

Angucken, das ist in der Landessprache Temascha — noch ahne ich nicht, was dieses Wort in sich birgt an Dummdreistigkeit, Lästigfallen und orientalischer Unentwegtheit.

Natürlich ist bei unserm Aufbruch alles, was Deine hat, zur Stelle.

„Was wollt ihr denn nun eigentlich alle wieder?“

Grinsen und Entrüstung, grenzenlose Bewunderung und Frechheit — Temascha.

Nur einer will wirklich etwas. Er fordert Geld für eine Schale Milch von gestern abend. Viel Geld, lächerlich, unverschämt viel Geld.

„Ich denke, ihr kennt gar kein Geld?“

„Dawai, rafik, dawai!“ Wenn sie russisch zu stammeln versuchen, denken sie, kriegen sie mehr: „Gib, Genosse, gib!“

Wir geben den Pferden die Sporen. Ich denke: Eigentlich ist es wohl ein bißchen ungerecht, aber unser Expert rät es, und der versteht sicher mehr davon. —

Bald darauf begegnet uns Selim. Er sitzt auf einem Esel, begrüßt uns strahlend — liegt nicht etwas wie Leutseligkeit in seinen Zügen? — und wendet unaufgefordert.

Selim ist ein Tadschik wie die andern alle. Dennoch scheint er uns etwas Besonderes. Ist es seine kerzengerade Haltung, ist es sein schön sauberer Chalat?

Das Übergewand des Tadschiken hat als einzigen Schmuck eine schmale, einfach gestickte Borte am

Kragen, die fällt mir bei diesem Mann zuerst als wirkungsvolles Ornament auf. Die Hautfarbe der anderen ist von der Sonne tief gebräunt, die Männer haben struppige Vollbärte und vielfach krumme Nasen. Selims Züge sind von unendlicher Feinheit der Zeichnung, seine Hautfarbe ist ganz weiß, seine Nase schmal und gerade. Der ganze Mann verkörpert einen edlen, durchaus europäisch anmutenden Typ.

Später kommen uns noch andere Eingeborene entgegen, wie Selim schließen sie sich unserm Zuge an. Das Thal wird enger, wir durchqueren ein Wäldchen aus Maulbeerbäumen, dahinter wird das rechte Flußufer, auf dem wir bisher entlanggezogen sind, so steil, daß wir auf die andere Seite hinüberwechseln müssen.

Solche Flußüberschreitung ist für uns nichts Neues mehr. Da wir keine Pferdetreiber mit haben, führen immer zwei von uns je ein Packpferd an einem Strick hinter sich, der dritte hat voranzureiten und den Weg auszukundschaften. Bevor hier aber der Vorderste sich anschicken kann, sein Tier in den reißenden Strom zu treiben, hat schon einer der Tadschiken Schuhe und Strümpfe ausgezogen und stapft voraus in den Fluß. Hosen scheinen sie auf dem Marsch nicht anzuhaben, das untere Stück seines Schalats hat der Mann aufgenommen und um die Lenden wie einen Gürtel zusammengerollt. Mit dem langen Bergstock, den sie auf der Wanderschaft alle tragen, prüft er vorsichtig Tiefe und Beschaffenheit des Bodens.

„In der Mitte wird die Strömung ihn umreißen“, will ich rufen, aber ein Blick auf seine gemütlich am Ufer hockenden Gefährten überzeugt mich, daß ich mit dieser Ansicht alleinstehe.

„Er müßte kein Orientale sein, wenn er nicht schnell machte, aus der Gefahr herauszukommen“, denke ich, denn so hatte ich in klugen Büchern über den Orient gelesen. Inzwischen hat der Mann die Mitte des Flusses erreicht und geht nun vorsichtig eine Weile darin hin und her. Dann dreht er sich zu uns zurück — ich sehe, es ist der Älteste von ihnen —, hebt den Stock in die Höhe, ruft: „Hier hindurch!“ oder etwas Ähnliches, was ich bei dem starken Rauschen des Stromes nur aus der Geste deuten kann, dreht sich abermals und erklimmt mit Bedacht das jenseitige Ufer.

Wir andern folgen einzeln, damit nicht etwa ein stürzendes Pferd die andern mitreißt. Die Pferde, die sonst sicher gehen, berg- und wassergewohnt sind, zögern mehrmals, zittern, schnuppen und wollen nicht weitergehen, schließlich sind wir nach allerhand Schwierigkeiten glücklich drüben. Meine Kameraden und ich sehen uns vielsagend an mit einem Blick, der allseitig heißt:

„Möchten Sie das zu Fuß gemacht haben?“

Und dann geht's in beschleunigtem Tempo weiter, um den Zeitverlust auszugleichen.

Am Nachmittag reiten wir in das erste „richtige“

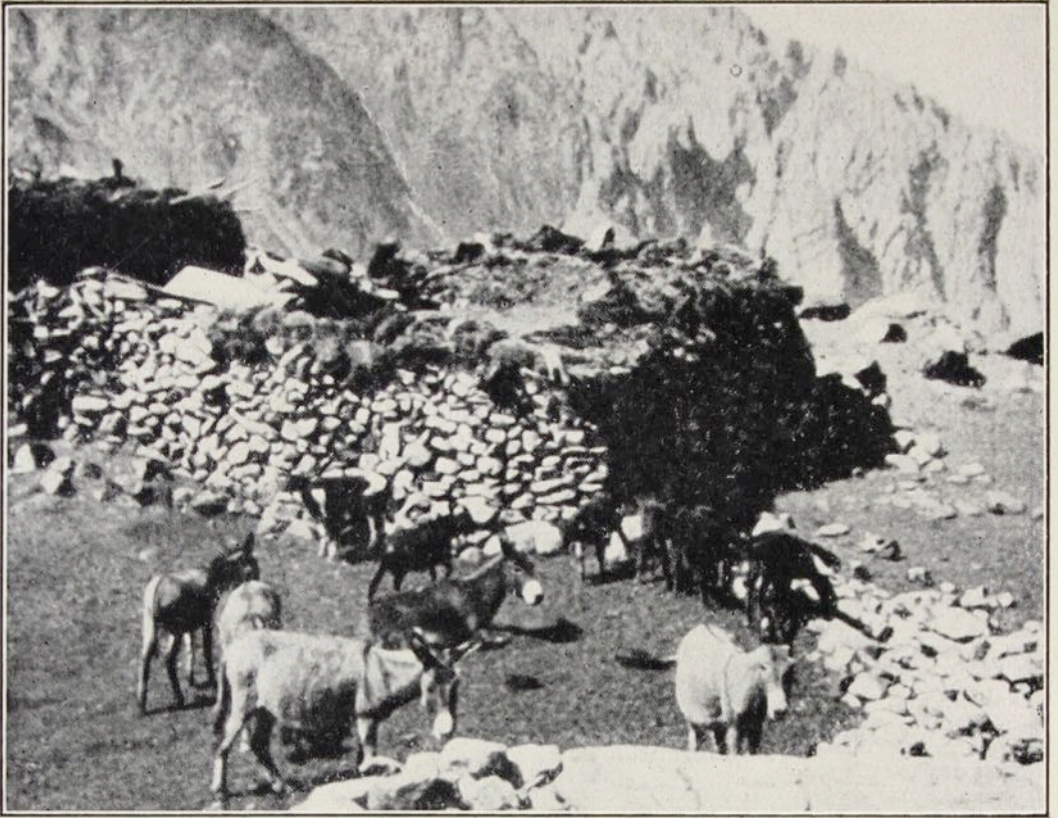
Rischlaf ein. Es führt denselben Namen wie der Fluß, an dem es liegt, Kudara.

Was wir sehen, ist ein grüner Fleck Erde im rechten Winkel des Flusses, der hier von Osten her durch einen Gebirgsbach Zustrom erhält — auf der Wiese ein paar Steinhausen. Diese erweisen sich bei näherer Betrachtung als Häuser, turmartige, einstöckige Gebäude mit flachem Dach und rundem oder viereckigem Grundriß.

Selim bittet uns abzusitzen und für heute hier zu nächtigen. Es stellt sich heraus, daß er der Vorsteher des Ortes ist. Er ist derjenige, der „offiziell“ Kunde von der Ankunft der „Russen“ — so wird hier jeder Europäer bezeichnet — erhielt. Da er die erste amtliche Persönlichkeit ist — sowohl räumlich als seinem Einfluß nach —, hat sich der russische Agent, den unser Häuptling vor einer Woche uns vorausschickte, um die Verhältnisse zu sondieren, an ihn gewandt. Als bald hat Selim seinen Amtschreiber beauftragt, unsern Wunsch nach Trägern den Dörfern weiter unterhalb bekanntzugeben. Selim ist Sowjetbeamter. Das neue System hat bereits bis in den entferntesten Winkel des Reiches die alte patriarchalische Verfassung abgelöst, die vordem hier bestand und dem Landesherrn durch seine Bögte unbeschränkte Macht über Leib und Leben, Hab und Gut seiner Untertanen gab. Die Wahl der Beamten erfolgt hier in kürzeren Zeitabständen in Gegenwart von Regierungsbeamten des Dorfes Sipändsch am mittleren Bartang aus der Dorf-



Blick in die westlichen Abflusstäler des Pamir



Alm der Pamir-Tadschiken



Felszeichnung der Pamir-Tadschiken: Jagdszene

gemeinde heraus. In größeren Orten gibt es drei Vorsteher. Das Amt des Dorfschreibers ist von längerer Dauer, lesen kann zwar eine Reihe von Männern, zu schreiben dagegen vermögen nur wenige.

In Selims Haus wird für uns gebacken, von unserm eigenen Mehl natürlich, hier verstehen es die Frauen ausgezeichnet. Ich halte den Braven sogleich fest, er soll mir die Bereitung mit seinen Worten beschreiben. Der sonst so helle scheinende Mann stellt sich merkwürdig dumm an. Fast scheint es mir, als sei er schon ein bißchen verbildet. Daß wir uns selber ansehen, wie es gemacht wird, ist offenbar nicht nach seinem Sinn.

„Erst machen sie Feuer im Herd“, erklärt er. „Der ist ein halbrundes Loch in der Mitte des Hauses. Danach lassen sie das Feuer ausgehen und kleben die Teigfladen an die Wände des Herdes. So machen sie das Brot gar.“

Uns hat er derweil auf eine Filzmatte komplimentiert, die er vor der Tür seines Hauses ausgebreitet hat. Die Tür ist aus Holz. Sie hängt nicht in Angeln, sondern auf Zapfen, die oben und unten in die hölzernen Türschwellen eingelassen sind. Als Klinke dient ein hölzerner Nagel. Rechts neben der Tür ist ein Loch in dem Mauerwerk. So kann man einen innen befindlichen Riegel auch von außen vorschieben.

Nicht lange sitze ich auf dem Ehrenplatz vor dem Haus des Würdenträgers, da spüre ich an der Hand

einen stechenden Schmerz. Ich entdecke eine mir bis dahin praktisch unbekannte Insektenrasse. Man beobachtet mich mehr mit Vergnügen als mit Bedauern und ist ein wenig verwundert, als ich aufspringe und ohne viel Abschiedsworte in meine Behausung enteile.

Den Abend der frischen weißen Brote haben wir beschlossen festlich zu gestalten. In Selims Hause wird Kakao für uns gekocht. Die übliche Menge hockt vor unsern Zelten. Wir zünden eine Laterne an und setzen uns zusammen in ein Zelt. Natürlich ist erst vorher ein halb Duzend Mäuler zu stopfen. Auch von dem merkwürdigen braunen Getränk verbleibt ein Becher voll draußen. Wir lauschen. Draußen ist es ganz still. Nur durch einen Spalt in der Zelttür sehen wir im Schummerlicht ehrfürchtig-selige Gesichter. Ab und zu raunen sich unsere Gäste ein paar Worte zu. Tiefe Andacht.

Als sie merken, daß wir sie beobachten, kommt einer auf allen vieren herangefrochen und flüstert durch den Spalt:

„Ist das Tschoi (Tee), Genossen?“

Ich stecke den Kopf hinaus:

„Tschoi? Nein! Gewiß schmeckt's euch gar nicht.“

„Ah, baschänd!“, d. h. „gut“, grölt die ganze Gesellschaft. Alles, was mit Zucker ist — der ist eine ganz große Seltenheit hierzulande —, ist „baschänd“.

Mich ängstigt diese Vorliebe etwas. Schließlich haben wir doch von allem nur beschränkte Mengen

und wissen nicht, was dazwischenkommen kann und wie lange wir damit reichen müssen. — So geb' ich später den Kafao ungezuckert herum und werde nach einer flüchtigen Probe von da ab mit diesem Genuß neidlos mir selbst überlassen.

Nur Selim weiß an diesem Abend, daß es kein Tschoi sei, sondern etwas anderes, was die Russen tranken. Er ist schon weit herumgekommen, sogar bis Chorog, und das ist so etwas wie ein Klein-Paris des Pamir.

Am nächsten Morgen machen wir eine überraschende Entdeckung.

Wir sind einen kleinen Hang hinuntergestiegen, um uns nach einer Badegelegenheit umzusehen. Wie wir uns umwenden, ist das Dorf plötzlich ein paarmal so groß geworden. Überall Eingänge zu Wohnhäusern. Aus einigen werden wir neugierig beobachtet. Der ganze Hang ist übersät mit Löchern. Es sind Zugänge zu Erdwohnungen.

Ein großer Teil der Bewohner dieses Dorfes wohnt in Höhlen. Diese Wohnform findet sich im Süden des Landes häufiger. Sie ist sehr altertümlich. Marco Polo erwähnt sie von Scasem, worunter das heutige Tschkaschm am Pändschknie zu verstehen sein dürfte.

Noch weiter zurück führt uns ein altes chinesisches Geschichtswerk mit einer Beschreibung von Wahan, die sich auf Beobachtungen einer Gesandtschaft unter Sung Yün aus dem Jahre 519 n. Chr. stützt:

„Das Königreich Po-ho (Wachan) liegt im Westen von K'o-p'an-t'o (Taschkurgan, Sarikol); dieses Land ist noch kälter (als Sarikol). Vieh und Menschen wohnen dort zusammen; man macht Höhlen in der Erde, um darin zu wohnen. Außerdem gibt es große Schneeberge, die von weitem wie Gipfel aus Silber erscheinen. Die Bewohner dieses Landes ernähren sich nur von Brotfladen und geröstetem Getreide; sie kleiden sich in Filz und Pelze.“

Die Höhlenwohnungen sind keine Festungen, wie gelegentlich behauptet worden ist, sondern Zufluchtsstätten bei kriegerischen Wirren und auch Wohngelegenheiten für sehr arme Leute.

Wer vermöchte das Leben darin anschaulicher zu schildern, als es das Volk selber tut in einem Märchen, das ich später aufzeichnen konnte?

König Tschinemotschin und sein Wesir sind beide kinderlos. Auf ein Gelübde hin bekommen sie jeder „nach einer Woche“ einen Sohn. Offenbar aus Furcht vor Nebenbuhlern oder Feinden befiehlt der König, die Kinder in einer Erdhöhle aufzuziehen:

„Da gruben sie die Erde aus. Sie verwahrten sie dort. Einer Amme gaben sie sie. Wie andere Jahr für Jahr groß werden, so werden sie in einer halben Nacht groß. Sie geben sie einem Lehrer. He, Lehrer, mach du sie zu Mullahs. Sie begannen den Unterricht. Eine Lampe stellten sie in das Haus. Sie lernten; aus dem Unterricht kamen sie heraus. Sie sprachen:

He, Lehrer, wir sind aus dem Unterricht herausgekommen. — Da schlug ein Landmann in die Erde Pflöcke. Seit sie von der Mutter geboren waren, hatten sie von der Sonne nichts gehört und gesehen. Derjenige, der die Pflöcke einschlug, entfernte darauf die Pflöcke. Die Sonne stand hoch über ihnen. Als sie die Sonne sahen, wurden sie bewusstlos. Der Lehrer kam. He, ihr Kinder! Er sprach den Gruß. Sie erwidern den Gruß nicht. Seid ihr verrückt geworden? Seid ihr besessen geworden? Sie reden keine Antwort. Er sprach: He, sprecht! Jetzt werde ich mich selbst erstechen. Da nahm er ein Messer, sich selbst zu erstechen hub er an. Der Prinz wandte sich an ihn, sprach: Ei, Lehrer, so tu nicht! Er sprach: Ihr unterhaltet euch ja nicht mit mir. Er sprach: Seit wir von der Mutter geboren waren, hatten wir nicht einmal der Welt Antlitz gesehen. Er sprach: Sag zu unserm Vater, er möge uns hinauslassen. Läßt er uns nicht heraus, so werden wir uns selbst erschießen. Der Lehrer ging fort. Er ging zu Tschinemotschin. Er sprach den Gruß. Er sprach: Lehrer, hierher, komm herüber! Der Lehrer sprach: Ich bleibe stehen! Er sprach: Aus welchem Grund? — Wegen Eurer Söhne. Er sprach: Was für eine Narretei ward ihnen gemacht? Er sprach: In ihrem Herzen ist das Hinauskommen: ‚Welche Sünde ist uns, daß sie uns in die Finsternis geworfen haben!‘ Da ließen sie sie frei. Ein Pferd brachten sie ihnen. Sie setzten sich aufs Pferd. Solche Reiterleute wurden

sie, daß sie den Sand von der Bahn im Sausen mitnahmen. Sie brachten sie zum Bogenschießen. Wenn sie eine Zielscheibe aufstellten, verfehlten sie den Ring nicht. Darauf setzten sie sich auf ihre Pferde. Sie gingen fort. Von diesem Garten zu jenem Garten ließen sie die Pferde fliegen.“

Dies ist die Weise, wie die Tadschiken Märchen erzählen. Am Schluß pflegt der Sprecher mit bescheidenem Hinweis auf die Unvollkommenheit seiner Erzählung sich selber mit in die Geschichte einzubeziehen:

„Einen lahmen Esel gab er mir.

Humpelnd und lahm bin ich vor dir angelangt.“
Oder es heißt:

„So gelangten sie denn zu Glück und Glanz.“

Am beliebtesten ist aber eine Redensart, die ganz banal ist, so etwa, wie wir sagen: Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch. Der Tadschik sagt:

„Meine Geschichte — sie war — oder sie war nicht.
Der Adler fraß die Taube.“

Poesie und Prosa

Won Kudara an flußabwärts begleitet uns, im Süden steil aus dem Strom aufragend, eine Felswand. Unübersteigbar sind die Bergketten, die diesen weltabgeschiedenen Teil von seinen Nachbartälern trennen. Auf der Nordseite hat eine Zahl von Seiten-

bächen, vor ihrem Austritt aus den nahen Bergen in diese eingezwängt, Unmassen von Geröll im Haupttal aufgestapelt. Über diese Anschwemmungen hinweg führt der steinige Weg in beschwerlichem, ermüdendem Auf und Ab.

Auf die Ausdehnung von ein paar Kilometern hin weisen Massen von Felstrümmern darauf, daß an dieser Stelle etwas Besonderes sich ereignet hat. Wir sind wie in einer grandiosen Schuttablagerestelle der Natur. Das ist die Wirkung eines großen Erdbebens im Jahre 1911, durch das in der Nähe am Fluß Murgab ein ganzes Dorf verschüttet wurde und dieser Strom durch Bergsturz zu einem gewaltigen See angeschwollen ist. In unserm Tal hat weiter unterhalb das Erdbeben keine Spuren hinterlassen.

An einer Stelle windet sich der Weg mehrere hundert Meter einen Hang hinauf und stürzt dann jäh bis zum Spiegel des Flusses ab. Bepackt können sich die Pferde an dem steilen Hang nicht mehr halten. Sie müssen abgeladen werden. Gepäckträger haben wir genügend bei uns. Seit dem frühen Morgen hat sich uns wieder eine ganze Anzahl von Tadschiken angeschlossen. Aber wir haben keine Rucksäcke für allerlei Kleinfram, der in Satteltaschen oder Futtersäcken verstaut ist. Das kümmert unsre Tadschiken wenig. Die Koffer schnüren sie sich frei auf den Rücken, jeder einen, die Stücke wiegen 40, auch 60, 70 Pfund. Alles andere wird auf dem Rücken in den unteren Teil des

Chalats gewickelt, die Zipfel werden über die Schultern gezogen, und der Rucksack ist fertig. In seinem Chalats kann der Tadschik eine Unmenge lassen. Später, als wir Rucksäcke hatten, blieben diese ungenutzt. Auf ihre Weise sind die Leute gewöhnt zu tragen, daher ist sie ihnen bequemer.

Dafür haben wir für die Pferde keinerlei Hilfe. Die Eingeborenen sind keine Pferdesachverständigen, das merken wir bald. Wie sollen sie auch? Das Gelände ist nicht danach, und die Menschen dort sind zu arm. Ein Reisender berichtet, er habe einmal den Bartang hinab Pferde mitgeführt, da habe man in einigen Dörfern die Tiere für große Hunde gehalten.

Der geschwätzige Alte, der als erster der vielen eingeborenen Bergführer zu uns gestoßen war, beruhigt uns, wir sollten uns nur auf ihn verlassen, er werde schon dafür sorgen, daß alles gut gehe. Ich sage:

„Du hättest dir nur lieber eine Last aussuchen sollen, als hier herumzulungern und Reden zu halten.“

„Ihr braucht aber doch jemand, der auf die Pferde achtet“, wendet er beleidigt ein.

Darin hat er recht. Aber ob er der richtige Mann dazu ist — wir blicken die Schlucht hinunter, die steil und schutterfüllt ist, und beschließen, die Pferde lieber selbst einzeln hinunterzuführen.

„Ihr braucht aber doch jemand“, wimmert der Alte.
„Ihr seid doch Könige.“

Ich verstehe nicht, was er meint, und sage schließlich ärgerlich:

„Nun gut, nimm ein Reitpferd! Aber sieh, der Sattel ist dem armen Tier beim Abwärtsgehen in den Nacken gerutscht. Bring's in Ordnung!“

Dienstfertig eilt der Diener der Könige hinzu, verlangsamt aber vor dem gefährlichen Tier seine Schritte, blickt es neugierig aus respektvoller Entfernung und scheint nicht recht zu wissen, was beginnen.

„Lös doch die Bauchriemen, Kerl“, rufe ich ungeduldig, während mich mein Pferd halb stürzend, halb laufend von dannen zieht. Dann sehe ich nur noch, wie das Tier schräg nach unten gerichtet vor dem Alten steht und dieser mit hilflosem Gesicht versucht, ihm den Sattel richtig aufzulegen, der immer wieder beharrlich nach vorn rutscht. — Lag es so fern, den Gaul während des Festschnürens bergauf zu stellen?

Nach einer ganzen Weile erscheint der Alte, zieht das brave Pferdchen am Zügel und hat den Sattel, den vermaledeiten, sich selbst auf den Rücken gebunden.

Im nächsten Dorf wird uns keine Hoffnung auf bessere Wege gemacht. Im Gegenteil, heißt es, jetzt fangen die Schwierigkeiten erst an. Von hier an sei das Gepäck nur noch mit Trägern zu befördern. Ich sage, man könne es am nächsten Tag ja mal auf einen Versuch mit Pferden ankommen lassen. Aber unser sachverständiger Agent ist nicht für eine Wiederholung

des heutigen Experiments. Er wünscht am nächsten Morgen mit den Tieren nach Tanimas umzukehren. Hier jedenfalls finden die Pferde noch einmal schöne fette Weide und wir in dem lieblichen Tal Erholung und Stärkung für das Ungewisse, das uns bevorsteht.

Während wir im Zelt sitzen und auf den abendlichen Tschoi warten, höre ich plötzlich einen Mann singen. Ich fahre wie elektrisiert hoch, bezwinde mich aber, weil hier Unbedachtsamkeit vielleicht alles zerstören kann, gehe dem Gesang nach und finde im Eingang eines Hauses einen älteren Mann, der immer die gleiche kurze Weise vor sich hinsingt. Ich gehe auf ihn zu, lächle ihm ermunternd zu, er läßt sich auch gar nicht stören und bricht schließlich ab: „Schön, Bruder, schön?“

„Sehr schön!“ sage ich und kann kaum an mich halten. Wie vielen mag es beschieden gewesen sein, diese Weise wissend zu vernehmen!

„Kennst du mehr davon?“ frage ich.

„Ich weiß hunderttausend.“

Das kennen wir leider schon. Die am wenigsten wissen, brüsten sich am meisten. Ich packe ihn beim Ehrgeiz:

„Höre, Freund, niemand ahnt ja, daß du so unendlich viel weißt. Komm zu unserm Zelt, das müssen meine Kameraden auch hören.“

„Vorsingen soll ich? Na schön. Aber dazu brauche ich ein Rebab“ (eine Art Laute).

„Das kann ich dir leider nicht geben. Aber wieso? Du sangst ja eben auch ohne Begleitung.“

„Wenn ich vorsingen soll, brauche ich eine Laute. Soll ich eine mitbringen?“

„Natürlich, wenn du eine hast. Hol sie!“

„Ich habe sogar zwei Stück. Du glaubst es nicht? Willst du sie sehen?“

„Um so besser, wenn du nicht lügst. Bring beide her und komm.“

Er bringt das Instrument, das mit allerhand Schnitzereien verziert ist. Ich möchte es gern haben. Der Schelm scheint so etwas beabsichtigt zu haben und nennt einen nicht gerade bescheidenen Preis. Da aber morgen die Pferdekawane zurückgeht, kann ich sie leicht ins Lager befördern lassen und kaufe sie.

„Ich denke aber, du hast zwei Stück?“

„Die andere verkaufe ich nicht.“

Er holt auch diese. Sie ist die bei weitem schönere und interessantere. Woher hat er die beiden so schnell? Diese koste noch einmal so viel, belehrt er mich.

„Ich denke nicht daran, schon diese bezahlte ich dir zu hoch.“

„Sie hat aber beinahe das Doppelte gekostet. Nun, wie gesagt, kriegen kannst du sie nicht.“

Er kommt mit mir, setzt sich vor mein Zelt und hebt an zu singen. Sein Lied ist immer die gleiche kurze Melodiezeile. Am Schluß liegt jedesmal eine aufsteigende Quart, die dem Gesang etwas unendlich

Schwermütiges gibt. Zwei Lang- und zwei Kurzzeilen bilden zusammen eine Strophe, davon sind die Kurzzeilen ein Kehrreim, der mit leichten Veränderungen beibehalten wird. Die Langzeilen haben einen Einschnitt in der Mitte und reimen untereinander.

Der Kehrreim am Schluß der ersten Zeile lautet stets:

Boller Sehnsucht nach der Mutter,
am Ende der zweiten Strophenzeile heißt es:

Ein treuer Freund der Liebsten.

„Und wie nennt sich dein Lied?“

„Es ist ein Dargilik.“

Dargilik — Sehnsuchtslied —, wie oft höre ich in der Folgezeit dieses Wort! Heute abend sitze ich mit fliegendem Stift, um den Zauber des ersten Eindrucks zu bannen. Die Pamirtadschiken gelten als äußerst ernst und verschlossen. Soll es mir vergönnt sein, sie aufzuschließen?

Das Dargilik ist das Lied des Heimwehkranken in der Fremde. Sehnsuchtslieder — der Kehrreim bleibt immer unverändert — singt die Mutter auf den Sohn in der Fremde und der Sohn auf die Mutter daheim, es singt sie das Mädchen auf den Geliebten und umgekehrt der Geliebte auf die Freundin.

Dargilik — den Namen kennt die Wissenschaft schon. Aber die wenigen Strophen, die bekannt geworden sind, sind dürr und flach. Die Melodien

zeichnete niemand auf. Und die Besprechung, die dieser Kunstform zuteil geworden ist, ist unvollständig und fehlerhaft, das erkenne ich gar bald.

In diesen Zweizeilern — man denke an unsere Schnaderhüpfel — bringt meist die erste Zeile ein Bild aus der Natur, die zweite die Beziehung auf den Sehnsuchtskranken.

Statt langer Beschreibung will ich ein besonders schönes Stück hierhersetzen.

So hebt unser Lied an, von der Nachtigall zu singen. Das Wort bildet das Leitmotiv, nach dem die nächsten Strophen geformt werden, bis die Phantasie erschöpft ist und ein anderes Motiv, etwa von der Wildente, oder neue Themen — bi muwofik, d. i. ohne Zusammenhang, wie sie es nennen — aufkommen.

Der Nachtigall Nest im Wacholderstrauch.

Stör sie nicht in ihrem Schlaf.

Der Nachtigall Nest in dem Birnbaum.

Stör sie nicht, sie ist so lieblich.

Die Wildente spielt im Wasser Lumlum.

Hätte ich Flügel, flög' ich zu dir.

Die Wildente hat einen langen Hals.

Meine Hand möchte ich um deinen Nacken schlingen.

Die Wildente hat lange Därme.

Dein Anblick bereitet mir wieder Harm.

Bunter Falk, willkommen bist du.
 Mein Aug' ruht auf dem Weg: Wann wirst du
 kommen?
 Gemalte Seide dein Gewand, Silber seine Schnallen.
 Voller Sehnen bin ich ganz, verläßt du mich nicht.
 Du dort, ich hier.
 Du bist ein Königsfalk, ich die Taube.
 Hier ist Sonne, du bist im Schatten.
 Genau hör zu, wie ich klage.
 Hei, Liebchen, weshalb tatest du das?
 Lang' hast du geschlafen, die Sonne steht schon hoch.

Das ist wirkliche, reife Poesie, möchte ich meinen, und das wollen wir — und müssen es auch — im Gedächtnis behalten, wenn wir uns dann wieder so oft über das pamirische Dichtervolk zu ärgern haben. Denn ein solches muß man sie nennen, das werden die nächsten Tage zeigen. Und schließlich sind wir nicht dazu da, ihnen ihre Fehler abzugewöhnen. Wie spiegeln sich denn, könnte man ja auch fragen, unsere Fehler in ihren Hirnen?

Der Sprung in die Prosa kommt rasch und kräftig genug. Wieviel Pul, d. i. Geld, er für das Lied bekomme, fragt der Sänger.

Eschand pul, wieviel Geld? Das ist hier die Frage. Wir hören sie morgens, hören sie abends, es gibt keine Regung, mag sie uns so edel anmuten, wie man es nur denken kann, ohne die andere, ohne den Ge-

danke an Pul ist und bleibt sie nur eine halbe Tadschikenregung. Ein witziger Kamerad nannte das Land danach „Tschandpulistan“, „Land Wievieltgeld.“

Hier ist sie doppelt ärgerlich, die Frage, der Mann singt schön. Aber hat er schließlich unrecht? Ich schwanke, und dann gebe ich nichts.

Ich weiß nicht, ob ich nichts gab, weil ich mich über den Sänger kostete. Vielleicht tat ich es, weil ich in der Ebene solche Leistungen auch nie hatte zu honorieren brauchen, jedenfalls nicht mit klingender Münze. Aber ich weiß, daß es so richtig war, es nicht zu tun. Später habe ich den Grundsatz ganz streng durchgeführt. Für geistige Leistungen zahlte ich nie mit Geld. Einerseits hat man in so selten besuchten Gegenden an den zu denken, der nach einem kommt. Ist es ihm zufällig nicht möglich, ebensoviel zu zahlen, so kann seine Mission scheitern, und wäre er sonst der beste Gelehrte. Andererseits verdürbe man sich selbst die Preise. Der „gute Ruf“ würde uns von Dorf zu Dorf voraus-eilen, bis wir völlig ausgeplündert wären.

Der Aufenthalt hier wird immer ungemütlicher. Ich habe wegen der Kälte in der Nacht eine leichte Mütze herausgesucht. Schon hat man sie mir mit sanfter Gewalt entwunden und ausprobiert. Ich sage warnend:

„Legt sie aber augenblicklich wieder zurück.“

Aber was nützen solche Worte! Die fremde Mütze ist ja so interessant, besonders wenn man sie anfassen und sich damit schmücken darf!

Jetzt will ich schlafen gehen — die Mütze ist nicht da! Im Dunkeln danach zu suchen, hat keinen Zweck. Ich lange mir noch einen verspäteten Gaffer, frage ihn, ob er etwa die Mütze genommen habe. Er ist entsetzt, und ich sage:

„Wie heißt du? Mansur? Also gut, Mansur, du machst mir denjenigen ausfindig, der die Mütze genommen hat, und morgen früh ist sie wieder zur Stelle, sonst passiert etwas. Verstanden?“

Mansur hat verstanden und zieht erschüttert ab.

Vielleicht ein bißchen orientalisches, denke ich noch bei mir. Könige sind wir ja schließlich nicht, wenn's auch der dityrhambische Alte behauptet, aber wenn man bei diesen Spitzbuben nicht forte schreit, hören sie überhaupt nicht und machen sich hinterher über uns lustig.

Mit so viel heroischen Gedanken sank selten ein Mitteleuropäer im Herzen von Asien Morpheus in die Arme.

Am Morgen liegt friedlich besagte Mütze irgendwo unter meinen Sachen. Ich will eben amüsiert den Kameraden erzählen, wie ich den armen Kerl — wie hieß er doch, zum Teufel? — angefahren habe, da erblicke ich den Haufen der üblichen Gaffer vor meinem Zelt in sichtlicher Erregung.

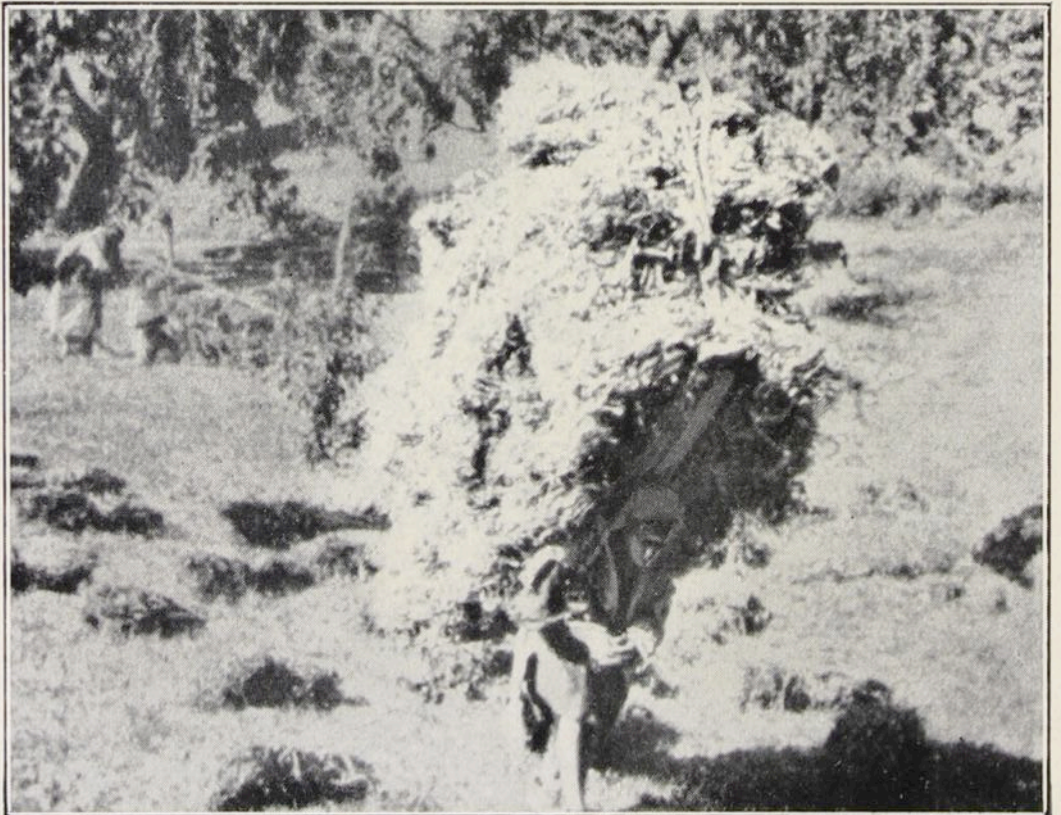
Sie sind gar nicht so aufdringlich wie sonst, und man hört nicht mal „Pul, Pul“. Es dauert eine geraume Weile, bis einer das Wort ergreift — es scheint der Vorsteher zu sein — und verlegen sagt:



Dorf der Berg-Tadschiken



Dreschen der Pamir-Tadschiken



Lastträger

„Genosse, das mit der Mütze ist mir, ist uns allen furchtbar peinlich. Sei so gut, sieh noch einmal nach, ob du sie nicht doch wiederfindest. Das wäre ja ein Flecken für das ganze Dorf, wenn hier einem Gast etwas wegfäme.“

Es sieht ganz anders in den Köpfen dieser Leute aus, als du denkst, lieber Mitteleuropäer. Jedenfalls haben auch diese vom lieben Gott ein Herz mitbekommen. Oder glaubtest du wirklich, sie machten aus nichts ihre schönen Gedichte?

Über die Steinernerne Brücke

Wor dem Auge des Geseges in Selims Gestalt und mit Hilfe der beiden Experten geht die Trägeranwerbung reibungslos vonstatten. Man kann an diesem Morgen an den gut gezogenen, lieben Kindern seine Freude haben.

Wir haben uns bereden lassen und schicken die Pferdefarawane zurück. Meinem Begleiter und mir werden Esel zum Reiten zur Verfügung gestellt. Das Gepäck wird auf die Träger verteilt. Die Koffer hier umzupacken, würde uns zu lange aufhalten. So bleiben die einzelnen Lasten dieselben wie am Vortage. Wie selbstverständlich ergeben sich die Leute darein. Dabei beträgt der Trägerlohn nur einen Rubel pro Tag. Man denke sich einen europäischen Gepäckträger

gegenüber einem Angebot von zwei Mark in solcher Lage!

Wer im Orient noch keinen Eselsritt am eignen Hinterteil mitgemacht hat, sollte nicht darüber urtheilen, vor allem nicht lachen. Man gebraucht hierzu Lande Holzsättel, die sehr klein sind und vorn einen hohen Knäuf haben. Die Tiere laufen entweder überhaupt nicht, oder sie befördern uns mit Rücken und Zockeln ohne Weg und Steg Hänge hinauf und wieder hinunter. Sitzt man auf dem Sattel, so versetzt einem der Holzknäuf bei jeder Bewegung des Reiters unliebsame Püffe in den Bauch. Nimmt man aber hinter dem Sattel Platz, so zerhackt einem der spitze Rücken des Esels das Hinterteil bald ganz und gar.

Ein mitleidiger Tadschik, der eine Weile mit angesehen hat, wie wir uns quälen, legt schließlich sein Obergewand unter unser Gefäß — wahrscheinlich ist es ihm selber zu schwer zu tragen. Es rutscht hin und her und ist nur eine schwache Milderung. Wir wissen nicht, wohin mit unsern Beinen. Denn jeder hat ein paar Hängebeutel übernehmen müssen, damit die Zahl der Träger nicht ins Ungemessene steige. Auf einem Pferd ist Platz genug, da ist uns diese Notwendigkeit gar nicht störend zu Bewußtsein gekommen.

Wie aber den Esel regieren? Hat man Glück, so trägt das Tier ein Leitseil um den Hals. Meist jedoch fehlt dies. Die Peitsche zu gebrauchen, warnen mich

die Leute: treffe man einen Esel damit ins Auge, so werde er blind. Sollte dasselbe einem Pferd besser bekommen? Ich bezweifle es, würde das Peitschenhauen aber wohl auch ohne sanitäre Erwägungen bald aufgegeben haben. Denn es hat wenig Wert: die störrischen, abgebrühten Esel geben nicht viel darauf.

Wozu hat aber eine Peitsche schließlich einen Stiel? Damit bearbeite ich das Gefäß meines Esels. Unermüdlich ruft ein Bengel, der hinterdrein läuft:

„Busän, brader“: „Hau zu, Bruder!“

Der Weg geht noch eine ganze Weile „eben“, d. h. über Schwemmegel hinweg. Ich überlege, weshalb wir die Pferde zurückgeschickt haben, und kann keinen andern Grund dafür finden, als daß dann die Ladungen nicht so viel an uns hätten verdienen können.

Bald darauf folgt eine Steilschlucht, ähnlich der, die wir am Vortage zu passieren hatten. Der Besitzer meines Esels fordert seinen Lohn, er will umkehren, denn von hier ab sei der Weg für Esel ungangbar.

„Da soll euch denn aber doch wirklich —!“

Dazu also heut morgen das ganze Arrangement mit den Eseln, das uns ein paar kostbare Stunden gekostet hat!

„Das kann euch so passen. Schließlich legt ihr uns allesamt die Lasten zu Füßen, und wir können sie selbst nach Droschor schleppen.“

Der Eseltreiber nimmt mich an den Arm und erläutert mit ungewöhnlicher Milde die Lage.

„Sieh, Bruder, hier geht's hinunter, das ist sehr steil, aber wir würden es allenfalls mit den Tieren noch schaffen.“

„Na also“, sage ich barsch, „was stehen wir hier lange herum?“

„Die Lasten sind schwer, Genosse!“ „Ach, so schwer“, brüllt der Chorus. Die Leute haben sich alle mit einander vorsichtig niedergelassen und liegen auf den Lasten, oder sie stützen diese mit dem Rücken gegen einen Felsstein und stehen schwer atmend daneben. Sie machen „fuschafusch“, wie sie es nennen, d. h. sie keuchen. Damit versucht man auf dem Marsch bisweilen kleine Erpressungen. Diese Erschöpfung auf Vorschub wirkt rührend echt.

„Ganz unten, Genosse“, fährt der Wortführer listig fort, „überqueren wir den Bach, der die Schlucht durchfließt, auf einem großen Felsblock, der da hineingefallen ist. Puli sangin, Steinerne Brücke, nennen wir die Stelle deshalb. Dann geht es ein kleines Stück eben weiter.“

„Ja, und wo bleibt der Weg dann?“ frage ich einigermaßen verwirrt.

„Das ist es ja, da ist eben überhaupt kein Weg! Da kommen nur Männer einzeln vorwärts.“

Alle schreien durcheinander, einige haben sich schon mit ihren Stöcken aufgerichtet und schicken sich an, hinabzusteigen. Nur die Eseltreiber verharren störrisch wie ihre Pflegebefohlenen.

„Ich gehe erst mal hinunter“, sagt mein Begleiter. „Lassen Sie die Kerle sehen, wie sie fertig werden.“

„Pul, Genossen, Pul!“ schreien die Spediteure entsetzt und versuchen ihn zurückzuhalten. „Ein Esel stirbt ja, wenn er hier hinab soll.“

„Soll er sterben“, sage ich, des Kaufens müde. „Wir haben Esel für den ganzen Tag gemietet, seht ihr zu, daß wir welche haben.“

„Ja, dann nehmt doch die da drüben!“ rufen die Teuren plötzlich entzückt. Und wirklich steht drüben auf der andern Seite eine kleine Eselkarawane, die ebenso geistvoll wie die unsrige in den Abgrund schaut.

„Maili“, sage ich, das ist soviel wie „Wenn schon“. Mich wundert hier nichts mehr, und ich finde die zufällige Lösung ganz in der Ordnung.

Drüben befinde ich mich bald am Fuß eines senkrechten Steilhangs. Über meinem Haupt balancieren die letzten Leute mit den schweren Koffern, es ist die reine Akrobatik, und ich bin froh, daß mir nicht zwischendurch ein solches Ding auf den Kopf geschlagen ist.

Einige kommen schon die Schlucht herunter. Sie klettern wie die Katzen.

„Zieh Schuhe und Strümpfe aus, Bruder, deine Stiefel sind schlecht hierfür, unsere Schuhe sind gut.“

Die Leute haben recht. Mit ihren weichen Schuhen aus Steinbockleder haben sie in dem dauernd nachgebenden Schotter viel besseren Halt als wir, die wir

durch die Schwere und Starre unsrer sportgemäßen Bergstiefel leicht ins Rutschen kommen.

Einer kriegt ein Handgelenk von mir mit eisernem Griff zu packen, spielend sind wir oben. Ich schaue zurück — abwärts, nein, dafür würde ich doch danken!

Staunend betrachte ich die versammelten Lasten. Merkwürdigerweise macht gar niemand „fuschausch“ hier, wo es wirklich angebracht gewesen wäre. Wir besteigen die Esel, die uns wie auf Bestellung entgegengekommen sind, und erreichen mittags das nächste Dorf. Es liegt anmutig im Tale.

Der Ort heißt Taschkurgan, d. i. „Steinfestung“. Er hat seinen Namen von einer Befestigung, die auf einem großen, aus dem Boden aufragenden Felsplateau errichtet ist und das an dieser Stelle geweitete Flußtal beherrscht. Mäßig hohe, aber kahle und felsige Berge machen das Tal zu einem Kessel. Darin ist es warm und windgeschützt. Fruchtbar ist es hier, das Obst ist weiter gediehen als irgendwo anders auf unserm Weg, die Aprikosen sind schon fast reif.

Die Taschkurganer Esel gehen nicht weiter als bis hierher. Die Sache ist verdrießlich wegen der Abrechnung. Die Esel sollten anderthalb Rubel für den Weg hierher bringen. Nun kommen auf jeden zwei halbe Esel. Wie sollen sich die in den Lohn teilen?

Mit der hiesigen Problematik noch nicht vertraut, suche ich ein paar Zehn- und Zwanzigkopfenstücke zusammen und will jedem die glatte Hälfte oder noch

ein wenig mehr geben. Als bald erhalten wir unser Geld zurück:

„Damit können wir nichts anfangen, Genosse. Die kleinen Münzen kennen wir nicht. Gib uns große.“

Die großen sind Halbrubelstücke, die dem Wert einer deutschen Mark entsprechen. Es ist die einzige Münze, die die Leute kennen. Wie gut, daß sie sie überhaupt anerkennen! Aber eine teure Fahrt kann das geben, wenn alles mindestens eine Mark kostet!

Wollen wir noch länger um die paar Groschen verhandeln, werden wir hier übernachten müssen. So geben wir jedem einen Rubel, das war ja auch der Zweck der Übung gewesen. Uns aber graut, nicht wegen der paar Kopeken, aber vor dem Präzedenzfall. Weh uns, wir werden dran zu denken haben! Hätten wir diesen Unglücksort erst hinter uns! Aber die Fama wird uns folgen.

Hundert Meter weit reiten wir. Dann kommt der Besitzer meines neuen Esels und will sein Geld haben. Meine Geduld ist zu Ende:

„Wenn das so weitergeht, können wir noch zehnmal halten, bis wir droben auf jenem Hügel anlangen, und sind vielleicht in einer Woche in Droschor.“

Ja, aber hier liegt der Fall anders. Der Mann geht nicht selbst mit, deshalb muß er vorher entlohnt werden. Gottlob! Dann kann er wenigstens nicht am Ende des Marsches lamentieren. Da, nimm dein Geld und pack dich!

Wie wir auf die Anhöhe hinaufkommen, liegt jenseits unten auf dem andern Flußufer wieder ein liebliches Dörflein. Ringsum steile Felswände in hartem Grau und Braun. Das Dorf zieht sich auf zwei Terrassen über dem Fluß hin: einige Pappeln — sie zeichnen sich spitz, spitz —, ein paar Häuserchen — rund, rund — und dazu breite Wiesen in frischem Grün.

Wir haben wieder ganz zum Spiegel des Flusses hinabzusteigen. Unser Weg kreuzt eine Seitenschlucht mit einem mächtig angeschwollenen Gletscherbach. Die Esel müssen abgeladen werden. Die Tiere sind nur schwer in der reißenden Strömung zu halten. Die Lasten nehmen die Leute auf den Rücken. Zwei oder drei schlingen die Arme umeinander, so halten sie sich gegenseitig. Zum Schluß werden wir hinübergetragen. Ob es dafür einen halben Rubel extra gäbe? Ja, dafür gibt es einen halben Rubel für jeden. Die nicht auf den glorreichen Gedanken gekommen sind, stehen ein wenig enttäuscht abseits und martern sich ob ihrer mangelnden Hilfsbereitschaft.

Aus der Karawane tut sich ein Mann durch besondere Schwatzhaftigkeit hervor. Es ist derselbe, der am Abend vorher Geld für das Lied verlangt hat. Von meinem Begleiter hat er sich zu einer Art Karawanbaschi erheben lassen. Ich habe mich darüber gewundert, mir schien der Kerl ausnehmend unsympathisch,

aber viel zu verderben war hier ja nicht mehr, und ich war der weniger Erfahrene.

Mich hat er zum unglücklichen Opfer seiner Beredsamkeit erwählt.

„Wenn du jetzt nach Droschor kommst, so werden viele Leute etwas von dir fordern.“

Das glaube ich ihm nach den bisherigen Erfahrungen aufs Wort.

„Du aber gib keinem von ihnen. Alles iß selbst.“

Was für ein Interesse hat dieser gräßliche Alte daran, mir gute Ratschläge zu erteilen, frage ich mich. Es ist ein hagerer, abstoßend häßlicher Mensch, der ganz besonders schäbig gekleidet ist. Ich soll bald erfahren, wohin er zielt.

„Besonders ist da ein älterer Mann, er wird sich bald an dich heranmachen. Dem traue nicht, er ist ein Scheitan (Satan), dem gib nichts, er ist es nicht wert.“

Was gehen mich deine Feindschaften an, Kerl? Laß mich in Frieden! Ich bin froh, wenn wir mit Sack und Pack glücklich gelandet sind.

Geht mich sein Kleinram, geht mich seine große Sorge wirklich so wenig an? Das kann uns so gefallen, als die europäischen Herren hier in der Gegend herumzuspazieren, vom daunengefüllten Pfühl aus den Geschehnissen zuzuschauen und Charaktere zu „studieren“. Wenn wir sie erleben sollen, diese Charaktere, wenn sie uns mit einbeziehen in den bescheidenen Ablauf ihres armseligen Lebens, dann reißt gar bald

die Geduld, wir schreiben ein paar wirkungsvolle Stoßseufzer ins Tagebuch und fühlen uns als Märtyrer.

Ich habe manchmal gestöhnt, daß ich nicht einen eingeborenen Führer hatte wie die Kameraden, der Puffer und Medium zugleich ist und uns ruhiges Arbeiten garantiert, wenn wir auch ein paarmal dafür übers Ohr gehauen werden. Und doch, wer zu den Menschen reist, muß unbehindert und frei, ohne die Nebelschleier von Überheblichkeit und Bildung zu ihnen sprechen können, und sie — sie müssen auch mit ihrem Wort zu uns dringen können, bis an unser Herz.

Nach dem Flußübergang steigt der Weg in zwei Terrassen nach Droschor an. Auf der unteren Terrasse hat früher ein Dorf gelegen, es ist durch eine Überschwemmung des Bartang völlig zerstört worden, so berichten unsere Leute. Derartige plötzliche und vernichtende Fluten kommen hier tatsächlich häufiger vor. Sie haben ihre Ursache in Stauungen im oberen Tanimastal, die von meinen Kameraden festgestellt worden sind.

Ein paarmal fallen auf dem Weg sorgsam geschichtete Türmchen aus kleinen Steinstückchen und Felsbrocken auf. Die Tadschiken treten nacheinander heran, berühren den Steinhaufen mit einer Hand, führen diese zum Mund und gehen weiter. Gelegentlich legt man auch ein weiteres Steinchen dazu.

Sie geben an, daß sie diese Steine in Erinnerung an Heilige und ihre Taten verehren. An dem Grabe eines solchen Heiligen sind wir am Tage vorher vorbeigekommen. Es war ein einräumiges, viereckiges Gebäude mit flachem Dach, leer, ohne eine Inschrift, durch eine Holztür verschlossen, als Heiligengrab kenntlich durch ein paar Stangen mit Tüchern an der Spitze, wie sie überall in Turkestan üblich sind.

Ihrem Glauben nach sind unsre Tadschiken Mohammedaner, und zwar gehören sie einer Sekte des Islam an, der sogenannten Ismailija. Über die Entstehung dieser Sekte ist wenig bekannt. Sicher ist, daß der Ausgangspunkt ihrer Religion die schiitische Richtung innerhalb des Islam war. Es ist dies die in Persien übliche Form des mohammedanischen Glaubens, die dem Propheten Ali, dem Schwiegersohn des Mohammed, eine besondere Verehrung angedeihen läßt. Dagegen bekennen sich die Mehrzahl der Turkestaner, so auch die benachbarten Pamirkirgisen, ferner z. B. die Afghanen zur Sunna, der orthodoxen Glaubensrichtung des Islam. Beide Richtungen bekämpfen sich sehr hartnäckig, und die Gläubigen verfehlen nicht, dem Vertreter der anderen Glaubensmeinung allerlei Schledhtigkeiten nachzusagen.

Ankunft in Droschor

Ein Haufen grober grauer Steinhäuser — spärlich bewachsene Felder an einem schäumenden Gebirgsbach —, das Ganze inmitten einer weiten, öden, steinigen Ebene zu Füßen zweier eisgepanzelter Gipfel, das ist Droschor. Weit unten hat sich der Bartang sein Bett gegraben. Steil starrt auf dem jenseitigen Ufer die Kette, die sein Reich schroff und unübersteigbar von den Tälern im Süden trennt. Auch auf unserm Ufer treten die Berge — das kann man schon von hier aus sehen — unterhalb der Droschorer Ebene ganz dicht an den Fluß. So entsteht das gefürchtete und berüchtigte Engtal mit seinen Wegen, die allem spotten sollen, was wir bisher erlebten. Ein feiner bläulicher Dunst kommt von dorthier herauf und zieht sich über die Bartangschlucht, deren Bergvorsprünge sich im Westen für unser Auge rautenförmig voreinanderschieben. Die scheidende Sonne ist um die beiden Wahrzeichen des Ortes herumgewandelt. Ihre letzten Strahlen lassen die Kuppe des mächtigeren Gipfels wie durchsichtiges Kristall erglänzen. Es ist der Lap-lasar, d. h. „Viel-Eis“. — Die Europäer fanden für ihre Karten den Namen „Pit Wannowski“ schöner.

Das Dorf liegt schon im Schatten. Es scheint ein Konglomerat von Ruinen, von einer verfallenen Mauer umgeben. Das ist die „Kalla“, d. h. Festung, der früher durch eine Mauer geschützte Kern des

Dorfes. Heute haben die Leute aus den verfallenen Gebäuden neue Häuser errichtet, oder vielmehr Steinhöhlen; aber auch außerhalb der Kalla liegen weit verstreut Wohnhäuser, dazwischen Felder.

Unweit der Kalla erhebt sich ein einsames Gebäude von der Art des beschriebenen Masars. Es ist ein größeres, leeres, einzimmriges Haus mit flachem Dach, durch eine Holztür verschlossen. Daran anstoßend liegt ein Nebenhaus. Das Ganze ist die Moschee. Ein paar Schritte davon ein kleiner Moscheeteich. Dazwischen ein freier Platz. Dieser wird uns als Wohnplatz angeboten.

„Wo wohnst du denn nun?“ frage ich meinen Quälgeist, der bis zu dieser Stunde besorgt war, mich in immer neuen Variationen vor dem Satan zu bewahren.

„Oh, ganz in der Nähe. Gib ein wenig Tee, und ihr habt im Augenblick etwas zu trinken.“

Ich hätte viel lieber einen jungen Bengel als unsern Bedienten gehabt, der mir schon am Abend vorher durch sein bescheidenes Wesen und seine klugen Antworten bei der Erklärung der aufgezeichneten Lieder aufgefallen war. Er stammt aus dem untergegangenen Dorf Sareds am Murgab. Was ist aus dessen Bewohnern und ihrer Sprache geworden?

Da unsere Geldmittel nicht unbeschränkt sind, müssen wir schon Angenehmes und Nützliches, praktische und wissenschaftliche Bedürfnisse nach Möglichkeit

zu vereinigen suchen. Mein Schübling hat keine Verwandten in Droschor und somit kein Haus, in dem er für uns hätte kochen können. So vertraue ich dem guten Stern, der uns bisher geführt und mich immer die richtigen Leute hat finden lassen, lasse den Bengel laufen und ergebe mich in mein Schicksal, das mir nun einmal den schwaghaften Alten als Prüfung gesandt zu haben scheint.

Ein Jahrmarkt könnte die Dörfler von Droschor nicht mehr in Aufruhr bringen als die beiden Russenzelte auf dem Platz vor der Moschee. Sie locken nicht nur von früh bis spät das halbe Dorf zu „Zemascha“ — daran haben wir uns mittlerweile gewöhnt. Sondern schon in den ersten Morgenstunden des neuen Tages hat es sich herumgesprochen, daß die Russen auch kaufen. Was? Alles! Alles, was wir selber nicht mehr brauchen können!

Mein Begleiter hat den Auftrag, in kurzer Zeit allerhand Ethnographisches zu sammeln. Ich merke gar bald, für meine Arbeit ist das nicht das Rechte, denn die Aussicht, von den Russen Geld, viel Geld zu verdienen, bringt alle Instinkte in Aufregung und lenkt die Leute von dem ab, was ich möchte: ihr Alltagsleben und ihren Sonntag, ihr materielles und ihr geistiges Sein, wie es immer ist, getreulich festhalten.

Unablässig wogt der Haufe vor unsern Zelten hin und her. Daß ich nicht kaufen will, sondern Lieder

suche, geht ihm nicht ein. Sein Interesse ist ganz da, wo gehandelt wird. Wenn einer etwas anzubieten hat, hocken zehn oder zwanzig, um zuzusehen und zwischen- durch plötzlich aufzuspringen, nach Haus zu eilen und mit irgendeinem Hund anzukommen, für den die Fremden gewiß auch noch etwas zahlen werden.

Schließt mein Gefährte sein Zelt, weil er des Treibens müde ist oder weil er sieht, daß für einen halbwegs vernünftigen Preis doch nichts zu bekommen ist, bleiben die Unentwegten erst noch eine Weile sitzen, dann kommen sie nach und nach alle zu mir herüber und bieten mir mit der größten Ungeniertheit alle möglichen Sachen an, mit denen sie jener als wertlosem Zeug nach Haus geschickt hat.

Unter diesen ist ein Mann, der erklärt hat, nur gegen Gold an uns etwas verkaufen zu wollen. Es ist der Amtschreiber.

„Was willst du denn damit anfangen? Gibt's hier irgendwo einen Laden, wo du etwas dafür kaufen könntest?“

„Nein, das nächste Kooperativ ist in Sipändsch, aber sieh dorthin, so etwas will ich auch haben.“

Ich blicke mich um, kann aber nichts entdecken als eine Anzahl Leute, die meinen Begleiter in der Nähe seines Zeltes bei irgendeiner gleichgültigen Verrichtung begafft. Alle sind mit der größten Andacht bei der Sache. Einer sitzt ganz verklärt zu seinen Füßen

und folgt mit den Augen jeder Bewegung seines Mundes.

„Sieh nur die Zähne“, flüstert mein Schreiber begeistert — „wie es blinkt — reines Gold!“

Am nächsten Tag kommt er wieder, einen ganzen Beutel kleiner Münzen schleppt er an. Weiß der Teufel, woher er sie hat. Halbrubelstücke will er dafür eintauschen. Ich gebe ihm etwas davon, mehr um ihn loszuwerden. — Mir größere Summen kleinen Geldes zuzulegen, hüte ich mich wohl. Der Beutel mit Silbergeld macht schon jetzt eine halbe Trägerlast aus. Kleinere Münze würde das Gewicht noch merklich erhöhen. Und was nützt es mir, wenn ich hernach für eine Handvoll „Tenga“ — so nennt man in Turkistan je nach der Gegend das 15- oder 20-Kopekenstück — nicht einmal einen Esel mieten kann.

Auch mit Käufen halte ich mich zurück, sei es für den täglichen Bedarf, sei es an ethnographischem Material. Erst gilt es den Wert der Sachen festzustellen, und dank unsrer gefüllten Koffer sind wir nicht auf die wechselnde Konjunktur der Lokalverpflegung angewiesen. Das ist unser Glück. Es stellt sich bald heraus, daß die Leute sehr, sehr arm sind und meist wirklich nicht mehr haben, als was sie für ihren eigenen Bedarf unbedingt benötigen.

Wie warm bettete uns unser Alter — ein Führergenie — mit Zelt und Ausrüstung in durchdachten Reisekomfort!

Der Hammel

Wir wollen einen Hammel kaufen. Mein Gefährte muß in einigen Tagen weiterreisen, da lohnt es gleich zu schlachten, solange wir noch zu zweien sind. Wieviel wir denn anlegen wollten?

„Zeig erst den Hammel her, du Schlauberger, hernach bringst du mir für eine Handvoll Rubel einen Hammelsäugling.“

Der Erfolg stellt sich prompt ein: kein Angebot. Wir lassen es so eine Weile hingehen, um nicht durch allzu rege Nachfrage den Preis ins Reich der Phantasie zu treiben.

Schließlich erscheint ein Mann mit einer Ziege. Das ist nicht gerade nach unserm Geschmack. Der geforderte Preis ist sehr hoch. Ein Hammel sei zur Zeit nicht aufzutreiben. Das dünkt uns unwahrscheinlich. Aber —

„Genosse, da würde ich mich keinen Augenblick besinnen“, nimmt einer der Zuschauer das Wort. „Ein Hammel kann etwas sehr Schmachhaftes sein, aber eine Ziege ist viel feiner. Deshalb kostet sie ja auch beinah noch einmal soviel wie ein Hammel.“

Ach so, also deshalb —!

„Wir essen aber lieber Hammelfleisch, und außerdem ist uns die alte Tante hier zu teuer.“

„Das ist kein altes Tier. Diese Ziege ist gerade richtig; zu jung darf sie doch auch nicht sein.“

Der Mann mit der Ziege wird fortgeschickt. Wir verlangen energischer nach einem Hammel.

Pause von einigen Stunden.

„Nun“, frage ich einen Gaffer, „was meinst du, kriegen wir noch einen Hammel oder nicht?“

„Ich will gleich mal fragen“, sagt er, steht auf, geht ins Dorf und kommt nach einer Weile mit einem halben Duzend Leuten wieder.

„Ich denke, ihr nehmt doch die Ziege“, sagt einer, „ich habe dem Herrn der Ziege schon Bescheid gesagt. Da kommt er.“

Sie spekulieren auf unsern Hunger, so hält die Ziege ihren Preis.

„Schafft einen Hammel, und damit Schluß.“

Wir schließen unser Zelt ab und ziehen es vor, den Haufen aufgeregter Unterhändler sich selbst zu überlassen. Großes Geschrei und Durcheinanderreden von der Dauer einer Stunde. Dann ruft einer ehrfürchtig vor dem Zelt:

„Genosse! Genosse!“

„Laßt nur, wir brauchen euer Vieh nicht mehr, wir haben schon zu Abend gegessen.“

„Aber morgen, Bruder, morgen müßt ihr doch etwas zu essen haben. Ich habe einen Mann nach der Alm geschickt, der holt einen wunderbaren Hammel.“

Ich öffne die Zelttür. In einiger Entfernung steht wieder eine Anzahl von Eingeborenen, andere liegen

am Rand des nahen Baches, teils faul sich hinstreckend, teils im Gespräch. Jetzt richten sich alle auf und mir zu.

„Einen wunderbaren Hammel kriegt ihr, Bruder. Morgen gegen die Mittagstunde ist er da. Sieh hier, diesen Mann schicke ich hin, er holt von meinem eignen Vieh ein Stück.“

Der Mann, der vorhin schon auf dem Wege zur Alm war, rutscht auf den Knien näher und hockt ebenfalls vor dem Zelt hin.

„Heute kann er nicht mehr gehen. Er muß erst seine Schuhe flicken. Sieh nur, wie sie aussehen. Der arme Bengel! Aber morgen, bevor die Sonne aufsteht, macht er sich auf zur Alm und ist um Mittag wieder unten.“

Der andere ist aufgestanden und weist seine Schuhe vor. An die weichen, ziemlich hohen Schäfte ist mit groben Stichen eine Sohle aus demselben Material angenäht. Sie ist vom Gehen an mehreren Stellen durchgescheuert, die Zehen sehen vorn heraus. Das Schuhwerk des Sprechers dagegen scheint ganz neu zu sein. Das weiche Leder ist in Strumpfform geschnitten. Der Schuh besteht aus zwei Teilen, die unter dem Fuß zusammengenäht sind, ohne besondere Sohle. Um die Knöchel wird er durch ein schmales Band gehalten, das aus bunten Wollfäden geflochten ist.

„So kann der allerdings nicht gehen“, sage ich, „dann aber marsch nach Haus, bevor die Sonne untergegangen ist, damit der Schaden noch heute repariert

wird. Einfacher wäre es natürlich, ihr gäbet uns einen Hammel aus dem Dorf.“

„Es ist wirklich keiner da, ich lüge nicht. Die Tiere sind alle auf der Alm. Die Ziege ist nur unten, weil die Frau ihres Herrn krank ist.“

Ich durchschaue diesen Zusammenhang nicht ganz, muß aber den Leuten Glauben schenken. Denn daß sich einer umsonst den weiten Weg zur Alm mache, ist kaum anzunehmen.

„Hoffentlich kommt der Bote zurück, bevor ich abreise“, wirft mein Gefährte ein.

„Aber gewiß. Wenn einer bei Sonnenaufgang hinaufgeht — dort drüben geht der Weg durch eine Schlucht hinauf —, dann ist er, bevor die Sonne am höchsten steht, wieder im Rischlak. Oben auf der Alm besorgen die Frauen den Sommer über das Vieh, die geben ihm den Hammel, und er bringt ihn her.“

„Aber eine Nacht bleibt er erst oben“, prophezeit mein Gefährte mit sicherem Instinkt.

„Was denkst du, Genosse? Dort oben wird kein Mann bei einem Weibe schlafen.“

„Du meinst, er werde dich erst vorher um Erlaubnis fragen.“

„Nein, wenn ein Mann mit einer Frau auf dem Alak zusammen ist, dann kommt der Wolf und holt von dem Vieh ein Stück weg, sagen sie.“

„Hoffen wir, daß er sich an den Spruch hält, damit er morgen abend zurück ist.“

„Nicht morgen abend, Genossen, morgen vor dem Mittag ist der Mann zurück. Aber was meinst du, werdet ihr für den schönen, fetten, jungen Hammel geben?“

„Zum Teufel mit euch! Vorläufig glauben wir an keinen Hammel.“

Der Moscheeplatz

Der aufdringliche Alte, an dessen Dienertreue wir hängengeblieben sind, heißt Baschurf. Er hat die Verpflichtung übernommen, uns dreiß oder viermal am Tage unsern Tee oder, was es sonst zu kochen gibt, in seinem Hause bereiten zu lassen. Wider Erwarten wickelt sich das mit unorientalischer Pünktlichkeit ab.

Beim erstenmal hat mein Begleiter das nötige Maß in eine kleine Aluminiumbüchse geschüttet und ihm gegeben. Als er den köstlichen Trunk anbringt, hat er die Dose — natürlich! — vergessen. Er wird zurückgeschickt, muß sie abliefern und ist beim nächstenmal schon an diese Ordnung gewöhnt.

Wir stehen immer sehr früh auf. Denn der Arbeit ist viel, und dann — ja, man läßt uns ganz einfach auch nicht länger schlafen. Am ersten Morgen holt man mich zu fast nachtschlafender Zeit aus den Federn. Jrgendein „Bruder“ bettelt um eine Bagatelle. Ich kanzle ihn gehörig ab, verbitte mir ein für allemal jede

Störung, sobald und solange meine Zelttür verschlossen ist, und — das Dorf nimmt sich's zu Herzen. Wenn nicht etwas ganz Besonderes vorliegt, wagt sich niemand in die Nähe des Zeltes.

Ich habe von Reisenden — auch in diesem Land — gehört, sie seien Tag und Nacht von Bettlern und andern Quälgeistern ihres Personals oder des Dorfes belästigt worden. Derartige Erfahrungen habe ich nicht gemacht. — Es wird einem alles geboten, was man sich gefallen läßt oder wovon die Leute durch Schlüsse auf unser sonstiges Verhalten annehmen, daß wir es uns gefallen lassen werden, nicht mehr — allerdings auch nicht weniger. Wie wir uns im ersten vor kommenden Fall verhalten, das gibt den Ausschlag.

Auch diese gute Regel hat ihre Ausnahmen. Ich habe einmal von unserm Reis kochen lassen und einigen Leuten davon abgegeben. Als der Schreiber es hört, macht er mir in seiner groben und doch nicht humorlosen Weise bittere Vorwürfe. Was denn die paar Bevorzugten Besonderes geleistet hätten, daß ich ihnen eine solche Delikatesse zukommen ließe und ihm nicht.

Diesen Mann beabsichtige ich bei guter Laune zu halten. Er ist offenbar einer von den wenigen im Dorf, die schreiben können; er soll mir später Texte zur Kontrolle meiner Aufzeichnungen niederschreiben. So verspreche ich ihm, wenn's das nächstemal Reis gebe, werde bestimmt für ihn ein Tellerchen übrig-

bleiben. Wir verabreden einen Tag, und der Gute zieht beruhigt ab.

Wer zu der erbetenen Leckerei nicht erscheint, ist mein Schreiber. Gleichwohl bewahre ich den ihm zuge-dachten Rest auf. In der folgenden Nacht erwache ich von einem Räuspern und Kraspeln vor meinem Zelt. „Diebe!“ schießt es mir durch den Kopf. Unmöglich! Ich fahre auf. Das muß von draußen gehört worden sein.

„Kasik!“ (Genosse) tönt es leise, aber dringlich, fast klagend. Ich schaue hinaus: der Schreiber. Mich zu wecken, hat er sich nicht getraut, aber —

„Du wolltest mir doch Reis geben —“

„Hol dich der Teufel, Kerl! Du warst ja nicht da heute mittag.“

„Hast du auf mich gewartet?“ Er strahlt, dann setzt er unschuldsvoll hinzu: „Ich hatte so viel zu tun, war auf dem Felde —“

„Verdient hast du's nicht, alter Freund“, sage ich streng, und reiche den bereitstehenden Teller hinaus.

„Und nun laß mich schlafen!“

Ich lege mich zurück, aber den Blick kann ich nicht abwenden von dem Bild der Seligkeit, der dunklen Silhouette, die, im Profil vom Mondlicht grell konturiert, im Ausschnitt meiner Zelttür hockt.

Schweigend ist er, behutsam erhebt er sich. Ich höre das leise Plätschern des Bades vor meinem Haus: Dort wäscht er das Geschirr, wie ich es nach jeder

Mahlzeit anordne. Dann kommt er auf Zehenspitzen wieder heran, kriecht mit dem Oberkörper in den Zelt-
eingang, stellt Teller und Löffel genau an den Platz,
von dem ich sie wegnahm, und verschwindet.

Wer kann ihm grollen, wenn er gleich schwer gegen
das Gebot verstoßen hat?

Der Respekt der Eingeborenen vor diesen unsern
Geboten hat noch eine andere Voraussetzung: daß wir
mit unseren Forderungen nicht in ihre Lebensge-
wohnheiten eingreifen. Sie in derlei umzumodeln,
würde ich nie versuchen, vor allem nicht in so kurzer
Zeit.

Wenn ich also sage, man läßt uns nicht schlafen, so
liegt das daran, daß der Platz vor unserm Zelt gleich-
zeitig den zweifelhaften Vorzug hat, der Versamm-
lungsort des ganzen Dorfes zu sein. Dort lungert
alles herum, was zur Zeit unbeschäftigt ist, und das
sind die Leute meistens, selbstverständlich nur der
männliche Teil der Bevölkerung. Die Frauen nehmen
erstens keinerlei Anteil am öffentlichen Leben, zwei-
tens sind sie beschäftigt genug. Denn ihnen liegt die
ganze Hausarbeit ob. Darüber hinaus ist ihnen ein
großer Teil von Schwerarbeit aufgebürdet. So sehe
ich oftmals Frauen vom Holz sammeln heimkehren.
Die Lasten, die sie auf dem Rücken tragen, sind teil-
weise einhalb- bis einmal so groß wie sie selber. Die
Reisige — ebenso auch Heu und Korn — werden auf
ein gitterförmiges, großes, hölzernes Rechteck gelegt

und mit einem Längsstrick festgehalten: man trägt es mittels zweier Tragriemen.

Die Männer befassen sich in der Hauptsache nur mit Feldarbeit. Gibt es dabei etwas zu tun, so sind sie alle von früh bis spät beschäftigt. Die übrige Zeit verbringen sie mit Faulenzen und Streiten, und dazu ist der beliebteste Ort der Platz vor der Moschee.

Die Sonne sendet kaum die ersten Strahlen schräg durch das Fensterchen an der Rückwand meines Zeltes, da werde ich schon durch Volksgemurmel geweckt. Wie ich die Stimmen allmählich unterscheide, merke ich, daß man sich wieder einmal zankt. Zwischendurch reden ein paar besonders heftig aufeinander ein, aber im ganzen muß ich anerkennen, daß nicht so geschrien wird wie am Tage.

Ich habe alle Sachen, die ich dauernd benötige — ach, und wie sind deren so viele! — bei mir im Zelt. Übrigens schwöre ich für die Reiseausrüstung und Unterkunft auf alles, was von Schuster in München kommt. Gut, daß der Schlaffack mit der Korkmatratze darunter nur die Hälfte des Wohnhauses in Anspruch nimmt. Als Keilkissen dienen mir, seit ich keine Satteltaschen mehr habe, Bücher. Neben meinem Kopf in der andern Zeltecke der Wäschesack, daneben liegt das Waschzeug. Dann folgt ein Koffer mit den angebrochenen Lebensmittel Dosen und Paketen. Am Eingang befindet sich das Zeug, das ich tagsüber brauche, dazu die Schuhe.

Bald muß ich dieses Arrangement so verändern, daß

am Eingang nur verschließbare Sachen oder Bücher liegen. Denn nur zu gern wird während der Unterhaltung nach irgend etwas in der Nähe Liegendem gegriffen und mit einem „Touba!“ (Seltsam) im Kreis herumgereicht. Bei der Gelegenheit wird allerlei Getier abgeladen — natürlich unbeabsichtigt. Man bedenkt nicht, daß da gleich etwas hängenbleiben könnte und daß der weiße Bruder so empfindlich wäre. Vor dem Zelt oder daneben stehen Koffer und Kisten mit Vorräten. Daß etwas gestohlen wird, brauchen wir nicht zu befürchten.

Wenn ich aufgestanden bin, so muß sich das wohl rasch im Dorf herumsprechen. Außerdem kann man mich von den Dächern der Kalla aus auch beobachten. Gern macht sich auch der eine oder andere der frühen Streiter auf, um Baschurf zu rufen. Während er den Tee bereitet, wasche ich mich. Der Moscheeteich ist mir zu schmutzig, also frage ich, ob ich mich in dem Bach zwischen der Moschee und der Kalla waschen dürfe. „Selbstverständlich!“ wird mir geantwortet. Selbstverständlich verfolgt die ganze Gruppe jede meiner Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit. Ein paar Gaffer, die ihre Neugier gar nicht bezähmen können, kommen dicht heran, heben Bürste, Seife auf und wollen die Sehenswürdigkeiten den übrigen als neueste Sensation präsentieren. Ich spritze sie gehörig naß, sie ziehen sich mit süß-saurem Gesicht zurück, aber den Haufen scheint das nur zu amüsieren, und einige

möchten weiter so mit mir spielen. Erst als sie den Eindruck haben, daß ich wirklich ganz böse bin, wenden sie sich ab und lassen mich für eine Weile ungeschoren.

Einmal kommt der Schreiber daher. — Er geht geradeswegs auf mich zu und überschüttet mich mit Vorhaltungen. Ich könne mich doch nicht hier halb nackt ausziehen, da drüben die Frauen von der Kalla könnten mich ja sehen und schämen sich.

Wirklich hockt eine ganze Reihe weiblicher Wesen hinter ein paar Mauervorsprüngen und genießt das Schauspiel, sichtlich weniger schamvoll als mit dickfelliger Neugier.

„Und dann“, fährt der Entrüstete fort, „weiß ich auch gar nicht, wozu dieses ewige Waschen gut sein soll. Du hast dich doch erst gestern abend gründlich gereinigt, und mittags und nachmittags wascht ihr euch, davon kannst du ja geradezu krank werden.“

„Ja, wie oft wascht ihr euch denn?“ frage ich einigermassen erschüttert.

„Na, ein-, höchstens zweimal die Woche, das ist aber auch wirklich genug! Komm, Genosse“, sagt er einlenkend. Offenbar hat ihn mein spöttisches Gesicht ein wenig aus dem Konzept gebracht. „Geh in dein Grab und zieh dich an!“

Der Vergleich unserer Zelte mit einem Grabgewölbe ist zwar nicht geschmackvoll, aber er trifft. Belustigt tröste ich den Guten.

„Was brummst du so, Freund? Kein anderer Mann im Dorf findet etwas dabei, wenn ich hier stehe. Aber damit du siehst, daß ich eure Sitten achte, so werde ich ein paar Schritte weiter hinauf gehen und mich hinter jenes Häuschen stellen, dort kann mich niemand sehen. Geh hinunter und setz dich vor mein Zelt. Ich muß mich beeilen, da kommt schon Baschurf mit dem Tee. Vielleicht fällt nachher eine halbe Tasse Tee mit Zucker für dich ab.“

Seit diesem sittlichen Gespräch wasche ich mich unbehelligt am Dorfbach.

Baschurf hockt geduldig vor dem Zelt, die dickbauchige Teekanne mit dem schmalen Hals zwischen den Knien. Ich ziehe mich an, ziemlich warm, denn es ist hier oben rauh. Es ist zwar Hochsommer und so gut wie immer den ganzen Tag über Sonnenschein, aber von Mittag an ist es recht windig. Außerdem hocke ich meistens im Zelteingang auf dem Boden meines Zeltes (dort ist es kühl), weil ich zum Schreiben Schatten brauche. Zwischendurch sonne ich Betten und Kleider auf dem Dach meines kleinen Hauses.

Zum Morgentee kann ich schon über Mangel an Gesellschaft nicht klagen. Beim zwanglosen Gespräch knüpft sich manches Thema, in das ich dann einen der Umstehenden verwickle und das ich von ihm gestalten lasse. Einstweilen waltet Baschurf als Mundschenk seines Amtes. Er darf in einen besonderen Becher

zwei oder drei Finger hoch Tee gießen und das Getränk den vorzüglichsten Gewährsmännern nacheinander reichen. Jeder nimmt ein Stückchen Zucker aus der Dose. Nur Baschurf fragt: „Wieviel?“ und hat inzwischen schon mindestens zwei oder drei hineingepackt. „Ich habe heute wieder solchen Durst“, sagt er. Und wenn ich nicht aufpasse, langt er im tiefen Gespräch noch einmal in die Büchse und macht ein ganz bestürztes Gesicht, wenn die Herrlichkeit dann ohne viel Worte im Innern des Zeltes verschwindet.

Weiß wie Schnee und viereckig ist unser Zucker, tausendmal begehrenswerter als der Hutzucker der Russen, den man wohl gelegentlich gesehen hat, weil er in den Kooperativs der größeren, aber entfernten Ortschaften verkauft wird, mag der auch ebenso gut süßen. Hierzulande gibt es keinen Zucker, geschweige denn sonstige Süßigkeiten. Man hat nur einen Ersatz, der wiederum für uns Europäer ein bißchen verlockend ist und wirklich recht gut schmeckt: es sind feingezriebene Maulbeeren, und zwar meist weiße. Schwarze Maulbeeren kommen im Pamirgebiet auch, aber weniger vor.

„Sag, Freund“, frage ich einen meiner Frühgäste in der ersten ruhigen Minute seit meinem Einzug hier, es ist ein sympathisch und intelligent aussehender junger Mann, „gibt's hier eigentlich mehr solche schönen Lieder, wie mir der Baschurf neulich eines diktiert hat? Er nannte es ein Dargilik.“

„Natürlich“, versetzt der Angeredete, sichtlich erfreut und geehrt. „Soll ich dir eins sagen?“

Baschurf vermute ich derweil tief in einen gerade anhebenden Dorfstreit verwickelt. Er muß aber unser Gespräch mit angehört haben und nähert sich mit verbindlichem Grinsen.

„Ach, ich weiß auch noch Dargiliks, sogar eine ganze Menge“, sagt er prahlend. Daß ein anderer vor ihm glänzen solle, ist ihm sichtlich ein schrecklicher Gedanke. „Schreib!“ fährt er hastig fort.

„Jetzt hat erst dieser Mensch sich gemeldet. Setz dich ruhig hierneben. Wenn wir fertig sind, kommst du dran.“

Der Jüngling diktiert. Ich frage erst einmal nicht danach, ob es gut oder schlecht ist, was er bringt, sondern bin froh, in Gang zu kommen. Als er geendet, erbittet er verschämt eine Belohnung, ein ganz kleines Geschenk.

„Belohnung? Geschenk? Ja, was soll ich da machen? Weißt du denn noch mehr Lieder?“

„Ich weiß viele“, sagt der junge Mann errötend, er scheint wirklich ein netter Kerl zu sein. „Ich bin doch Dichter.“

„Ja, aber sieh mal, wenn ich dir nun für jedes kleine Verschen eine Belohnung geben soll — so viele Geschenke habe ich ja gar nicht. Und du machst doch die Gedichte nicht für mich, nicht wahr, die sind doch schon fertig. Also macht es dir keine Mühe, sie mir zu sagen.“

Aber schließlich, wenn du mehr weißt — was hattest du dir denn so gedacht?“

„Zucker“, sagt er ganz bescheiden.

Ich bin ratlos. Wie soll ich den für mich unschätzbaren Wert einer sprachlichen Mitteilung in Zuckerstücke umrechnen?

In einer Anwendung von pädagogischem Instinkt greife ich in die Zuckerdose, reiche dem Kerlchen drei Stück und sage: „Dieses Lied war kurz. Wenn du noch ein längeres weißt, gibt's vier und für ein ganz langes gar fünf.“

Nach einem Aufenthalt von dreimal vierundzwanzig Stunden habe ich von einer Reihe Droschorer Gewährsleuten fünfzig Lieder zusammengebracht. Danach läßt das Angebot etwas nach, bleibt aber während der ganzen Wochen, die ich mit den Leuten zusammenlebe, so rege, daß ich fortlaufend aufzeichnen kann.

Wenn ich aber am Vormittag zunächst einmal stundenlang geschrieben habe, bin ich um Mittag wie gerädert, und dann harrt meiner noch das Pensum des Nachmittags, denn wir arbeiten bis zum Dunkelwerden.

Nicht nur das angestrengte Aufpassen auf die völlig unbekannte Sprache, auch die Technik der Aufnahme, das Schreiben auf dem Boden, das ewige Begucktwerden, die Störungen durch Streitigkeiten der Leute greifen mich derart an, daß ich trotz des überraschend günstigen Resultats in den ersten Tagen ganz un-

glücklich bin und denke: Wie sollst du es hier nur wochenlang aushalten?

Schon Baschurf ist ein Kreuz. Auf Rat meines Begleiters haben wir ihn zur Bedienung behalten. Wir sagen uns, andere würden auch Schwächen haben, vielleicht schlimmere, und womöglich nicht so pünktlich dabei arbeiten.

Obgleich Baschurf sehen muß, daß alles mit rechten Dingen zugeht und daß alle mit völliger Gleichberechtigung behandelt werden, vergeht er vor Angst, ob er auch seinen täglichen Lohn erhalte. Kann er meiner nur irgend allein habhaft werden, so beginnt er von neuem seine Ermahnungen, nur ja niemand etwas zu geben.

„Alles mußt du selber essen, hörst du?“

„Ich habe dich schon verstanden, lieber Baschurf“, spotte ich ein wenig, „alles selber essen — mit dir.“

„Nein, nein, auch mir sollst du nichts abgeben.“ Fünf Minuten später kommt er, als wäre nichts geschehen:

„Gib mir doch ein bißchen Salz!“ oder „Ich bin wieder so durstig, etwas Tee!“ oder „Hast du nicht ein paar Streichhölzer, meine Frau hat heute solchen Husten.“ Unentwegt: „Gib, gib!“

„Bitte“ sagt man hier nicht. „Danke“ hört man eher. Aber auch das ist eine Ausnahme. Nur eine überströmende Dankbarkeit für ein ganz unerwartet reiches Geschenk entlockt den Ruf „Kullak!“, der soviel wie

unser „Danke“ bedeutet. Es ist ein türkisches Wort und heißt wörtlich „Ehrfurcht!“ Die begleitende Geste ist die Berührung der Stirn mit den Händen.

Am ersten Tage sehe ich am Vormittag ein paarmal nach der Uhr und bestimme später:

„Wir wollen jetzt eine Pause machen, es ist Zeit, Mittag zu essen.“

„Wie merkwürdig“, sagt einer der Umsitzenden, „fragst du immer erst deine Uhr, wenn du essen willst? Uns sagt das schon der Bauch.“

So entwöhnt sind wir Kinder der Zivilisation vom Rhythmus der Natur, daß uns diese Einfältigen, denen wir die sogenannte Kultur bringen wollen, wieder das Maß der Dinge lehren müssen! Im übrigen wissen sie mit Hilfe des Sonnenstands die Tageszeit recht genau zu beurteilen. Ich prüfte es später manchmal nach, wenn es hieß: Es ist jetzt Mittag. Die Angabe wurde bis auf zehn bis fünfzehn Minuten genau gemacht.

Zu Mittag empfängt Baschurf in Ermangelung eines Hammels allerlei Zutaten zu unserm Mahl, die allgemeines Kopfschütteln erregen. Wie soll man auch hinter einem Würfel oder einem kleinen Sack eine Suppe vermuten? Ich vertiefe mich in die beigegebenen Kochvorschriften und gedenke mit wachsender Hochachtung der Hausfrauen daheim, die zu beachten haben, daß hier der Inhalt kalt, hier lauwarm verrührt wird, dort die fertige Suppe auf kleinem Feuer

zehn Minuten oder ohne Feuer zwanzig bis dreißig Minuten ziehen muß. Ich suche das einfachste Rezept heraus und erteile Baschurf eine Instruktion. Er macht ein langes Gesicht, sagt aber tapfer: „Maful“, das ist soviel wie „einverstanden“. Was werden erst seine Frauen aus dieser Zaubermasse machen? „Um diese Suppe besonders schmackhaft zu gestalten, lasse man“ oder „Das köstliche Aroma von N. N.s Erbsenmehl entwickelt sich am herrlichsten, wenn“ —

Hellseherische Wut erfaßt mich, und ich kommandiere:

„Baschurf, geh, koch Wasser, wenn's fertig ist, wirf alles hinein, was hierin ist, laß es noch einmal kochen und bring's her.“

Ob er's so macht, weiß ich nicht, aber es schmeckt immer ganz leidlich.

Nach Tisch habe ich keine Sprechstunde. Im Zelt ist es sehr warm, und ich muß jedesmal erst eine Unmenge Fliegen verjagen. Und doch ist diese Stunde in der Mittagsglut eine Erholung. Wenn ich nicht schlafen kann, lese ich etwas. Die Hauptsache ist, wieder aufnahmefähig zu werden.

An heißen Tagen bade ich am späteren Nachmittag. Vom Mittag an liegt die männliche Dorfjugend am Moscheeteich und vergnügt sich in dem etwas schlammigen Wasser. Ich versuche es einigemal mit. Aber der Teich ist nicht tief genug zum Schwimmen, und das Belagertwerden ist hier besonders unerfreulich.

So nehme ich gelegentlich ein kurzes Bad in dem eisfalten Dorfbach vor meiner Zelttür. Später entdecke ich, daß der Moscheeteich Zustrom von einem schönen klaren Bach hat. Aber man sperrt ihn meistens ab, weil man das Wasser zur Bewässerung der Felder braucht.

Am Nachmittag hat die Arbeit ein ganz anderes Gesicht. Wohl versammeln sich Freund und Feind schon am jungen Tag zu Klatsch und Gezänk, aber dann verkrümelt sich die Menge auch wieder. Der einzelne zieht zu irgendeiner Berrichtung ab, und sei es auch nur zu Essen oder Schlaf. Wenn die Sonne den höchsten Stand überschritten hat, sagt man: „Madhar gusäsch, aštab niščäšt“, das bedeutet: „Mittag ist vorüber, die Sonne hat sich gesetzt.“ Von jetzt an lohnt es nicht mehr, irgendeine Sache zu beginnen. Man vertröstet sich auf den morgigen Tag, wenn die Sonne wieder aufsteht. So hocht am Nachmittag erst recht das halbe Dorf vor meinem Zelt, jeder, den irgend der Weg in der Nähe vorbeiführt, gesellt sich eine Weile dem Kreise zu, um Tschaktschak, d. i. Palaver, zu machen. Nebenan plantscht und kreischt die Dorfjugend, bis die Sonne wirklich und naturgeschichtlich sich zum Untergehen rüstet.

Auch die Natur scheint verwandelt. Herrlich, wenn der klare Morgen herauszieht und allmählich den blauen Schleier vom Bartangtal nimmt, auf das mein Zelt gerade hinunterschaut. Immer höher klettert die

Sonne, die Hitze nimmt zu, aber noch ist es, als hielte die ganze Natur den Atem an, als ständen Mensch und Pflanze geblendet von der Überfülle des nackten Lichts in dieser weiten, grandiosen Gebirgslandschaft. Gleich nach Mittag wird es mit einem Schlage anders. Der Wind, der bisher sanft und gleichmäßig talab geweht ist, bläst nun in heftigeren Stößen Bartang aufwärts. Bald zieht dort unten schon wieder Nebel herauf, erst leicht und durchsichtig, später unmerklich in die Dämmerung überleitend, die früh einsetzt.

Unter meinen Nachmittagsbesuchern findet sich oft der eine oder andere der Chalifas, der geistlichen Würdenträger des Dorfes. Die Chalifas bilden die untere Stufe in der Rangordnung der Ismailiten des Pamir. Sie sind Stellvertreter, im besonderen Steuereintreiber der Ischans oder Pir, von denen es mehrere in den Pamirtälern gibt. In ihrer geistlichen Funktion werden diese dahingegen von den Scheichs unterstützt. Die Ischans unterstehen ihrerseits unmittelbar dem Oberhaupt der Sekte, das den Titel Aga Chan führt, das aber ebenfalls Pir, d. i. der Alte, genannt wird. Dieser höchste Würdenträger wohnt in Bombay und genießt göttliche Ehren.

Bei jedem Ereignis von irgendwelcher Bedeutung fragt der Pamirtadschik den Ischan bzw. den Chalifa um Rat, mag es sich nun um Landkauf oder die Zeit der Ausfaat, um Hochzeit oder Geburt handeln. Auch bei Verordnungen der weltlichen Gewalt gibt der

Chalifa seine Meinung kund, und in früherer Zeit hat es deshalb nicht an Konflikten mit der Verwaltung gefehlt. Die Abgaben, welche die Chalifas einziehen, sind aber nicht anders geregelt als eben durch die Sitte und die Zahlungsfähigkeit des Gläubigen, erzwingen kann man sie nicht von ihm.

Vor meinem Zelt erlebe ich einmal eine Amtshandlung eines Chalifas. Ein Mann wimmert schon tagelang mit Zahnschmerzen herum. Man erklärt mir, er habe den „Wurm“, den muß der Chalifa vertreiben. Glücklicherweise kommt der Erbarmungswürdige wieder des Weges, als der älteste und oberste Chalifa bei mir weilt. Dieser beschließt, die Austreibung alsbald vorzunehmen. Sie hocken einander gegenüber, der Chalifa murmelt eine Reihe von unverständlichen Worten, während der Patient mit geöffnetem Mund dasitzt und mit ergebenem Ausdruck gen Himmel starrt. Dann speit ihm der Chalifa in den Mund, murmelt wieder etwas, und der Patient wird entlassen. Ich bitte mit schmeichelnden Worten um Mittheilung des wirksamen Sprüchleins, aber der Chalifa ist nicht dazu zu bewegen, mir sein Rezept preiszugeben.

Am nächsten Tag erscheint aber der vom „Wurm“ Geplagte wieder wimmernd vor mir und bittet um ein „daru“, eine Arznei. Ich verweise ihn auf den Chalifa, in dessen Behandlung einzugreifen ich mich nicht für befugt halte. Er wagt nicht wieder zu bitten,

weicht aber den ganzen Tag lang nicht aus meinem Sehkreis.

Schließlich kann ich die Leidensbittermiene nicht mehr sehen. In einem Aufbrausen von Mitleid und Wut — einer Mischung, die man im Orient lernen kann — verabsolge ich dem Kerl Pyramidon. Er geht nach Haus und kommt etwa vierundzwanzig Stunden später beseligt zurück: er habe die ganze Zeit geschlafen und habe keine Schmerzen mehr. Ich sage:

„Wenn dein Zahn schlecht ist, so muß etwas an dem Zahn geschehen. Was ich dir gegeben habe, ist kein Zaubermittel. Es lindert den Schmerz, aber vertreibt seine Ursache nicht.“

Kurze Zeit verstreicht, da steht er wieder vor mir. Den Zahn auszureißen, dazu kann er sich nicht entschließen, der feige Tropf, und vielleicht hilft das „daru“ des Russen doch dauernd und vertreibt den Wurm. Ein paarmal gebe ich ihm noch von der Medizin. Was dann aus ihm geworden ist, vermag ich nicht zu sagen.

Die Chalifas können gut Persisch. So sind sie vorzüglich zu benutzen zum Abfragen von Wörtern und zur Feststellung von grammatischen und phonetischen Besonderheiten. Der Eifer der ehrwürdigen Herren ist erfreulich, wenschon Eitelkeit und Glänzenwollen seine Haupttriebfedern zu sein scheinen.

Nach ein paar Tagen läßt mir der Oberchalifa durch einen andern Bewohner des Dorfes diskret eine

Rechnung präsentieren, am liebsten mit Pul zu begleichen. Ich bin einigermaßen erstaunt. Seine Mitteilungen geschahen in einem größeren Kreis, die übrigen Umsitzenden haben mindestens soviel wie er beigesteuert und haben auch nichts empfangen, ja nicht einmal etwas gefordert. Ich lasse ihm sagen, vorläufig schein er mir durch mich noch nicht überanstrengt zu sein. Ich hätte aber nichts dagegen, sondern würde mich freuen, wenn er mich einmal allein besuchen und selber ein Lied oder gar einen seiner Zaubersprüche zum besten gebe.

Darauf kommt der Oberchalifa nicht wieder, bis er offenbar annimmt, die Sache sei vergessen.

Meinen Geschenktarif habe ich seit dem Dazwischentreten der Gebildeten erweitern müssen. Zuerst hat der „Dichter“ angefangen, an dem Zucker Anstoß zu nehmen. Er steckt voll von Liedern und stellt drei Tage lang die Masse des Aufgezeichneten. Nachdem er probiert hat, wie unser Zucker schmecke, richtet sich seine Sehnsucht auf höhere Ziele. Er braucht als Dichter in der Hauptsache Papier. So erhält er für jedes Lied ein Blatt. Als er nun immer weiter diktiert, schmilzt mein Vorrat bedenklich zusammen. Auf eine derartige Ausbeute, vollends auf Verteilung des Materials zu Geschenkzwecken hat niemand rechnen können. Bis das große Gepäck mich erreicht, darüber können Wochen vergehen.

Da kommt mir ein rettender Gedanke. Ich schlage

meinem Gewährsmann, den ich keinesfalls verlieren darf, vor:

„Höre, sag mir fünf Lieder, und du erhältst einen Bleistift.“

Er ist mit dem Tausch einverstanden, und ich sehe meine Vorräte ein wenig gestreckt.

Im allgemeinen ist man nicht so wählerisch. Gewiß sind die Wünsche, die da hervorsprudeln, allemal tageslang bedacht und zu Haus beredet, aber sie sind meist bescheiden, eine leere Konservendose ist der Inbegriff der Seligkeit. Häufig bitten junge Kerle um Nähzeug. Ich wundere mich im Anfang sehr und schiebe schließlich derlei Wünsche dem Einfluß der Gattinnen und Mütter zu. Einmal frage ich einen der jüngsten:

„Bist du denn eigentlich schon verheiratet?“

„Nein, das nicht“, sagt er erstaunt und fügt dann mit spitzbübischem Grinsen hinzu:

„Ich brauche es für meine Schätze.“

„Hast du Knirps denn schon einen Schatz?“

„Einen? Ich habe fünf!“ sagt er stolz, und einige ehrwürdige alte Herren bestätigen es mit ernsthaftem Kopfnicken.

„Wenn mir ein Mädchen gefällt“, erläutert der Bengel seine Bitte ungeniert, „dann schicke ich ihm durch einen Dritten ein paar Nadeln oder Garn oder sonst eine Kleinigkeit, wie sie die Frauen lieben. Wird sie angenommen, so bin ich auch angenehm. Aber eure

Nadeln, Bruder, sind zu klein. Sie sind zu fein für unser grobes Zeug. Gib mir ein paar große!“

Einmal scheint es, als ob es eine kleine Inflation geben soll. Ein Mann, der eine Zeitlang im Tanimaslager gedient hat, langt ohne viel Federlesens nach einer gebrauchten Schachtel. Ich sage: „Diktier ein Lied, und die Büchse ist dein.“

„In Tanimas“, erklärt der Bursche verächtlich, „kriegten wir so etwas immer umsonst.“

„Dann würde ich wieder nach Tanimas gehen“, erwidere ich sehr ruhig und packe die Dose weg.

Verblüfft starrt der Bittsteller noch eine Weile lang in die Richtung, in der der begehrte Gegenstand verschwunden ist. Dann erhebt er sich, macht eine Bewegung, als wolle er noch etwas sagen, und entfernt sich kopfschüttelnd.

Vor dem Abendessen oder nach Eintritt der Dunkelheit breche ich in der Regel zu einem kleinen Spaziergang auf. Ab und an leistet mir irgendeiner der jungen Burschen dabei Gesellschaft, der mir etwas anvertrauen oder eine ganz besondere Bitte vortragen möchte.

Gelegentlich begleite ich einen der Leute zu „noubat“, d. i. die „Reihe“. Es ist die Sorge für die Bewässerung der Felder, zu der jeden Tag ein anderer aus dem Dorf an die Reihe kommt.

Im Frühjahr haben sie Viehdung in Körben auf die Felder gebracht, mit Röhren und einem primitiven

Holzpflug das Land gepflügt und besät. Danach erfolgt in mehreren Etappen die Verieselung der Felder. Überall ziehen sich durch die mageren Äcker kleine Bewässerungskanäle. Das Wasser wird von dem Gebirgsbach oberhalb des Dorfes abgeleitet und teilweise durch kunstvolle Hochgräben an die Felder herangeführt.

Damit ein jeder für sein Stück Land gleichmäßig viel bekommt, werden mit Hilfe eines Spatens bald hier, bald drüben kleine Dämme errichtet, andere geöffnet.

Weizen wächst hier oben nicht. Man baut Hirse, Gerste, Hülsenfrüchte. Ein großer Teil der Felder ist nur mit Gras bewachsen, das für den Wintervorrat aufgespart wird.

Diese Form der Bewirtschaftung des Landes ist hoch altertümlich. Schon der erwähnte Gesandtschaftsbericht des Sung Yün aus dem Jahre 519 n. Chr. erwähnt sie. Der Chinese hat auf dem Weg nach Indien Sarikol im Ostpamir und Wadhan bereist. Die Sarikolis sprechen noch heute eine Sprache, die derjenigen vom oberen Bartang am nächsten verwandt ist. Es ist völlig sicher, daß die Landschaft Sarikol von dorthier und von der südlich davon gelegenen Landschaft Schugnan aus besiedelt worden ist. Sung Yün schreibt:

„Das Königreich Han-p'an-to (Taschkurgan, Sarikol) ist genau auf dem Gipfel des Berges. Im Westen

der Zwiebelberge (Ts'ong-ling, d. i. Pamir) fließen die Flüsse alle nach Westen; man sagt allgemein, dort sei der Mittelpunkt von Himmel und Erde (d. h. das Zentrum des Weltalls).

Die Bewohner fangen die Wasserläufe auf, um ihre Aussaaten zu machen. Als sie vernahmen, daß im Reich der Mitte die Landleute den Regen abwarten, um die Aussaaten zu machen, fingen sie an zu lachen und sprachen:

„Wie kann das geschehen, daß alle Welt vom Himmel dasselbe wünscht?“ (d. h. im Augenblick, wo die einen schön Wetter wünschen, möchten die andern Regen haben; wie könnte der Himmel alle Welt zu gleicher Zeit befriedigen?).“

Geschichten von Feindschaft und Liebe

Am Tage nach dem Kampf um Hammel oder Ziege will ich gerade mein Tagewerk abschließen, da kommt der Bote mit dem bewußten Hammeltier an.

„Nun, mein Freund“, sage ich, „wenn wir auf dich hätten warten wollen mit dem Essen, hätten wir wohl Hungers sterben können.“

„Was denkst du, Bruder“, sagt der Mann vorwurfsvoll, „wie weit der Weg ist, ach, so steil und heiß. Ich bin gelaufen, was ich konnte. Schneller ging es wirklich nicht.“

Die andern bestätigen es ernsthaft. Niemand erinnert sich mehr an alle die Schwüre des Vortages.

„Das ist ja ein rechtes Baby“, sage ich, im Augenblick nicht im Hinblick auf den zu erwartenden Preis, sondern weil es meine wirkliche, echte Überzeugung ist.

„Zu jung soll das Tierchen sein? Im Gegenteil! Sieh hier, fühl nur den Fettschwanz! Sollst einmal sehen, wie fett und zart das Tier ist! Wer wird denn auch solch ein hartes, altes Viehzeug essen wollen.“

Um die Debatte zu enden, kaufen wir das Tier. Sein Preis ist nicht bescheiden. Es folgt die Frage, wie wir es zubereitet haben wollen.

„Wie ihr's am besten versteht.“

„Wir schneiden das ganze Tier in kleinere und größere Stücke und kochen es als Suppe. Aber ihr habt doch Reis. Wollt ihr es nicht damit zusammen kochen lassen? Reis ist doch etwas Herrliches, den gibt es hier nicht.“

Wir geben Reis heraus, vielleicht findet sich noch das eine oder andere hungrige Maul, das damit gestopft werden möchte. Aber —

„Nein, Bruder, komm nur mit!“ sagt Baschurf, den wir als Koch haben rufen lassen. „Du kannst dann gleich sehen, daß niemand etwas nimmt und ob die Frauen es richtig machen.“

Baschurf schlachtet etwas weiter unterhalb am Bach das Tier, wie es die Religion vorschreibt. Es wird geschächtet. Kopf, Fell und Eingeweide verbleiben nach

vorheriger Abmachung dem Verkäufer. Schließlich läßt Baschurf uns ein, ihm zu folgen.

Ein schmaler Gang führt zwischen den vorderen Häusern der Kalla hindurch, in deren einem unser Bedienter wohnt. Die Haustür hat eine hohe Schwelle, die wir nur gebückt passieren können. In dem fast völligen Dunkel des Hauses sehen wir zunächst nichts. Allmählich gewöhnen wir uns an die Finsternis und gewahren, daß wir uns auf einem engen Gang befinden. Dieser verbreitert sich in ein Rechteck zu ebener Erde, das den Mittelpunkt des einzigen Zimmers des Hauses bildet.

Nur durch ein Loch in der Decke, das sogenannte „Fenster“, empfängt dieser Raum Licht und Luft. In der Nacht und bei Kälte und Niederschlägen deckt man von dem flachen Dach aus einen Holzdeckel darüber.

An den Wänden entlang ist der Raum um etwa ein halbes Meter erhöht. Von den so auf drei Seiten des Zimmers entstehenden Wandterrassen tritt die eine in der Mitte unter dem Dachfenster in Form eines kleinen Halbkreises zurück. Diese Ausbuchtung ist der Herd. Einige Frauen sind gerade beschäftigt, darin Feuer anzumachen. Reisig ist an der Wand gegenüber der Tür aufgestapelt. Im Winter befindet sich an jener Stelle das Vieh, wird mir gesagt. Sich einen eigenen Stall zu halten, dazu sind die Leute hier zu arm.

Für das Kleinvieh gibt es besondere Abteilungen rechts und links des Eingangs zum Herdraum. Des-

halb ist dieser so schmal. Die beiden Kammern sind etwa halb so hoch wie das Haus. Sie haben ein flaches Dach. Dadurch entstehen für die Küche zwei geräumige Nischen, zu denen man von den Wandterrassen aus gelangt. Man benutzt sie zur Aufbewahrung von Geschirr und sonstigem Hausrat und als Schlafplatz für die Kinder. Die Erwachsenen schlafen in einer fest geregelten Verteilung: die unverheirateten Männer der Familie um die Feuerstelle herum, die Ehepaare und die unverheirateten Frauen auf der Terrasse gegenüber. Das Geschirr ist aus Holz gefertigt. Es besteht aus Schüsseln und Schalen in verschiedenen Größen und aus Töpfen, die schmal und hoch sind und deren oberer Rand sich etwas verjüngt. Gekocht wird in großen eisernen Kesseln.

Die Männer haben sich inzwischen auf eine der Terrassen gesetzt und zerpflücken den Hammel auf einer großen flachen Schüssel. Natürlich hat dieser Anlaß eine große Zahl von Neugierigen in dem dumpfigen Raum zusammengelockt. Von den Frauen nimmt man wenig Notiz. Die jüngeren haben sich in eine Ecke verkrochen und hocken dort, einen Zipfel des Gewandes vor das Gesicht gezogen, und mustern uns neugierig, wenn sie sich unbeobachtet glauben. Die älteren sind um das Anfachen des offenen Feuers und eine notdürftige Reinigung der Schüsseln und Kessel bemüht. Der Verkehrston in der Familie ist alles andere eher als liebevoll. Die Frauen werden durch die

Anwesenheit der vielen Leute offenbar ängstlich und verrichten ihre Arbeit mürrisch und gereizt. Schließlich ist das Feuer in Gang. Als bald verbreitet sich in dem Raum ein beizender Qualm. Ich rufe, als man mich zurückhalten will: „Ja, ja, macht nur alles fertig, ich glaub's euch schon“, und bin froh, als ich wieder draußen stehen und frische Luft schöpfen kann.

Bei etwas besser Situierten liegt vor dem Gang, der in den Herdraum führt, eine Vorhalle. Sie besteht gewöhnlich aus einem Rechteck zu ebener Erde in der Mitte und zwei Terrassen, einer an der Wand rechts und einer links vom Eingang. Hier werden die größeren Geräte für Haus- und Feldarbeit untergestellt, die im Herdraum keinen Platz finden.

Außerhalb des Wohnhauses findet man vielfach Veranden, in denen sich im Sommer ein großer Teil des häuslichen Lebens abspielt. Sie bestehen aus einer Terrasse, die wieder ein halbes Meter über dem Erdboden erhöht, von drei Seiten von Wänden umgeben und überdacht ist. Alle Dächer sind flach und werden durch primitive Holzbalken gestützt. Sie bestehen aus einem festen Balkengerüst mit je einer Schicht von dünnen, fest aneinandergesetzten Holzstäben, Gestrüpp und gestampftem Lehm. Im Sommer benutzt man die flachen Dächer auch zum Schlafen. „Hoch ist die Vorhalle, schön sauber geglättet, wo du liegst, gewähr auch mir ein Plätzchen“ singt der Jüngling im Dargilik an die Geliebte. „Wenn ich dir Platz mache,

schlägt mich mein Mann“, antwortet die geliebte Frau. „Wohin soll ich mich wenden, wenn er zornig auf mich wird?“

Mit verhältnismäßiger Schnelligkeit kommt Baschurf mit der Holzschüssel und dem Hammel zu uns. Das so gepriesene und umkämpfte Fettier ist nur ein spitzes, mageres Kerlchen gewesen.

„Das hätte ich dir gleich sagen können, daß dieser Hammel nicht viel hergab“, versetzt Baschurf. Aus dem Ingrim, der in seinen Worten liegt, merke ich, daß er auf ein großes Schlachtfest mit viel Abfall für ihn, den treuen Diener, gehofft hatte.

„Ich hätte doch lieber die Ziege genommen“, setzt er resigniert hinzu, wie er sieht, daß es seinem Brotherrn gut schmeckt und daß diesmal wenig bleiben wird.

„Gewiß, Baschurf, für dich hätten wir lieber noch eine Ziege schlachten sollen“, sage ich ruhig. Er aber wehrt ab, die leibhaftige Unschuld, die er ist:

„Sage ich nicht immer, alles sollst du selbst essen? Und vor allem, was ich dir noch sagen will. Wenn der Scheitan kommen sollte, dem gib erst recht nichts.“

„Baschurf, du hast schon soviel von dem Scheitan geredet, aber wer es ist, hast du mir noch nicht verraten.“

Keine Antwort — nur ein verabscheuender Blick nach der Seite, dann rückt er mir noch etwas näher und bleibt stumm vor mir sitzen. Was ist geschehen?

Ein gut aussehender älterer Mann ist herzugekommen und hockt in einiger Entfernung nieder. Sein ganzes Gehabe drückt tiefste Ehrfurcht aus. Den vor mir Sitzenden trifft nur ab und zu ein traurig-verachtender Blick. Große, strahlende Augen hat der Neuling. Ich bin längst gewohnt, in jeder Lebenslage bestaunt zu werden. Oft genug nimmt der eine oder andere, der nichts Besseres zu tun weiß — und was gäbe es Besseres zu tun? — in dieser Weise Platz in meiner Nähe, so ist an dem allen an sich nichts Auffälliges. Aber die Art der beiden Männer hat etwas so ausgesprochen Feindseliges — ist es der Wolf in der Fabel? Ich sehe mir den Mann näher an, er scheint mir nichts von einem Scheitan zu haben, Baschurf selber dagegen viel eher. Da die beiden nicht warm miteinander werden, versuche ich ihnen Mut zu machen.

„Ich möchte aufstehen, Baschurf, ich werde einmal austreten.“

Mürrisch und dickfällig, wie es seine Art ist, rückt der Edle ein kleines Stück zur Seite, so daß ich knapp hindurchkommen kann. In dem Augenblick springt der andere herzu, ergreift meine Schuhe und ist mir mit einer etwas pathetischen Unterwürfigkeit beim Anziehen behilflich. Ich verschließe die Zelttür und entferne mich ein Stückchen. Der Platz mit der Moschee liegt etwas tiefer als die Felder ringsum. Ein paar Schritte oberhalb des Sees bildet der Boden eine kleine Schwelle, so daß man vom Platz aus dort einen

Menschen in Hockstellung nicht sehen kann. Am ersten Morgen habe ich etwas Tee vor mein Zelt gegossen, den ich mir vom Abend vorher aufbewahrt hatte für den Fall, daß ich in der Nacht durstig würde. Die ersten Frühaufsteher, die mich besuchten, wußten natürlich, daß ich meinen Morgentee noch nicht genommen hatte, und fragten mich daher ganz entsetzt, ob ich etwa den Platz vor der Moschee entweiht hätte. Sie bäten mich dringend, jede Notdurft drüben hinter der kleinen Bodenerhebung zu verrichten.

Als ich zurückkehre, finde ich die beiden feindlichen Brüder in einen lauten Zank verwickelt. Mein Wiedererscheinen ist ihnen offensichtlich peinlich, sie entfernen sich beide keifend nach verschiedenen Richtungen.

Den nächsten Besucher frage ich — ich will jetzt endlich wissen, wer der Scheitan ist.

„Wer hat das gesagt? Baschurf? Ach, dann ist's der Mingbaschi.“

„Mingbaschi? Das heißt doch ‚Herr über Tausend‘. Ist es nicht der frühere Titel des Gemeindevorstehers? Ich denke, der hat heute sowjetische Namen?“

„Dem ist auch so, Bruder. Heute nennen wir die Ersten im Dorf anders. Aber wer von der Zeit Niko-
lais diesen Titel noch hat, den reden wir auch noch so an.“

„Ein Mingbaschi ist doch aber ein sehr großer Mann. Was braucht sich der mit einem armen Kerl wie Baschurf abzugeben?“

„Sie waren beide in der Verwaltung tätig. Und wenn ein Beamter oder ein Europäer durchkam, dann waren sie eifersüchtig aufeinander, wer ihm dienen sollte.“

„Ach, deshalb warnt mich Baschurf gerade vor ihm! Wer ist denn nun der größere Scheitan von beiden, was meinst du? Es gibt doch mehr Scheitans in Droschor!?“

„Bruder, in Wirklichkeit gibt es natürlich nur einen Satan. Aber wenn die Leute einander feind sind, dann nennen sie sich so.“

„Wahrhaftig, jeder Tadschik sagt so vom andern.“

„Es gibt aber wirklich Scheitans, sag ich dir, Leute —“

„Dann erzähle mir du von deinen Scheitans.“

„Der Schreiber, der immer zu dir kommt, hast du noch nicht bemerkt, was für ein schlechter Mensch das ist?“

„Im Gegenteil. Er sitzt oft lange bei mir und schreibt Lieder, die die andern diktiert haben, mit arabischen Lettern auf. Er hat mir gute Dienste erwiesen.“

„Ach, er scheint ja nur ein guter Mensch. Hast du noch nie gesehen? Wenn er kommt, dann bleibe ich nicht hier.“

„Hier kommen so viele Leute vorübergewandelt“, sage ich müde, „wie soll ich von jedem wissen, wann er kommt und warum er geht? Ich weiß nicht einmal deinen Namen.“

„Ich bin Abdulfasar. Der Schreiber und ich sind schon lange feind. Es ist eine richtige Geschichte.“

Ich horche auf.

„Die Geschichte kannst du mir erzählen. Und wenn sie hübsch ist, schreiben wir sie später auf.“

„Ach ja! Aber eins mußt du mir versprechen: Dem Schreiber gegenüber tu bitte, als wissest du nichts davon.“

Ich verspreche es gern. Diesmal habe auch ich den Eindruck, als wenn der Widerpart der üblere von beiden sei. Der Mann vor mir ist ein wenig weich, wie wohl die meisten Menschen hier. Zurückhaltung ist gewiß am Platze. Aber er hat so wunderschöne, klarbraune Augen. Wenn er mich ansieht, so ist es, als wenn man jenen wissend-unwissenden Blick empfängt, mit dem uns manchmal ein Reh oder sonst ein Tier der Wildnis anschaut. Er hat schwarzes gekräuseltes Haar und volle, buschige Augenbrauen. Dadurch bekommt sein Äußeres etwas Wildes, das in eigenartigem Gegensatz zu seiner sanften, ein wenig schmeichelnden Stimme steht. Mit ihm habe ich einen der besten Märchenerzähler des Dorfes entdeckt. Er ist der zweite Vorsteher von Droschor, ist schon verschiedentlich mit Europäern gereist und spricht fließend Persisch. Er verfügt über ein besonders gutes Gedächtnis und gibt später noch verschiedene lange Märchen von sich.

Die Märchenerzähler hier sind durchaus keine würdigen weißhaarigen Alten, die schon durch ihr Auf-

treten, ihre Stimme und Sprache Respekt einflößen, wie man sie sich vielleicht vorstellt. Die besten Erzähler, die ich traf, waren junge Leute, denen niemand ihr Talent angesehen hätte.

Ich will erzählen, wie ich eines andern großen Märchenkenners in diesem Dorf habhaft wurde.

Eines Tages meldet sich ein jüngerer Mann von nicht unsympathischem Äußeren. Er will ein paar Lieder zum besten geben. Durch meine Erfahrungen vorsichtig geworden, frage ich vorher: was er sich als Belohnung wünsche.

„Alles, was du gibst, ist mir recht.“ Diese Phrase leitet stets stundenlange Verhandlungen ein, da dem, der also spricht, in der Regel nichts recht ist. Wir machen deshalb den Kaufpreis vorher aus. Der Mann bietet fünf Lieder und wünscht sich Kerzen. Er diktiert, weiß aber nach dem vierten Lied nicht weiter.

Ich sage: „Zwar hängst du noch mit einem Gedicht. Du kannst es dir ja aber bis morgen überlegen. Hier hast du eine Kerze.“

„Nein“, sagt der Mann böse, „ich könnte für die vier Lieder vier Kerzen brauchen.“ Damit erhalte ich die Kerze zurück. Diese Geste ist — auch bei Geld — der Ausdruck des Protestes für zu geringe Bezahlung.

„Gut“, sage ich, „wenn du nicht willst, kriegst du gar nichts!“ und arbeite weiter. Lange Gesichter.

Abends will ich Schluß machen. Aber anstatt daß sich wie sonst der Haufe allmählich verkrümelt, werden

es immer mehr Leute vor meinem Zelt. Es ist klar, daß sie noch etwas wollen. Schließlich faßt sich einer ein Herz und sagt:

„Gib doch dem armen Kerl die Kerze.“

Also das ist's!

„Auf gar keinen Fall“, erwidere ich ungehalten. Er hat sie mir ja heute nachmittag vor die Füße geworfen.“

Der arme Kerl, heißt es, könne nur schlecht Persisch, er habe mich wohl nicht verstanden. Und dann wird ihm der Ausdruck „vor die Füße geworfen“ gedolmetscht. Ganz kläglich sagt er, er habe sie nicht geworfen, sondern sie mir in die Hand gegeben.

Nun hebt der Sprecher wieder an, es sei so ihre Art, wenn sie sich gezanft hätten, dann sorgten Dritte dafür, daß die Sache vor der Nacht wieder ins Geleise komme.

Ich werde ganz weich über diesen unerwarteten Beweis von Gesinnung, erkläre jedoch, äußerlich ungeührt:

„Von Zanken ist gar keine Rede. Der Mann hat sich ungehörig benommen. Dafür kriegt er jetzt überhaupt keine Kerze.“

Das ist nun aber ein wesentliches Moment bei diesen Versöhnungsaktionen. Merken die Leute, daß man fest bleibt, so möchten sie doch wenigstens das Minimum heraus schlagen. Alle bezeugen einstimmig, es sei

gerecht, billig und notwendig, daß ich dem Mann für seine Abbitte jetzt die verdiente Kerze gäbe.

„Das ist so unsere Art“, ist dafür die stehende Formel.

Ich gebe die Kerze, wir müssen uns die Hand reichen, und der Fall ist erledigt.

In diesem braven Kerl habe ich einen neuen, vielleicht den treuesten Freund gewonnen. Köfor heißt der Gute, seine Lieder sind zwar nicht viel wert — man merkt es an den vielen Wiederholungen, an der ermüdenden Wiederkehr besonders beliebter, stereotyper Verse und Redensarten. Aber nur einem Mißverständnis ist es zuzuschreiben, daß er sein Licht nicht würdig und leuchtend hat erstrahlen lassen. Er hat geglaubt, ich „nähme“ bloß Lieder. Das ist zufällig nicht seine Domäne. Er hat ja nur die Kerze so nötig gebraucht. Spezialist ist er als Märchenerzähler, das stellt sich bald heraus.

Bei der Wissenschaft stehen die Pamirtadschiken bis heute in dem Ruf, keine Literatur zu besitzen. Ich möchte vielmehr sagen, sie sind die geborenen Poeten. Aber sie sind es in einer bestimmten Weise. Sie haben keine pomphaften Kriegs- und Heldenlieder, keine Epen von Göttern und Riesen. Die Pamirleute sind vielmehr Lyriker, so stark Lyriker, daß sich der Vorgang, der Anlaß, aus dem, für den das Lied geschaffen wurde, bald zu einer losen Folge von Bildchen verflüchtigt. Man kann auch sagen, zu einer Folge von

Geheimnissen und Rätseln, für den nämlich, der das zugrunde liegende Ereignis nicht kennt. Da ist etwa das Lied:

Ai Schurni, mu dschon Schurni.

„Ei Schurni, mein lieber Schurni.“

Die erste Strophe lautet da:

Mein Schurni verließ die Alm,

Sein Blut rann in den Stall.

Einer sprach: er lebt; ein anderer: er ist tot.

Ich höre das Lied schon hier am oberen Bartang. Aber erst ein Zufall bringt mir später den Schlüssel zu dieser geheimnisvollen Sprache. Ich treffe nämlich am Ende meiner Reise einen Mann aus der Nähe des Dorfes, in dem das Gedicht entstanden war. Es ist im Jahre 1917 in einem Dorf am Pändsch in Schugnan von einer Frau gedichtet, die ein Verhältnis mit einem Mann namens Schurni hatte. Sie erhält auf der Alm Besuch von dem Geliebten. Der Gatte überrascht sie und verletzt den Liebhaber durch einen Messerstich in der Seite. „Sein Blut rann in den Stall.“ Er entkommt, aber man weiß nicht, ob er noch am Leben ist.

Die nächste Strophe hat ganz den Charakter eines Liebesliedes:

Mein Schurni steht am sandigen Ufer.

Das Wasser des Stroms ist mir zu schmutzig.

In Liebe zu Schurni bin ich entflammt.

Zum Schluß heißt es:

Mein Schurni überquerte den Paß,
Um seine Lenden ein großer Strick,
Mir hat er sein Leben geweiht.

Von dem Drama ist nur die Anspielung auf sein glückliches Entkommen übriggeblieben.

In der einheimischen Fassung haben wir eine ähnlich ausgestaltete lyrische Fortsetzung des Anfangs. Dann wird aber noch einmal plötzlich zu der erregten Szene auf der Alm zurückgekehrt. In Todesangst um den Geliebten sucht das Weib eine Ziege zu töten, um mit dem Fett die Wunde zu verschmieren. Aber weh, sie kann in der Eile kein Messer finden:

Den Schurni schickte ich hinab aufs Feld.
Ich lief nach Fett,
Das Messer fand ich nicht, der Ziege den Kopf
abzuschneiden.

Danach springt das Lied wieder zum Anfang der Geschichte über:

Mein Schurni hat auf seinem Leib ein
kostbar Gewand.

Von hier zur Alm lief er eilends.

Wenn doch mein Gatte draufginge!

Nun klagt sie, wie öde das Dorf ihr ohne den Geliebten sei. Und seine Frau, die ist eine Hexe, möge sie sich auf der Stelle in Gift verwandeln! Danach kommt hier die Strophe von der Überquerung des

Passes. Es folgen noch einige Strophen, die den Geliebten verherrlichen. Nach Angabe meines Gewährsmannes hat er sie im Augenblick des Diktierens selbst gedichtet. Der junge Mensch war intelligent genug, daß man ihm eine solche Leistung zutrauen könnte. Nachprüfen konnte ich jedoch diese Behauptung nicht.

Beliebt ist in der Poesie der Pamirtadschiken eine kurze, abrupte Ausdrucksweise mit vielen, nur dem Eingeweihten verständlichen Bildern. So lautet eine Strophe des Dargiliks:

Auf der Tür fünf Finger,
auf der Wange Zähne:

Ein Rätsel, dessen Lösung wohl niemand ahnt. Der Ehemann kommt nach Hause. Er sieht auf der Tür den Abdruck von fünf Fingern: natürlich vom Liebhaber der Gattin. Er tritt ins Zimmer und gewahrt auf ihrer Wange den Abdruck der Zähne — des Liebhabers.

Immer ist es die verheiratete Frau, die in diesen Liedern besungen und angeschwärmt wird. Die Liebe zur Frau des andern ist geradezu ein, wenn nicht der Gegenstand dieser Poesie überhaupt.

Meine Süße saß auf der Terrasse,
als ich sagte: Huste einmal fest —
ihr Mann wußte nichts.

Sich einem unverheirateten Mädchen zu intimum Verkehr zu nähern, ist unmöglich. Früher mußte ein

Mädchen eine Verfehlung mit dem Tode büßen, erzählen meine Freunde, und auch heute noch würde es aus dem Elternhaus ausgestoßen werden. Dagegen an dem Verhältnis der verheirateten Frau nimmt moralisch niemand Anstoß, wengleich der Ehemann den Hausfreund — ertappt er ihn — tüchtig durchprügelt.

„Was macht aber der Jüngling, der ein Mädchen liebt und es aus irgendwelchen Gründen nicht heiraten kann? Oder kommt das bei euch gar nicht vor?“ frage ich später Mahmat Scho, den besten und feinfühligsten meiner Gewährsleute — es ist derselbe, dem ich die Lösung des Rätsels mit Schurni verdanke.

„O doch“, sagt er, und seine schönen dunkelgrauen Augen füllen sich mit Tränen. Er sitzt auf einer kahlen Bettstelle in dem einfachen Raum, in dem ich nach der Rückkehr aus dem Gebirge in der Landeshauptstadt Wohnung genommen habe. Er blickt aus dem Fenster in den dämmernden Herbstabend. Welche Gedanken mögen hinter seinen edlen, männlichen Zügen in diesem Augenblick einherziehen?

„Natürlich“, sagt er schnell, als er nach einer Weile plötzlich merkt, daß ich ihn beobachte. Sein Gesicht mit dem ernststen, etwas träumerischen Ausdruck wendet sich mir zu. Eine tiefe Röte überzieht sein Antlitz.

„Magst du nicht gern über derlei sprechen?“ frage ich beruhigend.

„Ich schäme mich vor den Mädchen meiner Heimat.“

„Wenn ich dir aber sage, daß sich die Menschen bei

mir daheim freuen und euch achten, weil ihr so treu an euren Sitten festhaltet —“

„Wenn ein Knabe bei uns ein Mädchen sehr liebt, und die Eltern wollen nicht, daß sie sich heiraten, weil sie einen andern Mann für das Mädchen bestimmt haben, dann versuchen sie wohl heimlich zusammenzukommen. Sie küssen sich auch, aber Unrechtes geschieht da nicht. Der Jüngling versucht nun mehr von ihr zu erlangen. Sie aber spricht: ‚Das darfst du jetzt nicht tun. In welche Schande würden ich und meine Eltern geraten, wenn ich vor meiner Hochzeit mit einem Mann zusammengeschlafen hätte! Der Bräutigam würde dem Bruder meiner Mutter die Ruh nicht geben, die dieser als Brautgeschenk zu empfangen hat. Und in die beiden Brote, die sonst dazugegeben werden, würden sie in der Mitte ein Loch bohren und es ihm mit Hohn und Schande zusenden. Wenn aber die Hochzeit gewesen ist, dann komm zu mir, und wir wollen der Liebe pflegen nach Herzenslust.‘ — Der Knabe aber wird dann von seinen Wünschen ablassen und die Geliebte erst besuchen, wenn sie in Ehren verheiratet ist.“

F e s t e

Wom Hochzeit halten sprechen meine Freunde in Droschor öfters begeistert. Da sind sie einmal große Leute. Den Bräutigam feiert man als König, die Braut ist die Prinzessin. Der König hat am Hochzeitstag ein „Heer“ zur Seite, das sind seine Freunde, und die beiden besten darunter sind seine Wesire.

Das alles muß ich von Dina erzählen lassen, dem letzten meiner Getreuen dort, dessen ich zu erwähnen habe. Er ist bei weitem der intelligenteste Mann des Dorfes, und das scheint er sehr wohl zu wissen. Es ist ein kleiner, älterer Mann mit einem nicht sehr üppigen, struppigen Vollbart, und immer ist er in ein schmutzeliges, dunkles Gewand gekleidet, wie es die „Weißbärte“ tragen.

Trotz dieses wenig gewinnenden Äußeren macht er als Persönlichkeit gleich einen besonderen Eindruck auf mich, als er das erstemal sich zu mir setzt und selbstbewußt anhebt:

„Was die hier sagen, ist alles Haut, ich werde dir Hirn und Mark diktieren.“

Ich bin über diese Art der Selbsteinschätzung etwas betroffen, finde zunächst nicht, daß seine Gedichte merklich von dem sonst Gebotenen abweichen, und schenke ihm doch schon auf zwei oder drei Lieder hin einen Bleistift. Er findet das nicht zuviel, eher zu gering.

Ich aber sage: „Solche Männer wie du geben nicht

wegen des Lohnes etwas von sich, sondern aus Wissenschaft“, und vergleiche ihn im Geiſt mit den Beſten meiner Freunde in Fergana. Ein kleiner Rechenfehler iſt allerdings doch dabei auf meiner Seite — nicht ſo wie ein Kamerad ſpäter meint: „Wiſſen Sie, der Dina iſt auch ein Lump“ — ſo nicht, aber ſagen wir: ein Filou, das kommt eher hin.

Ich habe einige Lieder aufgezeichnet, wie ſie bei der Hochzeit geſungen werden. Sie ſind wie alle religiöſen Zeremonien durchweg perſiſch. Ich aber möchte eine Schilderung der Feſtlichkeit von einem Tadschiken ſelber haben.

„Schreib! Wie Gulamſen ein Weib nahm“, ſagt das Filou mit dem ſachlichſten Geſicht der Welt.

Alle Umſitzenden lachen. Nur ein ſteinaltes, verhuſeltes Männchen, das in einiger Entfernung geſeſſen hat, ſteht mit einem ganz unglücklichen Ausdruck auf und humpelt eilends davon.

„Ja, das iſt der alte Gulamſen, der war früher ein großer Mann“, ſagt Dina etwas ſpöttiſch. Dann ſetzt er ernſt und mit einem Ton herzlicher Fürbitte hinzu:

„Du mußt ihm ab und zu ein paar Stückchen Zucker geben. Sieh mal, der Arme iſt früher zur Zeit Nikolais zweimal ausgepeitscht worden. Nun fürchtet er jeden Ruſſen. Aber er iſt ein gutmütiger Kerl. Sei nur recht gut zu ihm, dann wird er zutraulicher werden. Komm,

Bengel, lauf hinter dem armen Alten her. Soll er ihm nicht gleich ein Stückchen bringen?"

„Aber Dina“, lächle ich abwehrend, „glaubst du wirklich, daß der Alte den Zucker zu sehen bekäme? Aber schließlich, versuchen können wir's. Hier, Bengel, kriegst du in diese Hand Zucker für den alten Gulamsen, und damit dir's nicht zu schwer fällt, in die andere ebensoviel für dich. Wirfst du's auch tun?“

„Ich tu es“, sagt der Junge treuherzig, „er ist doch ein armer alter Mann.“

„Nun, Dina, und wie war die Geschichte von Gulamsens Hochzeit?“

Von beifälligen und erstaunten Kundgebungen der Versammlung begleitet, erzählt Dina, der Fuchs:

Wie Gulamsen ein Weib nahm

Sechs Kühe hatte er für sie geliefert. Fünf schlachtete er. Das Fleisch gab er den Leuten. Eine Schale Mehl backte er. Das Fleisch zerkleinerte er. In drei Töpfe tat er das Fleisch. Das flache Brot bereitete er in Schüsseln. In fünfzig Schüsseln tat er Brot. Die Leute alle rief er. Vierhundert Leute rief er. Essen bekamen sie. Er gab es den Leuten. Nach dem Essen sprach er den Segen darüber. Nach dem Segen brachten ihn drei Leute nach seinem Hause. Sie banden

ihm die Kopfbinde um. Auf das Dach stieg er mit fünf Leuten. Die Frauen schlugen im Hause Tamburin. Nachdem sie Tamburin geschlagen haben, singen drei, vier Leute Lieder. Danach werfen sie flache Brote. Auf dem Dach spielen sie Greifen. Vom Dach stiegen sie hinab, „Gesegnet sei der König“ singen sie. Ins Haus stiegen sie hinab. Sie warfen Mehl. Fünf Leute singen: „Tuktuf, Hühnchen! Seien es Kerne, mit Nüssen, tuktuf, Hühnchen! Seien es Maulbeeren, mit Butter“, singen sie. Danach taten sie dem König Butter in den Mund. Sie nahmen ein wenig, taten es der Prinzessin in den Mund. Dann setzten sie den König aufs Pferd. Mit seiner Frau zusammen brachten sie ihn fort. Ins Haus seiner Frau trat er ein. Auf seine Schwiegermutter warf er Mehl. Die Frauen kamen alle zusammen. Sie schickten sich an, Tamburin zu schlagen. Seine Hochzeit nahmen sie in Angriff. Seine Schwiegermutter brachte fünfzehn Schüsseln. Darauf fand der Segen über die Frau statt. Darauf brachten sie die Schlafmatte herbei. Der König stieg zur Diele hinab. Er küßte die Hand seiner Schwiegermutter. Seines Schwiegervaters Hand küßte er. Dann stiegen sie zur Terrasse empor. Sie brachten Tamburine, Lieder begannen sie zu singen. Darauf brachten sie die Frau herbei. Sie schliefen zu zweit. Ihr Gatte stieg auf ihren Leib, sie trat ihn. Drei Tage ist es nicht schön. Dann verließen sie ihr Haus und gingen fort. Nach ihrem Haus brachen sie auf, mit fünfzehn Reitern

gingen sie fort, in ihr Haus traten sie ein. Sie sprachen über ihn „Gesegnet sei“. Sie bewirteten ihn. Sie schlachteten einen Hammel. Sie riefen die Leute. Sie kamen zusammen. Sie aßen. Sie sprachen den Segen. Darauf ließen sie die Frau kochen. Zum Masar gingen sie. Ein Halsband warfen sie, Greifenspielen machten sie. Er griff sie beim Nacken, küßte sie, sie sah es nicht gern. —

Härfuntschi glaubte es nicht. Komusi (Gulamsen) küßte sie. Vor sich ließ sie ihn nicht. Die Frau glaubte es nicht. „Ein andermal laß es mich tun.“ Darauf schlief Härfuntschi bei ihr. Da glaubte es Gulamsen.

Was aber bedeutet der mysteriöse Schluß?

Gulamsen, die verkörperte Gutmütigkeit, hat einen Freund namens Härfuntschi gehabt. Das ist eine berühmte Persönlichkeit, die ebenfalls heute noch lebt, und zwar in einem der Dörfer oberhalb. Gulamsen geht auf Reisen und vertraut sein junges Weib dem Freunde an, hat nicht gemerkt, wie diese sich den Zärtlichkeiten des Gatten entzieht. Er glaubt nicht, daß etwas zwischen den beiden bestehe. Aber einmal, als er sie ertappt, da muß er es glauben.

„Ein Festmahl der Tadschiken möchte ich wohl einmal mitmachen“, sage ich, als die Geschichte beendet ist.

„Das wird ganz bald sein“, bezeugen nacheinander alle Versammelten freudig bewegt, und Dina sagt mit einer Würde, die ihm gar nicht so recht stehen will:

„Sawohl, am nächsten Freitag ist es schon, da ziehen alle Männer des Dorfes zum Masar.“

„Darf ich denn daran teilnehmen?“ frage ich.

„Natürlich“, bitten gleich zwei oder drei der Leute, „komm mit uns, du bist unser Gast.“

An der Gastfreundschaft habe ich allen Grund zu zweifeln, sie wird wohl auf meiner Seite liegen.

„Nein, Bruder“, der Schreiber, der dabei sitzt, ruft es pathetisch aus: „An dem Tage halten wir dich frei. Wir alle backen Brot und geben den Armen davon, soviel sie essen können. Und den Menschen würden alle Männer verachten, der an diesem Tage Geld dafür nehmen würde.“

„Schreiber, du überbietest dich.“

Als die andern gegangen sind, bleibt Baschurf vor meinem Zelt sitzen. Ich kenne diese Gebärde schon und sage:

„Na, Baschurf, du hast doch gewiß wieder besonders großen Durst heute: Bitte etwas Tschoi!“

„Nein, heute nicht“, antwortet er gedehnt. Er weiß offensichtlich nicht, wie er das, was er auf dem Herzen hat, anbringen soll.

„Nun werden gewiß alle Leute des Dorfes bald ausziehen“, sagt er schließlich merkwürdig schüchtern.

„Sprachst du nicht neulich schon davon?“ erwidere ich ruhig.

„Ganz recht. Nach dem Masar ziehen alle Ein-

wohner des Dorfes, Mann und Weib, aus und wohnen auf dem Felde“, versetzt er lebhaft.

„Du sagst es seit einer Woche“, entgegne ich kühl. „Bis jetzt habe ich nichts davon gemerkt.“

„Du glaubst, ich löge? Diesmal lüge ich wirklich nicht“, beteuert er unschuldsvoll. „Du aber, was wirst du machen, wenn niemand mehr zu dir kommt?“

„Ich würde aufatmen. Ich kann's aber noch nicht glauben. Es wäre zu schön.“

„Du spottest. Du wirst dann aber keine Lieder mehr aufschreiben können und keine Geschichten.“ Er ereifert sich förmlich. Ich merke, hier drückt ihn der Schuh. Also hören wir!

„Was willst du eigentlich hier, wenn du doch nicht arbeiten kannst? Ich würde an deiner Stelle in irgend-eins der Dörfer der Umgegend gehen.“

Ich verstehe zunächst ganz und gar nicht, worauf er hinaus will. Schließlich sage ich:

„Gingest du etwa auch weg, Baschurf?“

„Natürlich! Ich sage dir ja, alle Leute von Droschor, Männer, Weiber und Kinder, ziehen weg. Niemand bleibt zurück.“

Nun wird es klar. Der Getreue geht selber weg. Ein naheliegender und quälender Gedanke: sollte ein anderer Mann des Dorfes seine Stelle einnehmen?

„Sag“, drängt er, „was willst du tun?“

„Ich weiß es noch nicht, Baschurf. Vorläufig glaube ich dir nichts. Wenn du aber recht geredet hast, werde

ich mich freuen, daß ich eine Weile Ruhe habe. Ich habe viel gearbeitet, das hast du gesehen, und ein wenig Erholung sehr nötig. Und nun gute Nacht.“

Mürrisch trollt sich mein dienstbarer Geist.

Der Freitag hebt an ohne Anzeichen von irgend etwas Besonderem, wie sich denn überhaupt nie der Ruhetag irgendwie von einem gewöhnlichen Werktag unterscheidet. Ich arbeite vormittags wie gewöhnlich mit den Leuten. Nachmittags aber bemächtigt sich des ganzen Dorfes eine gewisse unruhige Feierlichkeit. Man bittet mich aufzustehen und mit nach dem Friedhof zu gehen.

Dort in der Nähe haben sich die Tadschiken versammelt.

Sie hocken in mehreren Gruppen, es ist ein aufgeregtes Geschrei, Neuhinzukommende schieben sich dazwischen, die ganze Szene scheint einer der täglichen Kämpfe vor der Moschee im großen zu sein.

Von verschiedenen Seiten her streben Frauen auf die Feiernden zu. Sie tragen große, flache Holzschüsseln auf dem Kopf. Werden sie von einem ihrer Angehörigen erblickt, so eilt dieser hinzu, damit sie nicht zu nahe an die fremden Männer heranzukommen brauchen. Die Schalen werden vorsichtig herangezogen und inmitten der Gruppen niedergesetzt. Die Schüsseln sind gefüllt mit riesigen, flachen, runden Broten, die mit Butter und heißer Milch übergossen sind.

Man rückt näher im Kreis und beginnt alsbald die Speise mit den Fingern durchzukneten und davon zu essen. Ich erhalte von verschiedenen Seiten große Klumpen als „bachsch“, „Geschenk“, angetragen, hätte aber auch gedankt, wenn es appetitlicher dabei zugegangen wäre. Denn ich weiß, daß es für die Ärmsten hier ein seltenes Sattessen ist, so wäre es mir nicht recht, ohne Pul etwas von ihnen anzunehmen.

Welch Gegensatz zwischen diesem lärmenden Durcheinander und dem fröhlich-bedächtigen Ernst der Tadschiken in der ferganischen Ebene bei einer solchen Gelegenheit! In dem allgemeinen Wirrwarr geht der wichtigste Augenblick sang- und klanglos vorüber: wie ich mich einmal zufällig umsehe, haben die Chalifas soeben den Dankessegens gesprochen und damit den offiziellen Teil der „Feier“ beendet.

Eine erregte Debatte schließt sich an. Vom Hauptlager unsrer Expedition ist ein Bote angekommen, der für die Arbeit dort dringend Männer als Träger anfordert. Mit ungeheurer vielen Worten und Geschrei wird diesem klargemacht, was er sicherlich selber weiß: daß gerade die Zeit der Ernte beginne, und daß daher alle Männer auf dem Felde gebraucht würden.

Ich lasse den Trubel sich ein wenig austoben und versuche dann meinerseits, den Leuten die Dringlichkeit des Wunsches unseres Führers klarzumachen, der mir mit eben diesem Boten einen ganz verzweifeltsten Brief geschickt habe und darin auch noch einmal bitte,

auf meine Freunde im Sinne seines Wunsches einzuwirken.

Kaum habe ich geendet, als der Bote zur Bestätigung schreiend einfällt und damit den ganzen möglichen Eindruck der Rede verwischt. Alsbald stürzt sich die erregte Versammlung auf ihn und ist nahe daran, ihn die Verechtigung ihrer Einwände handgreiflich spüren zu lassen. Schließlich gelingt es einigen der besonneneren älteren Männer zu Wort zu kommen, und einer von ihnen richtet an mich sowie den Boten eine feierliche Ansprache.

Es sei selbstverständlich, daß sie sonst kämen, wenn die Regierung oder ein so hoher Mann rufe. Aber sie seien arme Leute. Wenn sie jetzt nicht für ihr Feld sorgten, dann müßten sie im Winter verhungern. So bäten sie auch mich, sie bei dem Führer zu entschuldigen. Dina und die anderen mir Näherstehenden umringen mich und reden, sichtlich erregt, zur Bekräftigung in demselben Sinne auf mich ein.

„Du kannst ganz sicher sein“, ruft einer aus, „daß wir nicht ohne Grund zu Haus bleiben, wenn ein König ruft.“

Da ist es wieder, das Wort! „Was redet ihr von Königen“, sage ich, verdrießlich ob des Mißerfolgs, „die gibt es doch heute nicht mehr.“

„König“ — Padschah (Pascha) —, erklärt Dina, „nennen wir odämi kälön, einen großen Mann. Du bist auch ein Padschah, deshalb dienen wir dir.“

Dina ist einer von den wenigen, die unaufgefordert deuten und überhaupt merken, daß einem Nichtverstehen einfach sprachliche Gründe zugrunde liegen. Für die andern braven Gehirne ist, scheint es, der Abstand so groß, daß sie zunächst einmal annehmen, sie seien diejenigen, die nicht richtig verstanden hätten. Welch ein Wunder, wenn ich ihnen nach der Aufzeichnung zur Kontrolle das Diktierte vorlese oder wenn nur ihre bescheidenen Namen in einer meiner Listen vorkommen! Dina hat sich auch zunächst Bleistift und Papier ausbeten, aber ich merke gar bald, daß er arabische Schrift zwar notdürftig liest, selber aber nicht schreiben kann. So geht es offenbar einer Reihe von Männern des Dorfes. Eine Schule gibt es dort nicht. Nur für einige Monate kommt ein Lehrer aus einem Ort unterhalb am Bartang herauf.

Als wir endlich vom Friedhof, der ein wenig oberhalb des Dorfes liegt, hinabsteigen, ist die Sonne schon im Sinken begriffen.

„Das war ein schönes Fest für euch,“ sage ich. „Da gab es ja tüchtig zu essen.“

„Solch ein Fest haben wir auch nur zweimal im Jahr“, wird mir zur Antwort. „Einmal zu Beginn der Ernte, einmal aber zu Frühlingsanfang. Aber in manchen Jahren feiern wir nur einmal.“

„Wonach richtet sich das“, frage ich, „und wer bestimmt, ob und wann gefeiert werden soll?“

„Das ist ganz danach, wieviel Butter es in dem

Jahr gibt. Wenn im Frühling der Schnee schmilzt, dann setzt der Chalifa fest, wann wir anfangen sollen, die Felder zu bestellen. Und der Chalifa sagt auch, an welchem Freitag Masar gefeiert werden soll.“

Später erzählt mir Mahmat Scho ausführlicher von den Volksfesten in seinem Heimatdorf Kedschist:

Bei uns von unsern Volksfesten gibt es dem Ursprung nach zwei Arten, aber an kleinen vier Arten. Ein Volksfest bei uns ist das Neujahrsfest. Das ist im Frühjahr, alle Jahr einmal. Ferner das Kurbonfest, alle Jahr einmal. Ferner Sonnenwende. Auch das ist alle Jahr einmal. Ferner gehen wir zum Masar. Aber von den Masaren gibt es zwei Arten. Einige Leute gehen alle Jahr einmal hin. Einige Leute gehen alle sechs Monate einmal hin. Ferner haben wir das Feuerfliegen, dies auch alle Jahr einmal. Derart waren unsere Volksfeste.

Beim Neujahrsfest machen wir die Häuser rein. Darauf machen wir alle Arten von Speise fertig. An eben diesem Tag spielen die Weiber Schaukel, die Männer ringen, veranstalten Vogekämpfe, gehen einer in des andern Haus, essen Speise, und dann ist es zu Ende: es ist Abend geworden.

Ein anderes Volksfest, das Kurbonfest, ist nicht so. Es ist wieder eine andre Art. An dem Tag, an dem das Fest ist, nehmen sie einen Hammel, und auf dem Dach schneiden sie ihm den Kopf ab. Dann werfen sie ihn vom Dach herab nach unten. Darauf nimmt davon

ein jeder Blut und streicht es sich auf die Stirn. Danach schlachten sie eine Ziege. Die Ziege aßen sie. Darauf geht jeder nach seinem Hause.

Sonnenwende. Wenn die Bierzig des Winters vorbeigegangen sind, dann fangen sie von den Nägeln an zu zählen: die Nägel drei, die Hacke drei, der Oberfuß drei, die Fesseln drei, das Schienbein drei, die Kniekehle drei, das Knie drei. Wenn man am Knie angelangt ist, dann ist unser Fest. An diesem Tage spielen die Kinder, veranstalten Vogelkämpfe, machen Ringkämpfe, singen Lieder.

Dann das Masar-Auszugs-Fest. Die Kinder, die erwachsenen Männer gehen zum Masar. Die Weiber — Frauen, Mädchen — schmücken sich und legen ihre Halsketten um ihren Nacken. Dünne Brote auf ihren Kopf nehmen sie und kommen zum Masar. Dann bringen sie sie herbei und setzen sie vor den Männern hin. Dann setzen sich die Weiber an ihren Platz und die Männer an ihren Platz. Die Weiber schlagen Tamburin, spielen Schaukel. Die Männer machen Ringkampf, Lieder-singen, Vogel-zum-Kampf-Lassen und andere Spiele und tanzen bis zum Abend.

Übers Feuerfliegen. Alle Jahr einmal an einem Abend, ein Bündel nehmen sie und, jeder auf seinem Vorplatz, zünden wir es an. Darauf von den Weibern bis zu den Männern kommen sie zusammen, und wir springen über das Feuer. Schließlich nehmen wir selbst von unserm Besitz irgend etwas und werfen es ins

Feuer. Dann sprechen sie: „Die bösen Geister sollen machen, daß sie wegkommen! Unsere bösen Geister im Feuer!“ — Einen Monat lang machen wir mit unsern Händen rote Fäden.

H e u e r n t e

Baschurf hat wirklich nicht gelogen. Nach dem Masar beginnt die Heuernte. Für die folgenden ein bis zwei Wochen wechselt die ganze Einwohnerschaft ihren Aufenthaltsort. Dina und der Mingbaschi aber bleiben zurück. Dina erklärt sich bereit, für mich zu sorgen, und verspricht, daß die Arbeit keine Unterbrechung erleiden werde. Als wir noch die Möglichkeiten besprechen, erscheint plötzlich Baschurf, um sich zu verabschieden. Er will nach Tanimas.

„Nach Tanimas?“ frage ich, aufs höchste überrascht. „Ja, aber Baschurf, du sprichst doch Tag und Nacht davon, du seist arm, müßtest für dein Feld sorgen —“

„Das ist auch wahr, ich habe kein Geld. Deshalb, Bruder, schreib einen Brief an deinen Genossen in Tanimas! Sag ihm, daß ich der Ärmste aus dem Dorf bin und dir treu gedient habe. Er soll mich besonders gut bezahlen.“

Ich bin ganz verblüfft über diese neue Zumutung, verstehe zunächst nur: nach Tanimas, greife mechanisch nach Briefpapier, um durch Baschurf womöglich einen

Brief in die Heimat gelangen zu lassen, und dabei wird mir die Dummdreistigkeit seiner Forderung erst klar.

In diesem Augenblick kommt der Bote vom gestrigen Tage und fragt nach Post, da er heute wieder zurückgehe. Es ist der Vorsteher des Dorfes, ein ganz junger, recht eingebildeter Kerl mit einer lebhaften Suada. Vielleicht ist Baschurfs Sinnesänderung sein Verdienst.

„Und dann, Bruder,“ sagt er mit dem Brustton der Überzeugung, „steht mir noch ein halber Rubel extra für die Beförderung des gestrigen Briefes zu. Euer Matschalnik hat ihn mir versprochen.“

Die Sache kommt mir sehr unwahrscheinlich vor. Denn die Leute pflegen im Hauptlager restlos entlohnt zu werden. Aber da es sich um einen Brief nach Haus handelt, muß ich das Ungeheuer bei guter Laune halten. Schließlich ist er als amtliche Persönlichkeit immer noch sicherer und zuverlässiger als Baschurf. Ich gebe ihm das Verlangte und vermerke es auf dem Umschlag des Briefes. Die Sache hat später ein Nachspiel, das mich für den armen Spitzbuben geradezu aufregt. Unser Führer verliert sich und macht aus 0,50 Rubel 50 Rubel und schreibt im nächsten Brief: „Ihrem Vorsteher sagen Sie nur, daß ich ihm wegen der unverschämten Forderung die Regierung in Chorog auf den Hals gehezt habe.“ Gottlob ist es nur eine Drohung! Wenn der Bengel meinetwegen un-

schuldig bestraft worden wäre, hätte ich heute noch Gewissensbisse!

Einstweilen entlasse ich Baschurf mit fröhlichem Herzen. Eine Nachfrage bei den Genossen hat ergeben, daß er in der Tat der ärmste Mann des Dorfes ist.

„Aber was würdet ihr sagen, wenn zwei Männer dieselbe Arbeit tun und der eine erhält höhere Bezahlung, weil er ärmer ist — wäre es gerecht oder unrecht?“

„Es wäre ungerecht“, lautet die einstimmige Antwort.

„So denken wir auch“, sage ich. „Wir bezahlen eure Arbeit und nicht den Arbeiter. Ich werde aber meinem Ratschalnik schreiben, daß Baschurf zänkisch und schlau, aber auch sehr arm ist. Er wird sich vor ihm in acht nehmen, aber vielleicht auch ihm bei Gelegenheit ein kleines Geschenk zukommen lassen.“

Baschurf kehrt zurück. „Hier ist der Brief, ihr beiden“, sage ich zu ihm und dem Vorsteher. „Ich habe alles geschrieben, was unser Herr wissen muß, um euch richtig zu behandeln.“

Baschurf ist sichtlich zufrieden. Was kann man von ihm anders schreiben als Gutes?

Meine Getreuen haben nicht zuviel versprochen. Sie umsorgen mich stündlich und wechseln sich ab, so daß ich immer jemand zum Arbeiten habe. Obgleich das Tun nicht abreißt, erscheinen mir die nächsten Tage wie eine lang verdiente Erholung. Kein Betteln, kein

stetes Begafftwerden, kein neurotischer Quälgeist als Bedienung!

Nur gegen Abend kommt der eine oder andere auf ein Stündchen vom Felde heim, der etwas besonders Schönes zu singen oder zu erzählen weiß. Auch die jüngere Jugend ist zutraulicher geworden. Irgendwie hat sie herausgekriegt, daß ich für fünf Lieder ein Messer abgeben würde — ach! nur ein einfaches, armseliges Kartoffelschälmesser, von denen ich zufällig ein paar in der Geschenkkiste fand! Nun strömt es auf einmal. Nur eins macht mich mißtrauisch: die Lieder hören alle genau am Ende der ersten Seite auf, so daß ich den Tarif bald schrauben muß: nicht so sehr um der paar Geschenke willen, als um auch sicher den vollen Umfang der Lieder zu erhalten und nicht eins als drei Nummern vorgesezt zu bekommen.

Aber stets bestätigen die Umsitzenden, auch ernsthafteste Männer, das Lied sei zu Ende. Später erfahre ich den Grund für die mathematische Gleichheit der Liedlängen. Feste Lieder gibt es nur sehr wenige. Tradiert werden Strophen, und diese werden je nach Begabung und Gedächtnis des Sängers im Augenblick „as dili chut“, „aus dem eigenen Herzen“, d. i. ex improviso, geformt. Es sind Lieder — man denke an unsere Schnaderhüpfel —, zu denen im Kreis der Gleichgestimmten jeder eine Strophe beiträgt. Eine Freude, wenn er mit einem beliebten Reim einfällt, eine noch größere, wenn er eine eigene findet!

An einem Vormittag hat Kōfor unaufhörlich an einem langen Märchen diktiert. Meine Hand ist vom Schreiben lahm.

„Nachmittags komme ich wieder, wir müssen die Geschichte noch heute fertigmachen. Denn morgen muß ich zur Heuernte.“

Ich wehre matt ab: „Abends, abends!“

„Unmöglich!“ beharrt er. „Wenn wir gleich nach Mittag anfangen, so wird sie dauern, bis die Sonne untergegangen ist.“

Was bleibt mir anders übrig?

Der Brave hat recht. Wir schreiben genau bis zum Anbruch der Nacht.

„Und der König war besorgt darüber, daß sein Sohn immer so niedergeschlagen aussah, und um seine trübe Laune zu verscheuchen, ließ er die schönsten Mädchen des Landes zusammenkommen, es waren wohl an die zweihundert. Der Königssohn aber dachte nur an die Fee, die ihm im Traum erschienen war, und konnte keinen Gefallen an ihnen allen finden. ‚Sie haben alle Läuse‘, sagte er zu seinem Vater, dem König.“

„Das schreibe ich nicht“, sage ich, „Kōfor, das gehört nicht hierher.“

„Was kann geschehen?“ erwidert Kōfor mit gemüthlichem Grinsen. „So sprach der Königssohn: ‚Die haben alle Läuse‘, sagte er.“

Wie der Königssohn zu dieser abscheulichen Bemerkung kommt? Am Tage vorher hat mich der Mingbaschi gefragt, ob ich nicht bald eine Frau aus dem Dorf nehmen wolle. Ich will ihn gerade auslachen, als ich in sein untertäniges Gesicht sehe.

„Gut, ich werde sie mir ansehen“, sage ich schnell. „Weißt du denn eine für mich?“

Der Mingbaschi führt mich feierlich durch das halbe Dorf zur Veranda eines Hauses. Dort befinden sich zwei Frauen, eine alte und eine jüngere; ist dieser Besuch etwa verabredet? Die häßliche Alte sitzt und hält den Kopf der anderen in ihrem Schoß. Die Bewegungen der Alten sind nicht zu mißdeuten. Als wir herzutreten, fährt das junge Weib auf und flüchtet. Ihre nicht unschönen Züge starren vor Schmutz. Die Alte, die noch ungepflegter aussieht, zieht sich furchtsam in die Ecke des Raumes zurück. Ich hebe ein Büschel bunter Wollfäden auf: „Das sind Zopfbänder“, erläutert mein Begleiter, „die flechten die Frauen ins Haar, damit es schön lang ist. Nun, Bruder, was meinst du zu dem Mädchen?“

„Das ist eine sehr hübsche Frau“, sage ich zögernd, „aber ich glaube, sie hatte allerhand Lebendiges auf dem Kopf. Glaubst du nicht auch?“

„Du meinst Läuse? Ja — die haben unsere Frauen hier allerdings alle.“

Mit Vergnügen nehmen Dina, Abdulnasar und der gute Köfkor von meinen Schauern Kenntniß. Es

scheint, als freuten sie sich ein bißchen, daß der Mingbaschi eine Abfuhr erlitten hat.

Überall, wo man von dem angekränfelt ist, was wir Kultur nennen, bestritt man auf meinen Reisen das Vorhandensein jeglichen Ungeziefers, und mochte es in Scharen herumhopsen. Nur diesen braven Leutchen bereitet mein Abscheu offensichtlich Vergnügen. Des Morgens stehen die Männer auf dem flachen Dach ihres Hauses und fangen mit größter Emsigkeit und Ungeziertheit Ungeziefer aus ihren Kleidern.

Ich habe einige Paar Tadschikenstrümpfe in Droschor gekauft. Diese Industrie ist eine ganz besondere und große Spezialität der Eingeborenen. Die Frauen stricken aus verschiedenfarbigen Wollfäden herrlich gemusterte, lange Strümpfe, die man über den Hosens unter den weichen Schaftstiefeln anzieht. In jedes Muster wird die Swastika, das Hafenkreuz, das alte Glückssymbol, hineinkomponiert. Die Strümpfe sind weit über den Pamir hinaus berühmt, und ich treffe später Wanderburschen aus Ruschan, die eine ganze Anzahl davon im Rucksack führen und aus deren Verkauf ihren Lebensunterhalt bestreiten.

Ich will die Kostbarkeiten sicher vor Motten nach Haus befördern und fürchte zudem das Ungeziefer ihrer früheren Träger oder ihrer Verfertigerinnen.

Kopfschütteln bei allen Umstehenden.

„Bruder, was ist das?“

„Ein Heilmittel gegen euer vieles Ungeziefer.“

Flugs entblößt einer seinen Buckel und sagt feck: „Das glauben wir dir nicht, bevor du es nicht an unseren Tieren ausprobiert hast.“

Wirklich kriechen da ein paar Läuse lustig herum. Schnell nehme ich das eine Pulver — ich hatte nie großes Zutrauen zu all diesen unfehlbaren Giften —, sie krabbeln vergnügt weiter. Ich streue ein andres drauf, überschütte die Tiere völlig, sie stäuben es ab und ziehen ruhig weiter ihre Bahn. Nun habe ich nur noch eine Flüssigkeit, die besonders empfohlen ist. Mutlos entforke ich die Flasche. Diesmal hilfts! Unter dem Triumphgeheul des halben Dorfes wird der alsbaldige Tod des Übeltäters festgestellt.

Natürlich soll ich von jetzt an den Wunderdokter gegen Laus und Floh spielen — Wanzen gibt es hier nicht. Bei den Kirgisen, heißt es, kämen sie vor in den Fellen der Bergschafe.

„Geht nur! Wascht euch ein paarmal mehr, dann bleiben die Tiere von selbst weg!“ mahne ich und raube damit Hoffnung und Spaß.

Dina und ich beschließen am nächsten Morgen, Köfkor auf seinem Weg zur Heuernte zu begleiten. Ich will gerade allerlei Eßbares zusammenpacken für den Ausflug, als Dina herzukommt. Mit wachsender Bewunderung sieht er meinen Vorbereitungen zu.

„Ei, was sollen wir uns mit dem vielen Gepäck schleppen“, sagt er schließlich. Ich wende mich um, er hat eine Teekanne in der Hand.

„Nun“, sage ich ärgerlich, „hast du dich nicht auch gerüstet? Du weißt doch, wie viele leere Mägen es hernach zu stopfen gibt. Und irgend etwas müssen wir bis zum Abend doch auch essen.“

„Bis zum Abend?“ fragt er erstaunt. „Ja, was willst du denn so lange dort draußen?“

Ich bin einigermaßen verwirrt. „Neulich dauert es von einem Sonnenuntergang zum andern, bis ein erbärmliches Lämmlein herbeigeschafft wird“, versetze ich, in der Erinnerung wieder ganz böse. „Und jetzt ist das Dorf seit ein paar Tagen ganz leer. Da werden wir doch sicher noch einmal so lange zu laufen haben.“

„Ach, das war ja auch ein dummer Trottel“, meint Dina unschuldsvoll. „Wer weiß, wo der unterwegs gesteckt hat. Aber zur Heuernte ist es doch längst nicht so weit. Sieh dort jene Bodenerhebung gen Sonnenuntergang hinter der Kalla, von da aus können wir die Leute fast schon bei der Arbeit sehen.“

„Ja, aber Dina“, sage ich beinahe vorwurfsvoll, „dann brauchten die Leute doch nicht tagelang vom Dorf fernzubleiben.“

„Eigentlich hast du recht“, sagt Dina nachdenklich. Man merkt, ein solcher Gedanke ist ihm noch nie gekommen. „Aber —“, setzt er fröhlich und unbekümmert hinzu, „das ist eben so unsre Art.“

Röfkor ist dazugekommen. Wir durchschreiten die Felder vor der Kalla, überqueren den Gletscherbach hinter dem Dorf, der die vielen Bewässerungsgräben

der Felder speist, erklimmen das jenseitige nicht hohe, aber steile Ufer und sehen wirklich bald einige Leute auf dem Felde arbeiten. Kökor verabschiedet sich und geht querfeldein. Nach einem kurzen Stück Wegs hält es Dina für angebracht, ein bißchen auszuruhen. Es werde heut warm werden, und wir könnten doch uns erst ein wenig stärken. Er holt ein paar Brote hervor und beginnt zu essen.

Die gewöhnlichen Brote sind so groß wie ein Eierkuchen bei uns und ganz flach. Oft werden sie jedoch mit Sauerteig bereitet, dann gehen sie höher auf. In frischem Zustand sind sie für mich schwer verdaulich. Doch darf man sie auch nicht zu lange liegenlassen. Denn bei der Sommerhize werden sie leicht bitter.

Einige Frauen kommen des Wegs und gehen Dina um etwas Brot an. Sie nehmen es hastig, setzen sich in einer ziemlichen Entfernung von uns nieder und beobachten uns gespannt. Nach einer Weile erheben sie sich plötzlich und eilen fluchtartig dem Dorfe zu. Es sind offenbar Angehörige von Dina; er schneidet jede Frage danach kurz ab.

Im Weitergehen macht mich mein Begleiter auf die Namen von Tieren und Pflanzen, die wir sehen, aufmerksam. Einmal bemerkt er zu seiner Verwunderung, daß ich zögere aufzuschreiben. Ich muß ihm gestehen, daß ich bei einer Pflanze den Namen in meiner eigenen Sprache nicht weiß. Schwer hält es, dem Naturkind begreiflich zu machen, wie sündhaft weit uns

„Kussen“ die Mauern von Haus, Gewöhnung und Beruf fernhalten von allem Blühen und Leben der Natur.

Bei den ersten Arbeitern angelangt, treffen wir lauter gute Bekannte wieder, es gibt eine herzliche Begrüßung. Sie mähen entweder auf eignem Feld, oder sie haben sich zu mehreren zusammengetan und bearbeiten der Reihe nach die Feldereien eines jeden aus der Gruppe. Dina braucht nicht selber zu mähen. Verschiedene Verwandte besorgen es für ihn, die dafür in seinem Hause wohnen. Stücke seines Besitztums liegen an mehreren Stellen des weiten Feldes.

Abdulnasar, der sich am Morgen mit dringenden Abhaltungen entschuldigt hat, kommt gemächlich einhergeschlendert und gesellt sich uns wie selbstverständlich zu. Nun kann Dina „Urlaub“ nehmen, wie sie sagen, und sich der Vereitung des Tschoi widmen, ohne daß ich allein zu bleiben brauche. Die Zeremonie soll in einer Hütte in der Nähe vor sich gehen, wie sie hier und da über das Feld verstreut liegen. Da Frauen in dem Hause seien, sollen wir in möglichst großer Entfernung warten.

Es ist inzwischen die größte Mittagshize geworden. So streben wir einer andern der Hütten zu, die verlassen scheint. Es ist ein roher Steinwürfel ohne Tür, nur mit einem Loch, durch das man in gebückter Stellung eintritt. Das Innere des Hauses hat nur einen Raum. Dieser ist durch niedrige Steinwälle unterteilt.

„Hier auf dieser Seite machen sie Feuer, dort drüben schlafen des Nachts die Frauen“, erklärt mein Führer.

„Und wo schlafen die Männer?“ frage ich.

„Draußen vor der Tür“, lautet die Antwort.

Im Schatten der ungesügten Steinmauern harren wir geraume Zeit des Treuen. Als er endlich erscheint, hat er nicht nur die Teekanne bei sich, sondern noch eine hölzerne Schüssel. Sie enthält eine besondere Gabe für mich. Ich soll heute von der Speise kosten, welche die Tadschiken dreimal am Tage essen. Es ist eine Wassersuppe aus grauem Mehl. Das ist neben dem Brot und etwas Obst die Hauptnahrung der Pamirtadschiken.

„Eßt ihr diese Speise immer?“ frage ich die beiden.

„Sie ist doch sehr grob. Was macht ihr nun, wenn jemand krank wird oder eine Frau ein Kind bekommt?“

„Oh, der Wöchnerin machen sie eine schöne, kräftige Suppe mit Weizenmehl und Butter. Die isst sie, damit es im Leib keine Schmerzen macht und das Kind nicht krank wird“, erzählt Abdulnasar.

„Sorgt ihr sonst noch für die Wöchnerin?“ ermuntere ich ihn fortzufahren.

„Sie umwickeln den Kopf, damit die Frau in Schweiß kommt, und sorgen dafür, daß kein Luftzug an sie herankommt, sonst wird ihre Hand blutig.“

„Und was macht der glückliche Vater inzwischen?“

„Die Leute aus dem Dorf gratulieren ihm. Sie sagen: ‚Gesegnet sei dir der Pfeilschieser.‘“

„So sagen sie, wenn es ein Knabe ist“, fällt Dina ein. „Ist es ein Mädchen, sagen wir: ‚Gesegnet sei dir die Köchin.‘“

„Laß mich erzählen“, sagt Abdulnasar ärgerlich. „Hast du mich gefragt, Bruder, oder ihn? — Sie gratulieren ihm also mit den Worten: ‚Gesegnet sei dir der Pfeilschieser.‘ Er aber erwidert: ‚Der Herr sei gesegnet.‘ Dann schickt er sich an, durchs Fenster zu schießen. Drei Schüsse gibt er ab.“

„Machen sie auch ein Fest aus diesem Anlaß?“

„Ja. Nach sieben Tagen. Wir nennen es das Siebentagesfest. Da waschen sie den Kopf des Neugeborenen. Die Frauen kommen zusammen. Für die Mutter kochen sie eine Milchspeise. Butter tun sie hinein. Sie ißt es. Eine andere Frau backt Brot für die Leute. Das essen sie.“

„Und dann mußt du noch erzählen —“ unterbricht Dina, der Unverbesserliche, nochmals.

„Ja, und dann ist da noch der Tag, an dem wir das Kind in die Wiege legen. In der Freitagnacht tun sie es, denn das ist eine gute Stunde. Da wird der Chalifa gerufen, und noch ein oder zwei andere alte Leute kommen dazu. Dann wird ein Hammel geschlachtet. Die Lampen zünden sie an, Brot essen sie. Zum Schluß spricht der Chalifa den Dankesegen. Dann gehen sie hin und legen das Kind in die Wiege und geben ihm ihre guten Wünsche!“

Wir haben unsre Mahlzeit beendet. Aber Dina hat

noch eine besondere Überraschung bereit. Mit triumphierendem Lächeln zieht er aus seinem Gürteltuch eine Handvoll Maulbeeren und Aprikosen hervor.

„In Tapschorf sind die Aprikosen schon reif“, sagt er, und in seinem Blick liegt etwas wie Vorwurf, „und du bist immer noch nicht mit uns dort gewesen.“

„Abgemacht, Dina, du mahnst mich heut zum letztenmal. Morgen geht's nach Tapschorf.“

An diesem Abend wird es spät, sehr spät, bis ich die Kerze löschen kann, nachdem ich alle Eindrücke des Tages festzuhalten mich bemüht habe. Gerade die Geburt des Kindes und seine ersten Schritte bei den Pamirtadschiken ist ein besonders interessantes Kapitel von mannigfachen Abwandlungen in den verschiedenen Tälern.

Nachdem das Kind ein Jahr geworden ist, feiert man das sogenannte Fest des Kopfes. Das war früher eine wichtige Feier. Heute ist der Rahmen des Festes bescheidener; doch nehmen stets die nächsten Verwandten daran teil.

Ein Brot von der Form unsrer Eierkuchen wird dem Kind auf den Kopf gelegt. In die Mitte des Brotes hat man ein Loch von der Größe eines Silberrubels gemacht, da hindurch wird ein Lockenschopf des Kindes gesteckt. Ein größeres Kind, gleichgültig welchen Geschlechts, schneidet in drei Malen einige Strähnen davon ab. Es muß ein Kind sein, dessen Eltern noch leben und das sich gut führt. Danach schneidet

jeder der Anwesenden eine Locke des Kleinen ab, bei Mädchen begnügt man sich damit, die Haare zu scheeren, die ins Gesicht fallen, bei Knaben kürzt man das Haar auf der ganzen Kopfmittle. Während des Schneidens sagt jeder, was er dem Kind mitgebracht habe. Diese Geschenke, die man Kopf-Grün nennt, sind entweder ein Fruchtbaum oder ein Stück Erde, neuerdings auch ein Paar Strümpfe. Die Geschenke bleiben Eigentum des Kindes und können nicht bei Tod der Eltern in die Erbmasse geworfen werden.

Später erfahre ich von Mahmat Scho die Bräuche bei einem weiteren wichtigen Lebensabschnitt des Knaben, wie sie in seinem Heimatsdorf Kedschist in Schachdära gehandhabt werden:

Wie die Beschneidung bei uns vor sich geht

Wenn ein Knabe acht oder sieben Jahre alt geworden ist, dann schlachtet sein Vater einen Hammel. Die Leute ruft er.

Einen Vorhaut-Beschneidemeister auch ruft er dann.

Dann macht er ein Fest. Den Leuten gibt er Essen.

Nach dem Einnehmen des Mahls bringen sie ein Rebhuhn ans Fenster. Der Meister, der Knabe sind im Hause drin. Die Leute sind auch im Hause.

Der Meister nimmt ein Rasiermesser. Dann spricht er: „He, Junge! Ein Rebhuhn ist am Fenster! Guck mal!“

Während der Knabe hinguckt, schneiden sie die Vorhaut ab. Dann erheben sich die Leute und gehen fort.

Nach einem Monat ist seine Vorhaut heil geworden.

Dem Meister geben sie Fell und Kopf und Eingeweide (des Festtaghammels).

Dies hier war unsre Vorhautbeschneidung.

Ausflug nach Tapschorf

Als ich mich am Tag nach dem Besuch der Ernteleute zum Aufbruch nach Tapschorf rüste, kommt der Schreiber des Wegs. Kopfschüttelnd stellt er fest, daß ich wider alle Gewohnheit noch einmal einen Tag nicht im Zelt arbeite.

„Wohin gehst du wieder, Bruder?“ fragt er teilnahmsvoll. Denn er muß alles wissen.

„Hei, Schreiber“, rufe ich, „du kommst ja gerade zur rechten Zeit. Heut gehe ich mit Dina und Abdulnasar nach Tapschorf. Komm doch mit.“

Das Gesicht des Angesprochenen wird finster. Er sagt brüsk:

„Wenn Abdulnasar mitgeht, Bruder, hast du angenehme Begleitung genug, denke ich.“

Ach richtig, er ist ja der andere der beiden Rivalen, daran habe ich im Augenblick nicht gedacht. Ich werde natürlich nichts verraten und sage nur beiläufig:

„Zwei Scheitans zusammen wäre ein bißchen viel, meinst du, nicht wahr?“

Der Schreiber grinst, er ist kein Spielverderber, gemüthlich antwortet er: „Ein Scheitan, Genosse, dieser Scheitan ist für mich zuviel“, und geht ab.

Tapschorf ist kein Rischlak, sondern eine nur im Sommer bewohnte Dependance von Droschor, eine kleine Siedlung in einer Mulde, die von schroffen Felsabhängen gebildet wird, hart am Ufer des Baratang.

Der Höhenunterschied ist nicht sehr groß, aber da Tapschorf vollkommen geschützt liegt, ist es dort schön warm. Auf der Hochfläche von Droschor dagegen bläst der Wind beträchtlich. Die Leute sagen, in Tapschorf könne man nicht immer leben, denn dort sei ein „weibisches Klima“. In Wirklichkeit fehlt wohl nur der Platz und die Ausbreitungsmöglichkeit, deshalb benutzen die Droschorer diese Siedlung nur zu zeitweiligem Aufenthalt.

In Tapschorf ist gerade Aprikosenernte. Der Ort ist überreich an dieser Frucht. Hier und da sind die Frauen schon damit beschäftigt, die Aprikosen auf den flachen Dächern oder auf platten Felssteinen zu trocknen. So bilden sie einen beliebten Wintervorrat.

Wen aber treffen wir hier bei gemächlichem Tun oder zu noch behaglicherem Faulenzen im Schatten der herrlichen Bäume? Eine ganze Reihe treuer Gewährsmänner, die sich am Abend vorher mit dringender

Feldarbeit bei mir für heute entschuldigt haben. Nun, das hat man längst vergessen, und freundlich wird zugesagt, in einem Hause werde alsbald Tee für uns bereitet werden, wenn ich es wünschte. Ich schütte einem der aufmerksamen Wirte ein Häufchen Tee in das Gürteltuch und begeben mich für die Zeit, bis das Getränk fertig ist, an das Ufer des Flusses.

Dort spielt eine Menge junger Leute „Schwimmen“, wie sie sagen. Auf aufgeblasenen Ziegenhäuten wird der Strom überquert. Die Sommerschneeschmelze hat den Fluß breit und reißend gemacht, sie dauert noch bis Ende August an. Die Tadschiken sind Meister in diesem Sport, der Mut, Kraft, Ausdauer und Geschicklichkeit erfordert.

„Wenn du später flußabwärts reisen willst“, malt man mir aus, „dann binden wir sechs bis acht Häute zusammen und machen ein Floß daraus. So machen wir es immer, auch wenn wir Lasten zu befördern haben. Denn im Sommer sind teilweise die Wege die wir im Winter benutzen, überschwemmt, auf beiden Seiten nichts als Felsen, da geht es so bequemer und schneller, und man braucht nicht über die weiten und hohen Pässe oben auf den Bergen des Ufers. An ein paar Stellen gibt es auch nicht einmal Pässe, da bleibt kein anderer Weg als dieser.“

Als ich das schwankende Fahrzeug etwas mißtrauisch betrachte, ereifert sich die junge Schar gar sehr für ihren Vorschlag:

„Du denkst doch nicht etwa, du oder dein Gepäck werde dabei ins Wasser fallen? Nicht ein Tröpfchen braucht dich zu benetzen. Du sitzt auf dem Floß, und ein paar starke Burschen schwimmen zu beiden Seiten und sorgen dafür, daß du nirgends an eine Klippe gerätst.“

„Der Tee ist fertig“, unterbricht schüchtern ein Knirps. Er ist schon vor einer ganzen Weile zu der Gruppe getreten, hat sich aber nicht recht getraut, seine Botschaft anzubringen. Jetzt macht er sich flugs aus dem Staube und gesellt sich ein paar gleichaltrigen Kameraden zu. Sie vergnügen sich, in dem warmen Wasser einer ruhigeren, seichten Bucht des Flusses herumzuplantschen. Die Kleinen laufen im Sommer den ganzen Tag nacht herum; werden die Kinder älter, so tragen sie ein langes hemdartiges Gewand aus demselben grauen Wollstoff wie die Erwachsenen.

Unter einem gewaltigen Baum hat man uns den Tee bereitgestellt. Irgendwie hat es sich wohl herumgesprochen, daß ich einige Tage vorher wieder einmal einen Hammel geschlachtet habe. So habe ich willige und dienstbeflissene Gesellschaft.

Da ist der junge Poet, der den Reigen meiner Gewährsmänner eröffnet hat. Ich drohe ihm freundlich mit dem Finger: „Wo bleibst du nur? Seit einer Woche sah ich dich nicht. Lange kann ich das Messer für dich nicht mehr aufbewahren.“

Erst als ich anfing, in Messern zu zahlen, war

mein guter Poet wieder erschienen und hatte freundlich-vorwurfsvoll gemeint:

„So viele Lieder habe ich dir gesagt. Für fünf Stück gabst du mir bloß einen Kalam. Und diese Kinder kriegen ein herrliches Messer dafür.“

„Wart nur, braver Bursch“, habe ich ihn getröstet. „Du hast mir mehr Lieder gesagt als alle andern zusammen. Überleg dir noch ein paar, und dann ist das letzte und schönste Messer dein.“

Ach, und wievielmals hat mich jung und alt schon mit schmeichelnden Worten in Versuchung führen wollen! Daß ich dem Guten mein Wort gegeben hatte, kümmerte sie nicht im geringsten. Wenn sie es nur nicht waren, die geschädigt werden sollten — einem andern konnte man's ruhig antun.

Zu unserm Kreis gehört heute noch ein anderer Droschorer, der mir früher angenehm aufgefallen ist, mit seinem zwölf- bis dreizehnjährigen Sohne. Der Vater ist sehr viel größer als die übrigen Tadschiken hier und hat eine ungewöhnlich tiefe Baßstimme. Der Junge scheint ein wenig zu kränkeln; er wird auch offensichtlich von seinem Vater verhätschelt. Es ist rührend, den Alten in seiner Fürsorge und seinem Stolz zu beobachten.

„Du bist ein braver Kerl“, sage ich zu dem Vater, „bittest nicht dauernd um Brot oder Zucker oder Papier. Komm, nimm eine Handvoll Zucker extra für

daheim. Hast du nicht noch ein ganz Kleines zu Hause?"

„Ja“, sagt der Vater voller Inbrunst und drückt den Ältesten fester an sich. „Noch eine Woche fehlt, dann sind es drei Monate, daß es geboren wurde.“

Strahlend empfängt er die Zuckerstückchen, die für den Jüngsten bestimmt sind, legt sie sorgfältig auf einen Stein vor sich, gibt dem Jungen genau die Hälfte, und ohne ein weiteres Wort verspeißt ein jeder seinen Raub, selig den andern anlächelnd.

Die Szene bleibt nicht ganz ohne Eindruck auf einen der Umstehenden. Ich habe ihn noch gar nicht beachtet, jetzt räuspert er sich mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit und —

„Du hier, alter Esel?“ rufe ich aufs höchste verwundert aus. „Bist du nicht der Schlauberger, der uns auf dem Weg nach Droschor begleitet hat, der alles besser wußte und nicht einmal einen Sattel binden konnte?“

„Er hat doch deinen Kameraden, das Ruffenkind, auf dem eignen Rücken über den reißenden Fluß getragen“, erinnert Dina, dessen Stunde gekommen ist, und ahmt mit einer komischen Gebärde die aufgeplusterte Unbeholfenheit des Alten nach.

„Ja, und der hat mir nur ein paar Stücke Zucker für die Arbeit gegeben“, sagt der Mann weinerlich.

„Die hast du wohl nicht angenommen“, sage ich und schütte ihm auch ein wenig Zucker in die schnell

geöffneten hohlen Hände. Der Alte sieht mich verdutzt an, wie ich nur so etwas fragen könne.

„Richtig, ich erinnere mich“, fahre ich fort, und bei der Zornesfalte, die dabei über mein Gesicht geht, verfrücht sich der Tropf eilends. „Als die Kameraden wegzogen, kamst du plötzlich angelaufen — vorher warst du zu nützlichem Werk nicht gekommen — und wolltest dafür noch Pul haben. Aber sag, erzähltest du mir damals nicht weitschweifig, du gingest weg?“

„Ich ging ja auch weg aus Droschor und kam hierher“, sagt der Gute.

„Und ich war so froh, dich nicht mehr zu sehen, und verstand gar nicht, was deine lange Rede solle. Schließlich gab mir Dina einen Schubs und sagte: Der will doch Brot auf die lange Reise. Und hernach war es dir natürlich nicht genug!“

Beschwörend unterbricht er mich: dafür will er heute, wo er Zeit hat, eine Unmenge diktieren, der brave gute Mann. Ich wehre entsetzt ab:

„Du weißt ja gar kein Lied.“

„Doch“, sagt er voller Stolz, „ich habe doch schon einmal angefangen damals.“

„Ach, du solltest mir Lieder sagen, wie sie die Leute aus Droschor singen, und hinterher waren es alles persische.“

„Meine Lieder sind schön“, sagt der Alte gekränkt. „Sie sind alle aus dem ‚Buch‘.“

Das „Buch“ ist die neupersische Literatur. Das ist es nicht, was wir suchen. Ist es nicht bei uns auf dem Lande auch oft so, dort, wohin bereits die „Bildung“ gedrungen ist: die frommen Gesänge und Sprüche der Kirche und heute auch gar die modernen Tanzschlager aus der Stadt — das alles dünkt den einfachen Mann viel bedeutender und interessanter als die alten Lieder, die das Volk singt!?

„He, Bursche“, ruft Dina plötzlich einem jungen Mann zu, der furchtsam vorüber eilen will. Er hat seine junge, nicht übel aussehende Frau mit sich, und diese sucht alsbald das Weite. Mit seinem schlurrenden Gang, seinen auf dem Bauch gekreuzten Armen und einem unentwegten Grinsen erscheint dieser Kerl als die verkörperte Blödigkeit.

Alsbald richtet Dina, der Fuchs, an ihn eine längere persische Rede mit reichlich deutlichen Anspielungen auf sein eheliches Leben. Erst nach einer ganzen Weile stellt sich heraus, was der Spötter natürlich gewußt hat, daß der Bursche kein Wort Persisch versteht.

„He, Bursche“, befiehlt Dina jetzt in der Mundart. „Sing mal ein Lied!“ Der arme Kerl merkt nicht, wie er gehänselt wird, und gibt brav ein Lied zum besten.

„Du glaubst gar nicht“, flüstert mir Dina derweil mit ernsthaftem Gesicht zu, „wie ausschweifend dieser Bengel in seiner jungen Ehe gelebt hat. Jetzt ist er

völlig impotent geworden. Gib ihm doch nächstens mal tüchtig Salz!“

Einer schlägt vor, man solle tanzen. Mir ist es nicht unlieb, die etwas peinliche Situation zu beenden. Wir ziehen alle in ein benachbartes Haus. Abdulnasar bemüht sich, ein paar Jungen zum Tanzen zu bewegen.

Aber dazu ist die Jugend nicht zu überreden, sie ist zu schüchtern. Nur mit großen Zuckerspenden finden sich ein paar Bengel bereit, zur Laute zu singen. Wie die geplante Vorführung gar nicht vom Fleck kommt, beginnt Abdulnasar schließlich selbst zu tanzen.

Er ist der geborene Schauspieler. Sein Körper ist wundervoll geschmeidig, und in seinem spitzbübischen Gesicht funkeln die Augen. Der Tanz besteht in der Hauptsache aus schaukelnden Bewegungen des Beckens. Dazu macht er langsame Wechselschritte mit ausgebreiteten Armen, Bewegungen, wie ich sie in der turkistanischen Ebene gesehen habe.

Man verspricht mir, in Droschor mehr solcher Tänze vorzuführen.

Heute ist die Jugend nicht bei der Sache. Einer der Lautenspieler zeigt mir eine Pfefferminzpastille und fragt, was das für ein Heilmittel sei. Aus Tanimas hat er sie mitgebracht. Ist es Ehrfurcht, ist es Mißtrauen, er hat nicht gewagt, die Tablette zu essen. Sie sieht vom vielen Begucktwerden schon ganz mitgenommen aus.

Unruhe und Aufbruch

Auf dem Rückweg nach Droschor kommt uns ein Mann in einiger Aufregung entgegen: ich müsse eilends nach Haus kommen, ein Bote aus Tanimas sei da. Er habe einen Brief für mich durch eine Spalte in der Tür in mein Zelt geworfen und versehentlich einen anderen, nicht für mich bestimmten, dazu. Nun sei er in großer Verlegenheit, da er alsbald weiterreisen wolle.

Als wir bei meiner Wohnung ankommen, erhebt sich eine Gestalt und tritt mir ehrerbietig entgegen.

„Du, Mingbaschi?“ rufe ich erstaunt aus. „Sagtest du nicht heute morgen, du habest in den nächsten Tagen auf dem Felde zu tun?“

„So hatte ich vor“, erwidert der andere feierlich. „Aber als du weg warst, sagte ich mir, daß ich die Verantwortung für dein Gut hätte. Wenn etwas weggekommen wäre, man hätte es sicher von mir verlangt. In solch einem Fall ist es das richtige, seinen Dienst nicht erst vorher anzukündigen, sondern ihn hinterher von selbst zu tun. Ich sandte dir auch den Boten nach, und nun will ich erst den Mann aus Tanimas holen, den ich weggeschickt habe, damit er sich ein wenig ausruhen könne.“ Spricht's und entschreitet gravitatisch.

Sie ist ein bißchen pathetisch, die alte dörfliche Erzellenz. Einen glatten Satz vermag sie nicht zu

sprechen, den einfachsten Gedanken verbrämt ein Pathos, das wenig in diese Landschaft paßt. Ein Wunder, daß ihre Rede nicht wie sonst meistens damit begonnen hat, sie habe früher ein hohes Amt bekleidet und man müsse dem Höhergestellten stets die Wahrheit sagen und dürfe ihn nicht belügen. Um klingenden Lohn hat der Greis hier wohl kaum gegessen, wir würden im Gegenteil vielleicht sagen, aus einem subalternen Geltungsbedürfnis heraus. Aber abgeneigt ist der ehemalige Würdenträger der blinkenden Münze nicht. Wenn er bei sich Brot für mich backen läßt oder mir ein Ehrengeschenk von ein paar Früchten macht, so kann er sogar ein wenig gekränkt sein, wenn die Bezahlung nicht gleich auf dem Fuße folgt.

Der Mingbaschi kommt mit dem Boten zurück, und es stellt sich heraus, daß dieser vom Alten mit einem Brief an die Regierung von Chorog geschickt worden ist. Ich schließe das Zelt auf und gebe dem Mann, der über die Verwechslung ganz verstimmt ist, den Brief zurück. Kann ich mir eine günstigere Gelegenheit wünschen, lang gehegte Pläne zu verwirklichen? Hier gibt es soviel zu tun, die Zeit ist nur noch kurz, bis der Herbst plötzlich kommt und wir das Gebirge verlassen müssen. So werde ich nicht mehr weit in die Umgegend reisen können. Daher bitte ich die Regierung in Chorog meinerseits in einem Schreiben, mir die vom Präsidenten verheißene Hilfe zu gewähren

und einige Sprecher der benachbarten Dialekte herzuschicken.

Ich selbst erhalte die Nachricht aus dem Hauptlager, daß eine Woche später mein Gepäck eintreffen werde und mit diesem der Doktor Redsummit — so wollen wir ihn zu Ehren des prachtvollen deutschen Allgäuer Red-Summitbrandkäses nennen, den er der Expedition hat stiften lassen. Der „Duchtur“ (Doktor), wie die Einheimischen sagen, soll nach Tasgulam hinübergehen und von der Westseite her den Übergang nach Tanimas suchen. Da die Pferde — heißt es weiter in dem Briefe des Alten — nicht bis Droschor gehen könnten, der Doktor aber die Landessprache nicht verstehe, solle ich ihm entgegenziehen. Träger müsse ich anwerben; wann die Karawane eintreffen werde, könne nicht genau bestimmt werden.

Das alles bedeutet, kurz gesagt, Alarm. Die Arbeit wird verdoppelt, endlose Verhandlungen über eine Trägerkolonne beginnen. Die Leute wollen nicht mitkommen. Es ist Ernte.

„Du mußt die Träger von einem Dorf zum andern mieten“, heißt es. „Das ist so unsere Art. Dort oben findest du Träger genug.“

Wer sagt mir aber, daß sich die Leute dort oben nicht auch mit der Ernte entschuldigen? Es ist sogar wahrscheinlich nach den Erfahrungen der Herreise.

Und dann das Schlimmere: Die zurückgebliebenen Koffer, die noch so gepackt sind, wie sie für Pferde-

transport bestimmt waren, sind geradezu von enormem Gewicht, dazu teilweise äußerst unhandlich im Format. Ich werde sie umpacken müssen, denn es erscheint ausgeschlossen, daß sie jemand auf dem Rücken befördert. Und auch dann noch — werden die empfindlichen Apparate über die gefährliche Steilstelle unverfehrt hinübergelangen?

„Wie sollen wir überhaupt die Steinernen Brücke passieren?“ frage ich Dina besorgt.

Er weidet sich eine Weile an meiner Hilflosigkeit und sagt dann wie beiläufig:

„Schließlich könnte man ja auch den längeren Weg nehmen.“

„Den längeren Weg, Dina?“ erwidere ich halb in Gedanken, ohne recht den Sinn seiner Worte zu erfassen.

„Ja, es gibt doch oberhalb der Steinernen Brücke einen Umweg. Dort ist es ganz eben. Über den Fluß führt eine Brücke der Tadschiken.“

Ich bin sprachlos. Sind diese Teufelskerle denn verrückt geworden? Deswegen stehe ich für Lasten und Träger Ängste aus, damit diese Gemütsmenschen nicht einen Umweg von einer oder zwei Stunden zu machen brauchen! Und da sitzt neben mir der alte Schlaufkopf und tut so, als wenn er von alledem in mir nichts ahnt, sagt nicht einmal: Sie haben dich belogen, Bruder, und es tut mir leid, daß sie dich ganz unnötig geängstigt haben! Und du, Dina, König der

Füchse, hättest du es besser gemacht? Wärest du nicht vornan gewesen, die Karawane den schwierigen, aber kürzeren Weg hinabzulocken?

Ja, brave Seele, und du wärest auch der erste gewesen, der mich mit eisern festem Freundesgriff gepackt und sonder Fährnis hinübergeleitet hätte! Ganz ruhig klingt meine Stimme, als ich nach einer Weile antworte:

„Na, Dina, dann könnten wir ja schließlich auch den längeren Weg gehen — wenn es nötig würde.“

Der Tag der Abreise rückt näher. Leute aus Droschor, die aus dem Hauptlager heimkehren — „privat“ kommen sie schneller vorwärts als in bezahltem Auftrag —, haben keine Karawane gesehen, die an dem bezeichneten Tage aufgebrochen oder zusammengestellt worden wäre.

Am Tage vor meinem geplanten Aufbruch gibt es einen Wettersturz. Kälte und Regen setzen ein. Ich will die Arbeit so weit wie irgend möglich fördern, schreibe den Tag über wie immer im Zelt und fühle des Nachts, daß ich mich stark erkältet habe.

Gleichwohl — meine Reise duldet keinen Aufschub. Mit vielen Bitten stelle ich eine kleine Trägerkarawane auf die Beine. Im nächsten Dorf hoffe ich sie zu vergrößern.

Wohin aber in der Zwischenzeit mit meinem Gepäck? Die Freunde wissen Rat. „Stell's in den Neben-

raum der Moschee!“ Ich bin betroffen. Zwar habe ich nie jemand in der Moschee gesehen, obgleich gesagt wird, einige Weißbärte beteten dort bei gewissen Gelegenheiten. Daß ich aber das heilige Gebäude zum Magazin entweihen dürfe — ich habe es zwar immer sehnsüchtig beäugt —, das wagte ich nie zu hoffen. Immerhin legt man beim Einräumen Wert darauf, daß ich den Hauptraum nicht betrete.

Endlich ist alles geordnet, es geht los. Für mich hat man einen Esel zum Reiten aufgetrieben. Dina und der Mingbaschi sitzen zusammen auf einem andern. Großmütig verzichten sie darauf, daß ich ihn auch noch bezahle. Dafür biegt mein Eseltreiber oberhalb von Tapschorf ab, ich muß einen anderen Esel nehmen und doppelt bezahlen. Alte, vertraute Scherze jetzt! Aber wer kommt bei jedem Schritt darauf, was sich diese einfältigen Schlaufköpfe wieder dabei gedacht haben könnten!

In Tashkurgan bekommen wir überhaupt keine Leute. Dort ist gerade jemand gestorben. Von ferne sehen wir Frauen Tamburin schlagen und Tänze aufzuführen. Einigermassen ratlos lasse ich rasten.

„Die Männer machen eben erst das Grab“, erklären meine Leute feierlich.

„Und wo bleibt der Tote solange?“ frage ich Abdulnasar.

„Der Tote liegt bei uns in der Zeit auf der hinteren Terrasse des Hauses, da, wo im Winter das

Bieh sich aufhält. Die Frauen singen und tanzen derweil.“

„Sag, was für Lieder singen sie?“

Abdulnasar beginnt sie aufzuzählen, und Dina und einige andere meiner Leute ergänzen sie. Die Gesänge sind sämtlich persisch. Sie werden teils von den Männern, teils von den Frauen gesungen, auch während der Tote aus dem Hause getragen wird und unterwegs zum Grabe. Etwa zwei bis vier Personen singen und tanzen jeweils, ebensoviele spielen. Das Instrument der Frauen ist das Tamburin, das sie, wie auch sonst, freischwebend schlagen. Die Männer halten das Tamburin stets im Hocken vor die Knie, dann klingt es dumpf. Zur Begleitung verwenden die Männer außerdem das Rebab, die Laute, Toten- oder Liebesklage spielt man auch ohne Gesang und Begleitung auf der Flöte.

In einheimischer Sprache sind nur Klagerufe der Frauen üblich, die nicht gesungen, sondern gesprochen werden, während einige Freundinnen Tamburin dazu schlagen. Beim Tod eines Knaben oder Mädchens ruft die Mutter:

„Pascha bala! Haleli bala!“, was mir gedeutet wird als „Mein Herz brennt, mein Kind! Weh, mein Kind!“

„Weh, o Bruder!“ ruft die Schwester beim Tod des Bruders. „Ohne Herrn bin ich zurückgeblieben.“

Oder die Frau ruft aus: „Wo soll ich deinetwegen

mein Gesicht schwarz machen! Asche habe ich in meinen Mund gestreut! Auf weitem Feld blieb ich allein zurück.“

„Bis der Mensch begraben ist“, belehren mich meine Leute, „verläßt niemand aus dem Dorf sein Rischsak, noch beginnt er sonst eine Arbeit. Das ist so unsre Art.“

„Und wann wird er begraben?“ frage ich mutlos.

„Bis zum Mittag des nächsten Tages muß er beerdigt sein.“

Das ist ja nicht lange. Aber heute — heute ist eben nichts zu machen.

Nach einigem Hin und Her erreichen wir an dem Orte des Trauerns, daß man uns wenigstens verspricht, auf die Kunde von der Ankunft der Karawane Esel bis zur Steinernen Brücke zu schicken, damit wir nicht noch einmal dem blinden Zufall ausgeliefert sind wie damals.

Unterwegs beginnt der Mingbaschi, offenbar in Gedanken versunken, ein mysteriöses Gedicht aufzusagen. Als ich nachfrage, gibt es erst Schubsen und Verlegenheit. Die Sache scheint etwas deplaciert auf die andern zu wirken. Als ich in ihn dringe, sagt er sichtlich geniert:

„Ach, es war nur wegen eines schlechten Menschen.“ Und als wolle er den ungeziemenden Gedanken bannen, fährt er fort: „Der da gestorben ist, war aber ein guter Mensch.“

„Und was war mit dem Schlechten?“ frage ich gespannt.

„Zu den schlechten Menschen kommt Gůlkowaf.“

„Wer ist Gůlkowaf?“

„Das ist ein Geist. Von allen Dämonen und Geistern ist er der einzige, der heute noch lebt. Die andern leben nur in den Märgen. Wie der ungerechte Ischan den Leuten auf der Reise ihr Gut wegnimmt, so raubt Gůlkowaf dem, der im Leben Böses tat, sein Leichenhemd.“

Als wir an der Steinernen Brücke ankommen, schicken sich Dina und ein paar andere Leute ohne Zögern an, die Schlucht hinabzusteigen. Ich entscheide mich für den Umweg, erstens, weil mir, zumal in dem jetzigen Zustand, nicht nach Kletterpartien zumute ist, zweitens, weil ich die Beschaffenheit des weiteren Weges erkunden will.

Der Umweg führt ein großes Stück den Wildbach entlang und überquert diesen dann auf einer schwankenden Brücke, wie sie die Eingeborenen mit großem Geschick herstellen. Über den Fluß werden mehrere Längsbalken, darauf Reifig und Steinplatten gelegt. Für einzelne Fußgänger mit leichten Lasten erscheint die Brücke ausreichend, wie aber sollen wir mit den schweren Koffern hinüberkommen?

Im nächsten Dorf keine Nachricht vom Doktor. Ich bin froh, so finde ich ein wenig Ruhe. Meine Kraft ist zu Ende, reisen kann ich morgen nicht. Von hier

an hat's keine Not. Die Karawane kennt den Weg. Es ist der Ort, an dem wir sie damals zurückschickten.

Am Morgen kommen weitere entlassene Träger aus dem Tanimaslager durch und verkünden, die Karawane sei im Anrücken und könne heute noch erwartet werden. Ich schicke einen Mann nach Taschkurgan zurück, der die Esel für den andern Morgen an die Steinerne Brücke beordern soll.

Stunden vergehen, von der Karawane kommt keine weitere Nachricht. Am Nachmittag erreicht mich ein Bote des Summitbrand aus dem nächsten Dorf oberhalb mit der Mitteilung, die Pferdekawane sei zurückgegangen und meine Anwesenheit samt einem Aufgebot von zwanzig Trägern dringend erforderlich.

Ein mir unverständlicher Alarm! Weshalb schickt man in drei Teufels Namen die Karawane weg? Hier ist doch prächtige Weide! Ich kann nicht gehen. Mit großer Mühe treibe ich Träger auf und schicke sie alsbald hinauf. Abdulnasar ernenne ich zu meinem Bevollmächtigten. Er verspricht, am nächsten Morgen in aller Frühe den Leuten zu folgen und in dem oberen Dorf weitere Träger zu mieten.

Vergebens zermartere ich mein müdes Hirn über den Sinn alles dessen. Der Abend bringt endlich Aufklärung.

Die Karawane hat Keds Summit samt allem Gepäck einfach sitzenlassen.

Das große Gepäck

Spät erwache ich am folgenden Tage. Unendlich matt fühle ich mich, aber es hilft nichts! Ich werde auf einem Esel bis zur Steinernen Brücke reiten, damit die dorthin bestellten Treiber mit ihren Tieren nicht weglaufen.

Mit Anstrengung und vielen Atempausen habe ich mein kleines Gepäck verstaut und den Kampf mit dem Bereiter des gestrigen Tees um sein Pul fast durchgefochten, da erscheint hoch zu Roß — Summitbrand.

Er ist außer sich vor Wut über die Karawanenleute. Diese haben ihm vier Tage lang nichts zu essen gegeben. Ich verstehe das nicht ganz, habe bisher nie einen Treiber um mein eigen Essen gebeten, bemitleide ihn dennoch nach Gebühr und versuche durch Tee seine Lebensgeister zu wecken. Derweil sieht er mit einigem Staunen, wie ich einen unverschämten Förderer herzlich in die Arme schließe und den angeblich ausstehenden Lohn in barem Humor auszahle.

Und da keuchen wirklich die braven Träger heran. Die Koffer, zu denen nur ich den Schlüssel habe, sind unversehrt. Bei den schwersten haben zwei Mann sich im Tragen abgewechselt. Immerhin — auf diesen Wegen — eine ungeheure Leistung. Zum Schluß kommt Abdulnasar mit meinem Reitpferd, das aus Tanimas mitgeschickt worden ist.

Eilig packe ich um, was zu verändern ist. Manches muß belassen werden, damit nicht sorgfältig verpackte Geräte locker werden und aneinanderschlagen. Und dann —

„Daß sich keiner untersteht, mit den schweren Stücken die Engschlucht zu passieren!“

Wir brechen auf, und ich wiederhole den Befehl, als wir an der Schlucht ankommen. „Wir können die Verantwortung nicht auf uns nehmen, wenn einem von euch etwas zustößt — und dazu noch ohne Not!“ füge ich hinzu.

Auf der andern Seite des Wildbachs warten die Leute vom nächsten Dorf mit den Eseln. Ein wüstes Schreien hinüber und herüber beginnt. Möglich lassen sich wie auf Kommando unsere sämtlichen Leute auf dieser Seite nieder und beginnen sich der Lasten zu entledigen.

„Die können die da drüben abholen“, lautet der Bescheid, als ich mich nach dem Sinn dieser Demonstration erkundige. „Wir sind nur bis zur Steinernen Brücke gemietet.“ Pause.

„Bringt die Lasten hier herüber“, tönt es plötzlich laut und vernehmlich vom andern Ufer. Schon wollen die Unsrigen mit wütendem Geschrei einfallen, als ich sie so energisch schweigen heiße, daß niemand widerspricht.

„Wir können doch mit den Eseln nicht durch die Schlucht“, brüllt der Sprecher von vorhin. „Und wir

sind erst von hier an gemietet“, fallen zwei, drei ein. Wüstes Fortissimo der Chöre hier und dort.

Eine Weile geht das so hin und her. Ich stehe mit äußerster Ruhe dabei. Schließlich fällt das auf und erweckt bei den Unsrigen Mißtrauen.

„Entscheide du, Genosse“, wendet man sich schließlich an mich.

„Ich denke nicht daran“, sage ich freundlich, „Die Koffer kommen hinüber, oder wir zahlen kein Tenga, das steht fest. Wer sie hinüberbringt, das kümmert mich ganz wenig.“

Stille.

„Wenn ihr's aber gern wissen wollt“, fahre ich wie nebenbei fort, „so finde ich, die da drüben haben ganz recht, wenn sie sagen, daß sie mit ihren Eseln nicht durch die Schlucht kommen können.“

Verlegenheit. Einer steht umständlich auf und stapft die Schlucht hinunter. Nach und nach folgen die übrigen.

Die Schlucht — nein, die bietet keine Schrecken. Nur die Bezahlung, das ist eine wirkliche Diffikulte gewesen.

Wir lassen unsere Pferde zurück, um zunächst die Beförderung des Gepäcks zu überwachen. Es dunkelt bereits, als die Prozedur erledigt ist. Wenn alle Pakete so schonend behandelt würden —!

Was aber soll aus den Pferden werden? Die Steilstelle machen sie nicht. Die Brücke oberhalb trägt sie

nicht. Zum Durchschwemmen ist der Bach des Nachmittags zu reißend. Sollten wir sie nicht überhaupt ins Lager zurückschicken? Ob wir sie später werden gebrauchen können, wir wissen es nicht. Und bis dahin wird ihr Unterhalt Kosten und Mühe machen.

Nach langer Überlegung handeln wir nach dem Grundsatz: „Wer hat, hat“, und beauftragen einen zuverlässigen Mann, die Pferde zum nächsten Dorf oberhalb wieder mit zurückzunehmen, sie am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang durch den Wildbach zu schwemmen und rechtzeitig mit ihnen im nächsten Dorf einzutreffen, wo wir übernachten müssen.

Wie wir uns zum Abreiten anschicken, sind die Eseltreiber — natürlich — mit den leichten Lasten über alle Berge, und wir müssen den paar Fußgängern, die noch hier herumlungern, die schwersten Koffer aufbürden. Abdulnasar, der mir den ganzen Tag über treu geholfen hat, trabt zu Fuß neben meinem Gaul.

„Daß du den Leuten, die du gestern abend ausschicktest, einen halben Rubel mehr gabst, war übrigens wirklich nicht nötig“, wirft er hin. Der treuherzige Blick seiner schönen Augen spricht dazu halb Vorwurf, halb Bedauern.

„Sie sind doch aber länger als die andern in meinem Dienst gewesen“, sage ich gütig, obgleich ich im Innern finde, daß heute genug über Pul geredet sei.

Der andere wird lebhaft. „So?“ sagt er leidenschaftlich. Dann sieht er mich wieder an, fast scheint es, als wenn ein wenig Spott in seinen Augen liegt. „Sie sind oben ja später angekommen als ich!“

Ich halte mein Pferd an. Ein paar Träger kommen flink den Abhang heruntergesprungen. Jetzt gehen sie langsam und stöhnen ein wenig. Das macht sich besser.

„Hallo, du hier, halt, du auch, ihr alle. Ihr wart doch unter den Männern, die ich gestern abend zum Duchtur hinaufschickte. Warum seid ihr später oben angelangt als Abdulnasar, der erst heute früh aufbrach?“

„Ach, wir wurden von der Nacht überrascht und übernachteten, so wie sie waren, am Ufer des Gebirgsbachs, mitten auf dem Wege.“

„Höre, Abdulnasar, dann hättest du doch aber über sie fallen müssen“, sage ich unwirsch.

Abdulnasar zieht meinen Gaul ein wenig schneller am Zügel und sagt dann eindringlich:

„Die Männer, die du gestern abend mietetest, sind gestiefelt und gespornt vor dein Zelt gezogen und haben sich dann im Rischlaf schlafen gelegt. Ich aber, der gleich gesagt hat, er gehe erst am Morgen, war früher da als sie.“

„Dann verstehe ich aber nicht, weshalb du mir das nicht vor der Ablöhnung gesagt hast“, sage ich müde.

Abdulnasar schweigt. Er ist ganz zerknirschter Sünder.

Vielleicht denkt er auch: Traust du mir wirklich solch eine Dummheit zu?

Besser sein als die Kameraden und gar entgegen geldlichem Vorteil? Das wäre zuviel verlangt. Sie sind doch arm und wir in ihren Augen so märchenhaft reich, daß man wenigstens versuchen muß, so viel wie möglich herauszuschlagen. Aber besser scheinenn — das kostet nichts und schmeichelt.

Trotz unserer Gehilfen und anderen Ungemachs kommen wir am Tage darauf nach Droschor.

Als Karawanbaschi

Der Paß

Der Paß ist eben, niedrig, für Pferde gangbar, ausgezeichnet, wenn man weit weg ist oder erst in einigen Wochen hinüber will. Je näher der Tag der Abreise kommt, um so schwieriger wird er. Die Lasten müssen um die Hälfte leichter gemacht werden. Denn die Träger sterben oben bei vielem Gepäck, es sei denn, daß der Lohn nach Wunsch erhöht werde — dann sterben sie nicht.

Vom Bartangtal nach Tasgulam führen mehrere Pässe. Als ich zuerst nach Droschor kam, hat man mich ans Dorfende geführt und, über die Ebene im Osten hinweg auf den Eingang einer Schlucht weisend, gesagt: „Sieh, Bruder, dort läuft der Weg hinüber nach Tasgulam über den Chordschinpaß.“ „Bist du schon drüben gewesen?“ „Aber gewiß doch, mehrere Male!“ „Andere aus dem Dorf auch?“ „Ja, viele Männer aus Droschor.“ „Kann man Pferde hinübergeleiten? Muß man sie abgefattelt über Eis ziehen?“

„S bewahre, erst vor einigen Jahren ist jemand zu Pferde hinübergeritten und nicht abgestiegen.“

Der Alte schickt einen Boten aus dem Hauptlager, der einem Mitglied der Expedition westwärts nachjagen soll. Er berührt Droschor und bittet mich um Anweisung, da er sich mit dem Häuptling nicht habe verständigen können. Ich sage:

„Der Russe ist Bartang abwärts gegangen und dann nach Tasgulam hinübergewechselt. Er reiste schnell. Am Bartang würdest du ihn nicht mehr erreichen. Geh über den bequemen Paß hier oben, dann triffst du ihn sicher.“

Der Mann schweigt und empfiehlt sich, um nach einer Weile mit großem Aufgebot an Genossen zurückzukehren.

„Bruder“, sagt der Beherzteste, „daß war doch wohl nicht dein Ernst, daß der Mann ganz allein den furchtbaren Paß begehen soll. Er würde ganz gewiß den Weg verlieren und sterben.“

„Dann soll einer von denen, die ihn kennen, mitlaufen, der Russe wird sie beide gut entlohnen“, sage ich gleichmütig.

„Wen meinst du, Bruder?“ tönt es aus einem halben Duzend überzeugter Männerherzen. „Von denen, die hier sitzen, kennt keiner den Paß.“

„Und wo sind die vielen Helden, die ihn so genau kennen wollten, als ich früher danach fragte? Kannten

sie nicht den Namen der Dörfer auf der anderen Seite, hatte nicht einer jahrelang dort gelebt?"

Befremdung. Schweigen. „Wir wissen nicht, wen du meinst“, stottern die Edlen ganz beflommen.

Schließlich stellt sich heraus, das könne wohl der oder der gesagt haben. Einer sei vor Jahren drüben, aber in Wantsch, dem nächsten nördlichen Paralleltal, gewesen und habe dort gedient. Aber der brave Bote winkt um so energischer ab: er gehe auf keinen Fall hinüber, auch für Geld nicht. —

Endlich jetzt, wo es so weit ist, daß wir selber den Übergang über den Chordschin ins Auge fassen, empfiehlt man uns mit allen Mitteln der Überredungskunst einen weiter unterhalb gelegenen Paß. Aber wir erraten, dort wird es uns nicht anders ergehen.

Um nicht zuviel Zeit zu verlieren, beschließen wir, das hier nicht mehr nötig gebrauchte Gepäck von Trägern hinüberschaffen zu lassen und dadurch die Gangbarkeit des Weges zu erkunden.

Die Angst vor dem Paß wäre vielleicht durch ausreichend Pul zerstreut worden. Aber die Leute erklären, es sei ihnen ein unangenehmer Gedanke, die Verantwortung für das Gepäck allein zu tragen. „Wer wird uns glauben, wenn etwas daran passiert, daß es nicht unsere Schuld ist“, sagen sie, und ich muß ihnen im stillen recht geben.

Da werden wir an einem schönen Vormittag aller

dieser Sorgen, die uns lange genug in Schach gehalten haben, enthoben. Der Begleiter jenes Russen, dem der Bote nachgesandt werden soll, kehrt zu Fuß über den besagten Paß zurück. Er sieht ein wenig mitgenommen aus, fühlt sich aber nach seinen eigenen Worten ganz wohl, beschreibt uns aufs genaueste den Weg, und was das wichtigste ist: er bringt oder vielmehr wird gebracht von zwei jasgulamischen Führern.

Was will man mehr — sichere Kunde, einheimische Führer und für mich zwei Gewährsmänner einer Sprache, aus der noch kein zusammenhängender Satz bekannt ist! Da mir so dicht bevorsteht, ihr Heimatland mit eigenen Augen zu sehen, würde das letztere mich am wenigsten erregen, wenn, ja wenn wir Geld in unbeschränkter Menge hätten. Mit dem schweren Beutel blanker Halbrubelstücke bin ich sparsam umgegangen, obgleich sein Inhalt nur für sechs Wochen bestimmt war, während derer ich zudem ausreichend vom Lager aus verpflegt worden bin. Mit dem großen Gepäck habe ich nun die Nachricht erhalten, daß ich nach Abschluß meiner Arbeit mich nicht wieder mit der Hauptexpedition vereinigen solle, da sie wieder über den Pamir zurückgehe, auf dem ich nichts zu suchen habe, sondern mit dem Duchtur die für mich hochwichtigen westlichen Täler bereisen könne. Aber soviel ich auch zwischen allem Gepäck gesucht habe — Geld dazu hat nicht dabei gelegen, und so soll ich bis zum Ende der Expedition auskommen?

„Beruhigen Sie sich“, sagt der Duchtur, „im Lager ist augenblicklich auch Ebbe. Von dort her haben Sie einstweilen nichts zu erwarten.“

Der eine der beiden Jaszgulamis, der ältere, ist ein zerlumpter Kerl, dem man gleich anmerkt, daß er nicht viel taugt. Er wisse nichts, erklärt er auf die Frage nach irgendwelchen Sprachstoffen, er wisse gar nichts.

Braun, schmal, knochig der andere, ein junger Mensch mit hellem Kopf und ungewöhnlich markanten Zügen. Um nicht zuviel belagert zu werden, nötige ich ihn in unsern Gepäckraum — wahrlich, wozu dieser noch gut sein werde, haben die Droschorer Freunde nicht bedacht. Da sitzt er auf einer Kiste, Wesir ist sein Name. Mit Schuhflicken hat er sich heut entschuldigen wollen; aber ich habe ihn betört. Nun flickt er die Schuhe in der Moschee und wirft zwischendurch mit seiner etwas belegten Stimme lebhaftere, improvisierte Szenen hin, die er mit guten persischen Kenntnissen verdolmetscht. Daß Dina oder der Mingbaschi oder sonst einer der Nächsten hin und wieder eintreten und eine Weile mit offenem Mund und kopfschüttelnd dabeisitzen, kann ich nicht verhindern. Es schadet auch nicht einmal. So höre ich mit eignen Ohren, wie hier die Angehörigen zweier benachbarter „Dialekte“ — die sprachwissenschaftlich recht eng miteinander verwandt sind — kein Wort von des andern Sprache verstehen und sich zur Verständigung der Literatursprache, des Persischen, bedienen müssen.

Bald haben wir ein paar schöne Texte zusammen, von der Feldbestellung, vom Leben auf der Alm, vom Werben um eine Frau — nur mit Liedern versagt Wesir fast völlig —, und nun heißt es schnell die Maschine aufgebaut, um die nicht so bald wiederkehrende Gelegenheit der Aufnahme zu nutzen.

Wie hat das ganze Nischlak diesen Augenblick herbeigesehnt! Neugierig hat man mich gefragt, was denn in den fürchterlich schweren Koffern stecke, und hat nach und nach Wunderdinge erlebt: herrliche getrocknete Birnen und Pflaumen und noch manch andere Schleckerei — Brot, das vor Monaten gebacken sein soll und frisch und knusprig ist — Milch, die nicht säuerte, sondern dickflüssig und süß aus einer Büchse fließt — freilich, daß sie von einer lebendigen Kuh oder Ziege stammen soll, erscheint denn doch zu verwunderlich! — und dann die Maschine, mit der man mehrere Briefe auf einmal schreiben kann! Voller Andacht hockt die Menge vor dem Zelt, wenn ihr Geflapper ertönt. Nur der Schreiber hat einmal flüchtig mich bei der Arbeit gesehen und dann gleich grimmig den Rücken gewandt, das sei Satanswerk, hierher komme er nicht wieder.

Was aber in den größten Koffern verborgen sei, hat man sich überhaupt nicht erklären können. Schließlich haben sie es, von Neugierde gepeinigt, doch aus mir herausgefragt. Und nun hallt es mir entgegen, wo ich gehe und stehe: „Und wann, und wann baußt

du endlich die Maschine auf, die alle unsre Lieder frisst?"

Auf dem Moscheeplatz liegt ein gewaltiger Steinblock, er hat eine ziemlich glatte Oberfläche mit ein paar kleinen Vertiefungen darauf, bisweilen hocken zwei Kinder oder auch Erwachsene davor und spielen mit Aprikosenkernchen, was wir Brettspiele nennen würden. Diesen Stein habe ich schon ein paarmal bezäugt, ich könnte ihn als Antrieb wunderschön gebrauchen. Aber wer schafft das Ungetüm in unsern Raum, der am andern Ende des Platzes liegt? So lasse ich ein paar Feldsteine holen und leihe derbe Stricke dazu. Das Gewicht ist zu gering, und ich beginne schon mutlos zu werden. Aber ich habe wohl nur nicht die richtigen Leute gefragt. So ein paar Richtige kommen gerade des Weges, als ich noch an der Apparatur herumbastele, und als sie hören, welche Kleinigkeit mich behindert, packen sie zu und wälzen, nein, sie tragen ihn — ein paar von diesen schwächlichen, halb verhungerten Kerlchen — zu mir herein.

Endlich ist alles gerichtet. Im Moscheeraum hat ein Mann durch Drehen einer Kurbel des Uhrwerks dafür zu sorgen, daß der Stein nicht auf die Erde stößt, damit eine Unterbrechung der Aufnahme vermieden wird. Das Mikrophon wird außen am Türrahmen aufgehängt und bei geschlossener Tür besprochen, damit das Geräusch des Uhrwerks nicht mit aufgenommen wird. In dem Seitenfenster, das dieser

Raum hat, hängen so viele von den Dorfbewohnern, wie einander mit Puffen und Autorität Platz machen. Durch frühere Erfahrungen vorsichtig geworden, lasse ich niemand wissen, daß die Aufnahme gleich abgehört werden kann, sondern gebe nach irgendwelchen, für alle zauberhaften Manipulationen das Zeichen, anzufangen. Nicht immer findet sich der Sprecher oder Sänger vor der schwarzen Dose sogleich zu recht, und ich muß aufpassen, daß in der Erregung nicht alles vergessen wird, was vorher diktiert wurde.

Außerdem werden Wachswalzen besprochen, und hier läßt es sich nicht vermeiden, daß sie ausprobiert werden müssen. Mit Blitzesgeschwindigkeit haben es die vordersten Lauscher an die ständig wachsende Zahl der Neugierigen weitergegeben; mit einem Schlage wandelt sich das lärmende Getöse, das mich oft genug gestört hat, in ein großes Schweigen und Staunen. Ich fühle es in dem sorgfältig verschlossenen Raum, wie gleichsam das ganze Dorf aufhorcht und angestrengt versucht, ein Fetzen von dem Unerhörten zu haschen. So allgemein ist die Ergriffenheit, daß Dina viele Tage später mit einer Inbrunst, die ich an ihm nicht gewöhnt, einmal zu mir sagt, sie alle hätten nur einen Wunsch, nur ein einziges Mal möge noch einmal die Stimme eines ihrer Brüder ertönen. Das sei eine Freundesbitte, die ich ihnen nicht abschlagen könne.

Alle diese Sensationen vermögen unsere jasgulami-

schen Fremden, von deren Anwesenheit jede Stunde kostbar ist, nicht zum Bleiben zu bewegen. Die Ernte! Der mächtige Magnet zieht drüben wie hier von allem Pul, von Temascha und Seltenwollen weg, zurück in die Heimat. Aber Lasten tragen wollen die Edlen auch nicht, die Führer fühlen sich moralisch und geldlich als Diktatoren und versuchen uns unerquickliche Auftritte zu machen. Aber wohin sollen wir auf diese Weise kommen! Spazieren die Fremdlinge als großmächtige Herren mit, so wird auch von unsern Leuten einer nach dem andern ankommen und nicht mehr als eine leere Teefanne über den Paß tragen können. Nach zwei Tagen verschwinden die beiden ohne Gruß. Das hängt nun wohl gewiß nicht mit Pul zusammen, denn da beide gesehen haben, daß wir fest bleiben, wäre eine unbequeme Last immer noch angenehmer als ein unbezahlter Paß. Ich schiebe sogleich den für beide Teile gleich ungünstigen Ausgang auf den Einfluß des üblen Patrons und soll später noch erfahren, daß ich mich nicht getäuscht habe.

Mittlerweile haben wir genügend Leute zusammen, auch angeblich Wegkundige sind dabei. Nun können die Gasgulamis wenigstens nicht unsere Leute und die Preise verderben — zu dem letzteren bedürfen allerdings die Droschorer kaum fremder Hilfe. Am Tage des geplanten Abmarsches fordern sie einen leeren Mann für das Pferd und einen weiteren zum Abwechseln, und mit dem ausgemachten Lohn sind sie

auch nicht zufrieden. Wenn auch sicher ist, daß sie am nächsten Tag doch zu vernünftigen Bedingungen gehen werden, so ist doch der Tag fast vertan, und wir haben jetzt wirklich keine Zeit mehr zu verlieren.

Am Tage darauf verläßt endlich die Karawane des Duchtur Droschor. Ein Treffen im obersten Tasgulantal wird verabredet. Ich habe noch meine Arbeit in Droschor abzuschließen und eine wichtige Exkursion vorzunehmen. Am folgenden Tage breche ich daher ebenfalls auf. Ich plane eine Untersuchung der flußabwärts gelegenen Dörfer als Stützpunkt für die Aufnahme der Dialekte des oberen Bartang.

„Zum Bartang geht nicht!“

Als Träger für meine kleine Unternehmung hat sich ein junger Bursche gefunden, der erst in den letzten Tagen in Erscheinung getreten ist. Er hat sich bei der Aufnahme als ein besonders sicherer Gewährsmann erwiesen, der auch wundervoll Flöte spielt. Der junge Mensch hat alsbald eine kindlich starke Neigung zu mir gefaßt, die er freimütig bekennt.

Barut, so heißt der Junge, hat inständig gebeten, meine Sachen auf dem kleinen Ausflug tragen zu dürfen. Das hindert aber nicht, daß er am Reisetag nicht zur Stelle ist. Sein Vater tritt auf und erklärt, der Junge habe auf dem Feld zu tun, er wolle die

Sachen tragen. Nun habe ich mir als väterlichen Begleiter ohne Lasten schon Dina verschrieben, mit dem die Tour seit langem verabredet ist. Abdulnasar weiß noch nicht recht, ob er mitgehen werde. Er hat einmal wegen der Bezahlung angefragt. Ich habe gesagt, ich würde gern für alle Tschoi und Zucker geben, könne aber nicht eine unbeschränkte Anzahl von Trägern ohne Lasten ehrenhalber entlohnen. Immerhin ist Abdulnasars Beteiligung wahrscheinlich, und ich würde so mit drei erwachsenen Leuten ausziehen, um mir Zelt und Schlaffack tragen zu lassen. Baruts Vater wird also abgelehnt, und schon ist mein Barut zur Stelle und trägt doch seine leichte Last.

Man erklärt, wir brauchten erst am späteren Vormittag wegzugehen, denn wir kämen nur bis zur Alm oberhalb des nächsten Dorfes. Von da an würden wir am nächsten Tag Tshedut und auch Basid „rechtzeitig“, also etwa um Mittag, erreichen. Das ist so die Rechnung der Leute. Man begreift nie, weshalb man den Weg statt an zwei halben nicht auch an einem ganzen Tag machen könne. Ich bin aber schließlich damit einverstanden, weil ich die Erfahrung gemacht habe, daß nach einem anstrengenden Tagesmarsch aus der Arbeit doch nichts mehr wird.

Unterwegs sind die drei ganz aufgekräft, führen alle möglichen Lieder und kleine Tänze vor, so daß ich sehr glücklich über diese wohlgelungene Reise bin.

Von der Ebene von Droschor steigt man steil hin-

unter in ein Seitental mit „rotem Wasser“. Dies überquert man auf einer der kunstvollen Hängebrücken und windet sich nun auf mehr oder weniger schroffem Hang dicht am reißenden Bartang hin. Das Gelände ist außerordentlich unangenehm: nicht die berühmten Dwringe, d. h. Hängestege, sondern das leicht nachgebende Geröll, auf dem man sofort abrutscht, wenn man den schlecht sichtbaren Weg auch nur etwas verliert. Die Dwringe sind Meisterbauten: Brücken aus Holzgeflecht, von dickeren Ästen gestützt, die über Felspalten gelegt werden. Sie sind kleiner oder größer und je nach dem Gelände gefährlicher oder harmlos. Wo nur ein Fußbreit Vorsprung des Felsens bleibt, ist er von den Tadschiken für den Weg ausgenutzt.

Mit dem Gesicht zur Steilwand klettere ich von einem Felsabsatz zum andern. Und solche Wege legen diese Menschen mit schweren Lasten auf dem Buckel zurück!

„Zum Bartang geh nicht! Denn der Weg am Bartang ist eng“, warnt ein volkstümliches Gedicht der Tadschiken.

Am Eingang einer grandiosen Felschlucht machen wir Rast. Es ist eine Alm des nächsten Dorfes flußabwärts. Ein Chalifa ist der einzige Bewohner des Fleckchens Erde. Ob der Schreiber nicht mitgekommen sei, fragt er teilnehmend.

„Nein, Gott sei dank nicht!“ erwidere ich.

Der würdige Alte verzieht das Gesicht etwas säuerlich. Später erfahre ich, daß er des Schreibers Bruder sei.

Der fromme Mann prophezeit für die Nacht eine tüchtige Mückenplage. Sorgfältig wähle ich daher den Lagerplatz. Die Gefährten richten sich etwas weiter oberhalb davon ein, wo eine Feuerstelle angelegt ist. Bei Tee und etwas Suppe komme ich bald mit dem Chalifa in trauliches Gespräch.

„Noch kurze Zeit, und ich muß Abschied von euch nehmen“, sage ich traurig. „Und noch immer habe ich nicht erhalten, wonach mein Herz seit langem trachtet, Tag und Nacht.“

Alle horchen auf. Nur Dina lächelt verschmizt, als ahne er die Attacke, zu der ich heute entschlossen bin.

„Alle eure Lieder und Gebräuche“, fahre ich fort, „habe ich gesammelt und in meine Bücher geschrieben. Nur einen Spruch gegen Zahnschmerzen —“

Der Chalifa rückt etwas unruhig hin und her. Abdulnasar und das „Kind“ erheben sich und gehen fort. Nur Dina harret aus und ergreift meine Partei:

„Komm, Chalifa, trink ein Glas Tschoi mit Zucker und sag den Spruch!“

Der Angeredete schweigt.

„Der oberste Chalifa hat ihn mir neulich, glaube ich, nur nicht verraten“, beginne ich noch einmal, „weil er sich vor meiner Konkurrenz fürchtete.“

Der Chalifa macht eine abwehrende Handbewegung, Dina murmelt so etwas wie „Der hat ja auch kein Hirn im Kopf“. Da ich die Stellungen wanken sehe, sage ich wie nebenbei:

„Unsere Heilmittel helfen ja manchmal auch ganz gut; so brauchen wir die euren zum Heilen nicht. Also, wenn's daran liegen sollte —“

Vielleicht hat es wirklich daran gelegen. Wider Erwarten hebt der Chalifa an, den Spruch zu rezitieren. Es ist ein persischer Vers, mit einer Anrufung Allahs am Schluß. Der fromme Herr versichert, er entstamme einem großen Buch, das nur derartige Sprüche enthalte.

„Und wie wird er angewandt?“ frage ich — meine Stimme zittert vor Jubel über diesen Erfolg, niemand merkt es.

Auf meine Frage vermag auch Dina zu antworten, der es viele Male in seinem Leben mit angesehen hat.

„Mit diesem Spruch bespricht der Chalifa ein Stückchen Watte, dann macht er „puff“ (d. h. er bläst es an), und der Bausch wird in den Zahn gesteckt. Nach einer Weile wird er wieder herausgenommen, und der Zahn ist gesund.“

U n g l ü c k s f a l l

Wir wollen zeitig schlafen gehen, um anderntags recht früh unsern Weg fortzusetzen. Doch alles soll anders kommen, als verabredet und berechnet ist. Spät am Abend erscheint ein Bote mit einem Brief des Duchtur: „Bin schwer verletzt. Kommen Sie so fort. Werde wohl sterben.“

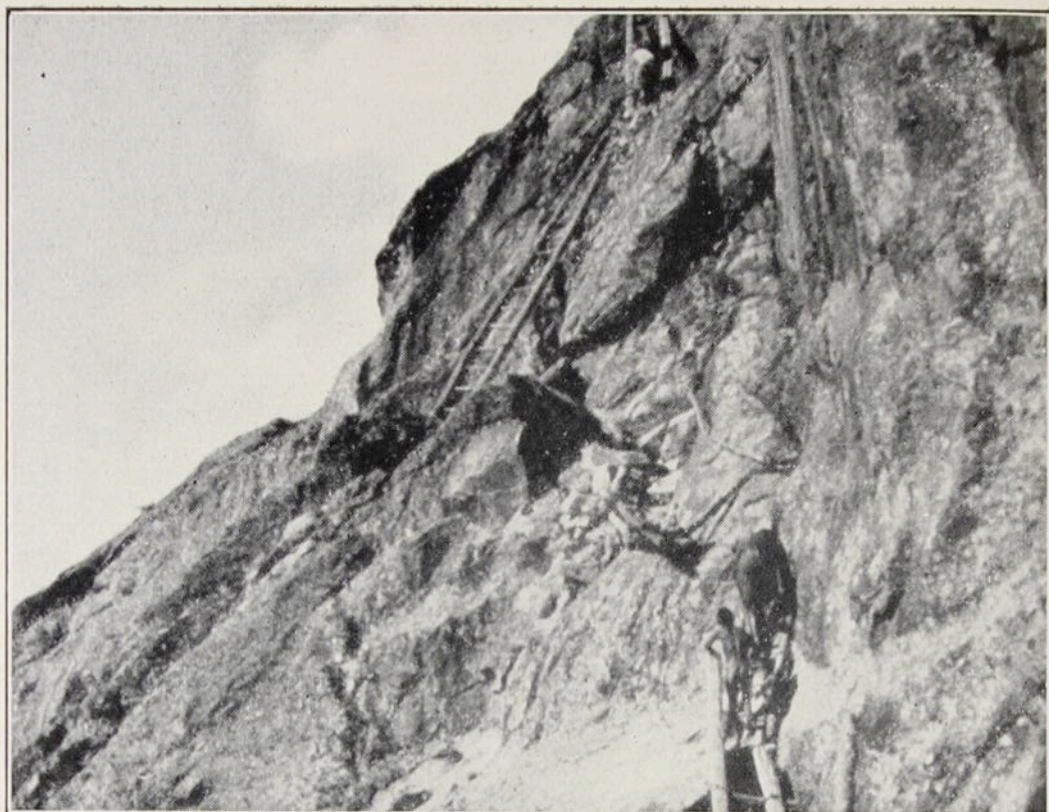
Ich will, ganz gleich, was das wieder für eine neue Alarmnachricht sei, auf der Stelle aufbrechen. Aber Abdulnasar weist auf die Hängebrücke hin, Dina meint, die sei nicht gefährlich, aber die Dwringe könne man nachts nur bei Vollmond passieren; jetzt reiche das Licht nicht aus, der Mond gehe schon unter. Ich sehe, daß mich keiner begleiten wird. Allein zu gehen, ist heller Wahnsinn, und nach der heutigen Bekanntschaft mit dem Gelände mögen die Leute wirklich nicht unrecht haben. Mir bleibt also nichts anderes übrig, als schlafen zu gehen und den Leuten einzuschärfen, mich bei Tagesgrauen zu wecken. Ich schlafe natürlich fast überhaupt nicht und muß schließlich die guten Wächter selbst aus dem Schlummer holen. Mir ist klar geworden, daß jetzt unbestimmt viel Zeit verlorengehen wird und daß ich meine Aufgabe, Bartang abwärts zu gehen, nicht werde erfüllen können, da wir schon Ende August haben und im September schon mit dem Verschneien der Pässe zu rechnen und damit der letzte Abreisetermin gekommen ist. Da



Pamir-Tadschik beim Aufblasen eines Ziegenbalges zum Flößen



Flöße aus aufgeblasenen Ziegenhäuten



Hängeleitern der Pamir-Tadschiken



Hängestege

kommt mir der rettende Gedanke, Dina, den Klugen, allein hinunterzuschicken. Ich schreibe ihm einige Dinge, die besonders wichtig zu erkunden sind, auf und beauftrage ihn, aus dem westlichsten Dorf, das er erreichen könne, einen Mann nach Droschor zu bringen.

Bei Tage sieht der Weg allerdings doch so aus, daß ich den Leuten recht gebe, wenn sie von einem Nachtmarsch abgeraten haben. Doch können wir bequemere Wege gehen als am Vortage, wo wir uns wegen des nachmittäglichen Wasserstandes immer hoch über dem Fluß halten müssen. Jetzt ist ein Pfad unmittelbar am Wasser entlang passierbar, der uns rasch und sicher zurückführt.

Von weitem schon hören wir jenseits der Schlucht mit dem roten Wasser Rufe. Man treibt uns von dort mit Winken und Schreien zur Eile. Als wir den beschwerlichen Hang hinaufgeklettert sind, steht ein Mann vor uns, der mein Pferd am Zügel führt. Auf meine erstaunte Frage erzählt er hastig so viel von dem Zusammenhang, wie er selber weiß. Viel ist es nicht.

Er hat zu der Karawane des Summitbrand gehört. Diese hat am ersten Marschtag in einem Nilak oberhalb von Droschor genächtigt. Am andern Morgen ist sie erst kurz unterwegs gewesen, dann ist der Duchtur vom Pferd gefallen und hat stark geblutet. Der Erzähler selber hat den Brief des Kranken ins Dorf ge-

bracht. Von dort aus hat der Vorsteher, der inzwischen wieder aus Tanimas zurückgekehrt ist, die Nachricht noch in derselben Stunde weitergesandt und hat heut morgen den Sprecher das Pferd hierherbringen lassen. Eine Hilfsexpedition ist bereits gestern abend hinaufgegangen, heut in aller Frühe ist der Vorsteher ihr mit weiteren Leuten gefolgt.

Das alles zeugt von vernünftigem Überlegen und gesunder Hilfsbereitschaft. Eilends reite ich ins Dorf, um mich mit dem Nötigsten für die Pflege zu versehen.

In Droschor neuer Zwischenfall! Ein Mann aus Taschkurgan ist am Morgen angekommen und hat den Anmarsch einer größeren Gruppe von Russen gemeldet.

Russen, Russen? In der Erregung klammere ich mich an das Wort, obgleich damit ja jeder Europäer gemeint sein kann. Immerhin — irgendwie werden die Ankömmlinge mit unserer Expedition zusammenhängen. In fliegender Hast setze ich ihnen in einem Schreiben den Vorfall auseinander, fordere dringend ärztliche Hilfe und sende ihnen den Brief alsbald entgegen.

Neue Nachrichten von dem Patienten sind nicht eingetroffen. Ist es ein gutes Zeichen? Ich beschliesse, Abdulnasar zur Bedienung mit hinaufzunehmen und von den Helfern dort oben einen zu behalten, der für Botendienste zur Verfügung stehe.

Noch vor Mittag kann ich abreiten.

Im ersten Nilak im Seitental des Bartang, das zum Paß hinaufführt, begegnen uns Leute, die von oben kommen, mit der Nachricht, dem Doktor gehe es besser. Sie haben aber einen Brief, der eher das Gegenteil besagt, doch kann ich nicht herausbringen, wann dieser geschrieben ist.

Der Weg zieht sich in diesem Seitental verteuftelt hin und ist auch recht schlecht. Zunächst reitet man im Flußbett über große Steine, dann geht's eine Anschwemmung hinauf, immer hart am Abhang, wieder auf großen Steinen, so daß man zeitweilig absitzen muß, um nicht Gefahr zu gehen, abzustürzen. „Nun noch ein Wasser, dann sind wir da“, sagt Abdulnasar. Wir kommen an einen reißenden, steilen Gebirgsbach, einen herrlichen Wasserfall. Die Abendsonne steht von oben darauf, das Wasser glänzt wie schäumendes Silber. Der Übergang ist nicht gefährlich, doch macht mein Pferd allerhand Sprünge und hat Lust, mich den Abhang auf der anderen Seite hinunterzubefördern.

Der Weg wird keineswegs besser, es geht weiter auf und ab, wir kommen an das Nilak „Warme Quelle“, wo ich einen Umweg mit dem Pferd machen muß, während mein Führer geradeswegs durch die Alm auf der Höhe weiterklettert. Dann muß ich wieder hinauf. Von dem Zelt des Duchtur ist nichts zu sehen. Vielleicht muß der Fluß überquert werden.

Schließlich sehe ich auf dem andern Ufer die Unglücksstute weiden. Ich will mich schon zum Übergang anschicken, da liegt in einer Vertiefung hart am Fluß das Zelt. Einige Leute hocken davor. „Schläft er?“ „Nein, er fragt alle Augenblicke nach dir!“

Vorsichtig kriechе ich in den Zelteingang. Da liegt der Ärmste mit ganz verquollenem Gesicht und flüstert matt:

„Es ist sehr schlimm. Gut, daß Sie da sind.“

Der Befund ist: doppelter Oberkiefer- und Nasenbeinbruch; die Ursache: Pferdehufschlag.

Noch am Abend erreicht uns ein Bote mit Nachricht von den anrückenden Russen. Es ist eine russische Gruppe unserer Expedition, die, vom Hauptlager kommend, Bartang abwärts zu ziehen beabsichtigt. Da sie keinen Arzt bei sich hat, hat man eine Vogelfeder an meinen Brief geheftet und ihn dem nächsten Vorsteher zur Beförderung ins Tanimaslager übergeben. So wird hierzulande die Gilpost gekennzeichnet, und jeder Vorsteher ist verpflichtet, sie bei Tag oder Nacht jeweils bis zum nächsten Dorf befördern zu lassen. Auch unser Bote hat Auftrag, noch in derselben Nacht nach Droschor zurückzukehren, um den inzwischen dort eingetroffenen russischen Kameraden unsre Wünsche mitzuteilen. Wie glücklich sind wir über diese tatkräftige Unterstützung! Denn ohne Pul fliegen auch die Briefe mit der Feder nicht, und unser Geldbeutel verträgt Sonderbeanspruchungen schlecht.

Deshalb ist es auch am folgenden Tag mein erstes, die stattliche Zahl von freiwilligen Helfern zu entlassen. Nur Abdulnasar und ein bescheidenes junges Kerlchen bleiben. Wie ein Stein fällt es mir vom Herzen, als die übrigen nach den üblichen Vorstellungen wegen des Lohnes schließlich befriedigt abziehen. Für sie hat die Angelegenheit eine höchst reale Seite, gewiß. Immerhin, sie waren zur Stelle, wo und wann man sie immer brauchte. Und das will, ist man drei Wochen von der nächsten Eisenbahnstation entfernt, einiges heißen.

Wir beginnen uns wohnlich einzurichten, soweit das hier möglich ist. Zum Glück liegt unser Zelt gerade an einem hellen Bächlein, das kurz unterhalb in den Fluß mündet, so daß wir nicht auf das schmutzige Wasser des Stroms angewiesen sind.

Unser Lager befindet sich ungefähr in der Mitte zwischen den beiden letzten Nilafs. Die Alm oberhalb wird von einigen Frauen bewirtschaftet. Dort schlafen die Leute des Nachts. Der Blick nach jener Seite hin ist ein grandioses Alpenrundbild. Über der Alm weitet sich das Tal zu einem gewaltigen Halbrund, das von eisgepanzerten Bergen gebildet wird. Ein riesiger Gletscher schiebt sich in mächtigem Bogen durch das Bild in Richtung auf die Alm zu. Hinter diesem Ring liegt im Osten der Tanimas, aber von hier aus, das sieht man, ist ein Übergang unmöglich. Der Weg nach Tasgulam biegt bei der Alm in spitzem

Winkel nach Südwesten um, so daß man in der Richtung auf Droschor sich zurückwendet, wenn man zum Chordschinpaß hinaufsteigt.

Eins ist klar: Allzulange können wir hier nicht bleiben, denn die Jahreszeit ist weit vorgerückt, irgendwie muß diese Situation ein Ende finden.

Bald läßt der Zustand des Patienten hoffen, daß es ein gutes Ende sein werde.

Wir schreiben in diesem Sinn an den Alten. Den Brief händigen wir unserm treuen jungen Helfer aus. Traurigen Herzens sehe ich ihn scheiden. Er hat mir den größeren Teil eines wundervollen Märchens diktiert, und ich ahne, daß er kaum zurückkehren wird. So ist das Stück ein Torso geblieben, freilich ein sehr wertvoller, denn es ist, wie ich bei näherer Prüfung gewahre, das Märchen vom „Tischlein deck dich, Esel streck dich, Knüppel aus dem Sack“.

Auch Abdulnasar, der bei dem Diktat mit geholfen hat, ist nicht mehr zu halten, und er benutzt die erste Gelegenheit, sich zu empfehlen. Diese soll nicht lange auf sich warten lassen.

Erbetene Gäste, die hier unerwünscht

In der Aufregung habe ich nicht mehr an Dina und seine Mission gedacht. Da erscheint dieser pünktlich und weist mit Stolz die gewünschten Dokumente vor.

Er war mit meinem Zettel stromabwärts gereist. Schon im ersten Dorf unterhalb von Droschor, in Tshedud, hat er die von mir gesuchte Lauterscheinung gefunden. Von einer unbeholfenen Hand sind hinter meine Fragen die Antworten geschrieben, mit der viel-sagenden Überschrift: Sebani Tshedud, „Die Sprache von Tshedud“. Darunter hat Dina von sich aus ein paar Sprachproben hinzufügen lassen. Es sind einige Strophen von Liedern, die ich, wie er weiß, besonders gern mag.

Das zweite Dokument ist ein Mann aus dem nächsten Dorf stromabwärts. Er habe ihn „mit Gewalt“ entführt, sagt er strahlend. Da er in Tshedud niemand habe finden können, der mit ihm gegangen wäre, ist er nach Basid gezogen und hat somit seinen Auftrag in der größten Genauigkeit Punkt für Punkt ausgeführt.

Bald nach Dina und dem Mann aus Basid erscheint — noch unerwarteter — eine weitgereiste kleine Karawane: es kommt der Bote des Alten, dem ich einen Brief an die Regierung in Chorog mitgegeben habe. Er bringt ein sehr liebenswürdiges Schreiben

des dortigen Vorstehers und zwei Leute mit, einen aus Wachan und einen aus Ischkaschm.

Der reitende Bote ist ein Mann, der sich nicht mit Kleinigkeiten aufhält. Er schleudert mir eine Rechnung für den Transport dieser beiden Leute ins Gesicht, daß mir Hören und Sehen vergeht. Er habe für die beiden neuen Gewährsleute Pferde gemietet und sie verpflegt, über eine Woche seien sie unterwegs gewesen, die Tiere ständen bei einem Gastfreund. Das letzte Stück habe man nicht mehr zu Pferd zurücklegen können, dafür habe er den Übergang über den Bartang mit dem Floß bezahlt.

Zum Schluß liquidiert er dafür, daß er den beiden den Weg gezeigt habe, eine gewisse Summe, ist aber immerhin so bescheiden, ein Quartier bei einem Verwandten von ihm in Abrechnung zu bringen, weil sie dort umsonst gewohnt hätten.

Die Sache ist insofern äußerst unproblematisch, als wir gar kein Geld haben, ungerechte oder auch gerechte Forderungen zu begleichen. Da aber der Häuptling, der ihn seinerzeit nach Chorog geschickt hat, sich nicht mit ihm verständigen kann, muß ich den Fall so weit klären, daß er nur die segensreiche Hand zu öffnen braucht.

Die nächste Schwierigkeit bleibt die Unterbringung und Verpflegung der beiden Gewährsleute, die mir unter normalen Umständen aufs höchste willkommen

wären und die ich bei dem phantastischen Preis ihrer Herbeförderung nicht ungenützt ziehen lassen darf.

Die beiden Kerle haben nicht mehr, als was sie auf dem Leib tragen. Der Wachi ist offensichtlich ein ganz armer Schlucker, hat ein etwas finsternes Aussehen, ist recht unintelligent und unsympathisch. Der andere dagegen ist ein fixes, ganz aufgewecktes Kerlchen.

Am ersten Morgen erscheinen beide recht kläglich und übelgelaunt. Sie haben nicht wie die Droschorer in dem oberen Nilak geschlafen, sondern sind hinab in die Alm „Warme Quelle“ gegangen. Dort haben sie sehr gefroren. Dem kann nicht abgeholfen werden. Man muß versuchen, die Leute durch gute Verpflegung und Entlohnung auf dem unwirtlichen Flecken zu halten. Sie unten im Dorf auf meine Rückkehr warten zu lassen, ist kostspielig und unsicher. Einerseits kann es passieren, daß sie, von plötzlichem Heimweh gepackt, das Weite suchen. Freilich ist dies die geringere Wahrscheinlichkeit, weil sie kaum ohne einen guten Wagen für die Rückreise gehen werden. Viel wahrscheinlicher ist, daß ich bis zum letzten Abreisetermin hier oben aufgehalten und unten hernach nur Zeit für die Abwicklung der nötigsten Geschäfte haben werde.

Beide Leute haben gemeinsam die Pferde zu versorgen und sich im Kochen und der Fürsorge für den Kranken abzuwechseln. Die nächsten Tage werden sehr heiß. So muß stundenlang einer von ihnen Wasser

über das Zelt des Summitbrand gießen, dem bei der an sich schon schweren Atmung der Aufenthalt im Zelt schier unerträglich wird.

Der Patient hat eine gewisse Unruhe, die aus seinem Zustand begreiflich wird. Eine unvorsichtige Bewegung beim Sprechen, Rauen, Umwenden kann die Wunden von neuem aufreißen und ihn verbluten lassen. Rauen ist ihm vielmehr gar nicht möglich. Wir haben dauernd flüssige Nahrung für ihn zu bereiten.

Unsere Küche ist eine Nische aus Felssteinen, die je nach dem Wind eine andere Öffnung erhalten muß und in ihrer Heizkraft nicht immer regulierbar ist. Da muß jemand rechtzeitig ausgeschildt werden, um Reisig und getrockneten Mist zu holen, und dann muß man aufpassen, daß das Seewasser im geschlossenen Topf bereitet wird, sonst schmeckt das warme Getränk allzusehr nach seiner Herkunft. Ist alles gerichtet, werde ich zu der Zeremonie des Einrührens gerufen, denn für den Kranken kann man das „Heilmittel“ nicht einfach in den Topf hineinwerfen, wie man es ungeachtet der besseren Ermahnungen auf und in der Schachtel am liebsten getan hätte. Für den Kranken ist auch äußerste Vorsicht in hygienischer Hinsicht geboten. So muß alles für ihn in eigenem Geschirr bereitet werden. Nach dem Essen werden Bestecke, Teller, Töpfe in den Bach gelegt und bis zur nächsten Mahlzeit durch Veriefeln desinfiziert.

Der Expeditionsleiter schickt fürsorglich Medikamente,

an denen wir selbst keinen Mangel haben und die uns im Augenblick nur neue Beförderungsprobleme aufgeben. Für mich gibt's auf eine diesbezügliche Bitte Riesenmengen Papier. Und endlich kommt das Wichtigste, Geld, und die Weisung, so lange auszuharren, bis er selbst neue Dispositionen erteile. Der Arzt sei im Augenblick unerreichbar und im übrigen durch eine Verletzung des Führers der Bergsteiger in Wantsch festgehalten. Er selbst wolle, sobald es ihm möglich sei abzukommen, mich ablösen. Wie gut, daß wir nicht mehr auf die ärztliche Hilfe angewiesen sind und daß er jetzt bereits unsern zweiten Brief mit der besseren Nachricht in Händen hat!

Inzwischen muß ich die kostbare Zeit und die nicht minder kostbaren Leute zur Arbeit ausnützen, so gut es gehen will. Der Wachi beherrscht das Persische nur unvollkommen und muß es sich oft von seinem Gefährten dolmetschen lassen, der ein wenig Wachi kann. Dieser selbst spricht fließend Persisch. Der Gegensatz der beiden spiegelt deutlich die kulturellen Verhältnisse in ihrer beider Heimat wieder.

Der Mann aus Wachan stammt aus dem oberen Teil des Landes, aus dem Dorfe Langar. Dort wird die neupersische Literatursprache nach seinen Angaben allgemein wenig verstanden, von den Frauen gar nicht; die erwachsenen Männer sprechen es mehr oder minder gebrochen. Neben dem Dialekt versteht man ein wenig die Sprache der benachbarten Kirgisen. Die

Verhältnisse dürften demnach dort ähnlich sein wie am oberen Bartang.

Ganz anders dagegen Ischkaschm. Das Pandschnie steht unter stärkstem kulturellen Einfluß des persisch sprechenden afghanischen Badachschan. Aus den Berichten anderer Forscher weiß ich bereits, daß dort manche Leute den lokalen Dialekt nicht nur nicht mehr sprechen können, sondern sogar von seiner Existenz nichts mehr wissen.

Die alte Sprache von Ischkaschm beherrscht mein Gewährsmann zwar, aber Texte sind nur schwer von ihm zu erhalten. Noch schlimmer steht es mit dem Wachi. Dieser stellt sich geradezu störrisch an und behauptet nach einigen kurzen, von ihm nur mangelhaft erläuterten Versen, nichts mehr zu wissen.

Ich bin der Verzweiflung nahe. Da wird der Ischkaschmi bei einem Märchennamen, den ich im Gespräch erwähne, aufmerksam und beginnt lebhaft wiederzugeben, was bei ihm zu Hause darüber erzählt werde.

Aber was ist es? Ein persisches Lied, dessen Zusammenhang zunächst völlig unverständlich bleibt. Kein Wunder! Wie sich später herausstellt, sind es die Schlußverse eines Märchens, die von den Hauptpersonen gesprochen werden, also die Kenntnis der ganzen Geschichte voraussetzen. Ich dringe in den Erzähler, den ganzen Zusammenhang genau zu berichten.

Der Mann hebt an — auf Persisch!

Ich frage, warum er nicht in seiner Sprache erzähle. Dieses Märchen sage man in seiner Heimat nicht anders, erklärt er. Ich lasse also die ganze Geschichte mit der erforderlichen Breite auf Persisch über mich ergehen. Der Gute ahnt nicht den Anschlag, den ich vorhabe, sonst würde er nicht so geduldig diktieren.

Zum Schluß sage ich: „Warum soll man diese schöne Geschichte nicht schließlich auch in deiner Mundart erzählen?“ — Und beginne, den ersten Satz zu übersetzen. Durch dieses Novum sichtlich amüsiert, überträgt er Satz für Satz.

Der Wachi sitzt wieder finster blickend dabei. „Schau, in deiner Sprache hätte ich's auch gern“, wende ich mich an ihn. „Ich knicke das Blatt in zwei Hälften und schreibe rechts, was du mir sagst, links, was der Ischkaschmi erzählt.“

Sichtlich geärgert, erklärt der Mann brüsk, in seiner Heimat gebe es dieses Märchen nicht, folglich könne man es in seiner Sprache auch nicht sagen.

Ich stelle ihm vor, daß ich diese Geschichte doch auch in meiner Sprache dem Duchtur drüben heute abend erzählen könne. Dem Ischkaschmi leuchtet das sofort ein, doch der Wachi hält diese Logik für spitzfindig und absurd. Es ist wohl nicht nur seine große Bequemlichkeit — er vermag es nicht auszudenken, daß es so sei, wie wir sagen. Mit großer Mühe entlocke ich ihm Wort für Wort, und der Ischkaschmi muß öfter helfen.

A b s c h i e d s f e i e r

Kedsummit überlegt: kehrt er mit der Expedition über den Pamir zurück, so würde er nicht sehr viel schneller nach Haus kommen, als wenn er seine Aufgabe noch im oberen Tasgulantal löst und dann mit mir durch die westlichen Täler möglichst rasch an die nächste Bahn- oder Poststation zieht. So beschließt er mit aufzubrechen.

Wir schicken einen der Boten des Häuptlings mit dieser neuen Meldung zurück und erbitten von ihm Direktiven. Mit bemerkenswerter Schnelligkeit haben wir Antwort. Der Alte ist durch den glücklichen Ausgang von einer großen Sorge befreit worden. Denn der Abbruch des Lagers erfordert unbedingt seine Anwesenheit, und das Geld ist knapp. So verheißt er uns, am Schluß der Reise eine kleine Sonderexpedition zu veranstalten und uns dann bis ins obere Chingoutal entgegenzukommen. Sollte ihm das nicht möglich sein, so werde er jedenfalls Pferde uns rechtzeitig zuschicken, da anzunehmen sei, daß unsere Reitpferde bis dahin ihre Leistungskraft eingebüßt und unser Geldbeutel Trägerlasten nicht mehr werde bestreiten können.

Als Dr. Summitbrand sich kräftig genug zur Überschreitung des Passes fühlt, eile ich mit meinen Trabanten nach Droschor, um dort unser Standquartier endgültig abzubrechen.

Meine Ankunft im Dorf geschieht unerwartet. Vor unsrer Behausung gewahre ich Spuren einer Lagerstätte. Dina und der Mingbaschi eilen herbei und erzählen stolz, sie hätten hier in der ganzen Zeit meiner Abwesenheit meine Sachen behütet.

Bald hat sich der übliche Zulauf gebildet.

Abdulnasar fragt, ob ich ihnen nicht den Abend schenken wolle. Sie hätten sich eine kleine Überraschung für mich ausgedacht. Freudig sage ich zu und verspreche, den Tag auch meinerseits festlich zu gestalten. Wir haben noch eine Anzahl Fackeln, die wir bei der notwendigen Beschränkung des Gepäcks nicht mitführen können. Diese bestimme ich als Festbeleuchtung. Ferner sollen alle Tee und Zucker von mir erhalten.

Der Abend bringt hellen Mondschein, so sind die Fackeln unnötig. Aber die Treuen meinen, den Mond hätten sie immer, ich möge doch die Fackeln selbst in Betrieb setzen, sie fürchteten sich etwas davor, seien doch aber zu gespannt.

Wir sitzen alle in großem Kreis vor der Moschee. Und nun kann das Fest beginnen. Zwei Tänzer treten auf in einer so wohlgelungenen Verkleidung, daß ich sie nicht erkenne. Der eine ist ein alter, struppiger Kerl mit der Maske eines Waldschrats, langem weißen Bart und Lumpen als Gewand. Der andere ist als verschleierte Jungfrau sehr hübsch herausgeputzt. Nun wirbt der Alte um sie erst durch zage, dann recht deutliche Bewegungen der Annäherung und Verliebt-

heit. Auf dem Höhepunkt des Tanzes will er sie entführen, sie aber rettet sich vor ihm — zu mir.

Damit ist der wichtige Schlußakt eingeleitet. Ich muß die entlaufene Frau durch ein Lösegeld freikaufen.

Heute sind alle ausgelassen heiter. Sie haben Lauten und Flöten mitgebracht und spielen mit wildem Eifer und singen dazu.

Verschiedene Lieder haben bestimmte Bewegungen. So wird eine Klage über die Schlechtigkeit der Welt von zwei Männern gesungen. Sie treten abwechselnd vor und singen je eine Zeile mit ausgebreiteten Armen. Danach stellen sie sich mit dem Rücken aneinander und drehen sich mehrmals um ihre Achse.

So tanzen und singen, spielen und schwagen sie in froher Laune und harmloser Lustigkeit. Mir aber ist das Herz schwer. So bald schon soll ich die lieben Gaunergesichter nicht mehr sehen?

Als sich der Schwarm verlaufen hat, sitze ich mit Dina, Abdulnasar und Kökor, den drei Getreuen, noch lange. Von Abschied sprechen wir und von diesem und jenem.

Dina hat eine Bitte:

„Möchtest du nicht dem Duchtur sagen, er solle nicht mehr den Stab an der langen Schnur über seinem Kopf herumschleudern, wenn wir morgen zum Paß gehen? Wir bitten dich alle darum. Das Wetter wird schlecht davon.“



Der Freier der „entlaufenen Frau“



Tanzspiel der Pamir-Tadschiken: Pferdereiter



Spinnender Pamir-Tadschik



Pamir-Tadschikin beim Opiumrauchen

Es ist das Schleuderthermometer, das ihnen solche Furcht macht. Es gelingt mir nicht, die Harmlosigkeit des blinkenden Stabes darzutun. Man traut mir nicht ganz.

„Besser oder schlechter will er das Wetter nicht machen“, tröste ich. „Er mißt es nur und schreibt es in sein Buch. Er ist kein Chalifa.“

Das Aufschreiben ins Buch ist von allen bemerkt worden. Aber die Erwähnung des Chalifas erzeugt das Bedürfnis, diesen zu verteidigen. Mit eigenen Augen hat Dina gesehen — er spielt auf unser Gespräch mit dem Chalifa auf der Mückenalm an —, wie einmal ein Chalifa einen schmerzenden Zahn besprach und man ihn hernach mit Leichtigkeit herausnehmen konnte.

„Vielleicht war er schon vordem sehr locker“, versetze ich ruhig. Das bestreitet Dina lebhaft. Der Mingbaschi jedoch, der nicht wagt, vor mir seinen Glauben zu verteidigen, wirft ablenkend ein:

„Sag nichts, Dina, die Russen wissen mancherlei, wovon wir in unserm armen Rischlak nichts ahnen.“

Plötzlich wendet er sich mir zu und fragt unvermittelt — er hat das sicher schon lange auf dem Herzen:

„Kannst du Wind und Wetter bedrohen?“

Es ist schwer, aus dem bisher halb scherzhaft geführten Gespräch herauszukommen.

Abschied! Heut abend feiere ich und schreibe nicht. Auch wäre die Beleuchtung nicht danach, daß ich aufzeichnen könnte. Aber ist Schreiben wirklich ein Mittel, diese Eindrücke festzuhalten? Wie oft habe ich's beim Diktieren all der bunten Lieder und Geschichten gemerkt: wieviel Glanz und plastische Bilder hatten sie, die die Sprache des Augenblicks eingibt. Und was bleibt nachher, wenn wir den Erzähler zum langsamen Diktieren schließlich überredet haben? Es ist, wie wenn dem Schmetterling der Goldstaub verlorengegangen wäre. Es ist immer noch der Schmetterling, den wir gefangen und mit der Nadel aufgespießt haben, gewiß. Aber ist er es wirklich noch?

Ist nicht das Wonnicgste, Zarteste dahin — das, was unser Auge erfreut und uns bei jeder Bewegung des leichten Gauflers zum Preis des Schöpfers stimmt?

Es ist die Sprache, die wir aufzeichnen, es ist das Leben, das wir in unsern Alben und Museen kopieren. Aber es bleiben doch eben Kopien, Abklatsche, Mumien. Das sollten Wissenschaftsmenschen und Laien gleichermaßen nie vergessen.

Der Wesiir meiner rechten Hand

Unser russischer Gefährte hat gesagt, man könne bequem in zwei Tagen über den Chordschin nach dem Sasgulamtal auf die andere Seite kommen. Meine Leute bestreiten das und behaupten, man erreiche am zweiten Abend nur den Fuß des Passes und erst am dritten die andere Seite.

Ich rechne also, daß wir am ersten Tag bis zum letzten Nilak kommen werden, also etwas oberhalb des Lagers von Neds Summit. Mit dem Unglücklichen haben sie freilich anderthalb Tage bis dorthin gebraucht. Doch habe ich selbst den Weg schon in sechs Stunden zurückgelegt. Ich kann also den Verhandlungen über den Lohn mit Fassung entgegensehen, selbst wenn sie bis in den Mittag währen.

Am Reisetag stehe ich dennoch früh auf, um meinerseits fix und fertig zu sein, wenn die Träger den Entschluß zu gehen fassen werden. Auch muß noch für das Beschlagen der Pferde Sorge getragen werden, und der zurückbleibende Rest an Sachen ist gerecht zu verteilen.

Die üblichen mehrere Duzend Leute stehen herum, ob ich dies noch brauche und jenes, oder ob sie es haben dürfen. Der Mingbaschi stellt sich hinter die Tür und zerdrückt ein paar große Krokodilstränen „ob deiner Güte“. Er kriegt eine große Tüte von dem Hartbrot, das wir unmöglich alles mitschleppen

können, und etwas Seife. Abdulnasar bekommt das gleiche. Für Dina habe ich eines der schönsten Geschenke ausgesucht, ein Lederetui mit Handwerkszeug. Die Aufnahme ist zweifelhaft. Ich bin etwas betroffen. Er nimmt nämlich an, dies hier sei die Vergütung für etwas Geld, das er bei mir noch ausstehen habe. Da die Summe sehr gering ist, fühlt diese Gebärde meinen Abschiedskummer reichlich ab, und ich sage ihm dann, das schenke ich ihm „ob deiner Güte“, Geld bekomme er noch außerdem. Da ist der Schaden kuriert.

Der Trägerlohn soll um einen halben Rubel herausgedrückt werden. Ich bleibe standhaft. Da nehmen mich der Vorsteher, Dina, Abdulnasar und der Mingbaschi auf die Seite und wollen wenigstens jeden zweiten Tag einen halben Rubel mehr heraus schlagen. Als ich mich auch darauf nicht einlasse, will der Vorsteher aufbrausen. Aber Dina, der Kluge, sagt: „Der Weg ist außerordentlich schlecht, davon wirst du dich alsbald selbst überzeugen. Und dann wirst du sicher von selbst mehr Geld geben. Die Gerechtigkeit ruht in deiner Hand.“ Allerdings kennen die Leute mich so weit, um zu wissen, daß ich tatsächlich als Anerkennung für besondere Leistungen von selbst höhere Preise zahlen werde. Und es ist viel wert, daß die Droschorer diesen Geruch vor uns her ins Saşgulamtal tragen.

Wirklich wird es Mittag bis zu unserer Abreise. Und nachdem den ganzen Morgen hindurch furchtbares Geschrei um den halben Rubel gewesen ist, versichert

Dina, es gebe heut niemand in Droschor, dessen Herz nicht „gespalten“ sei! Vor Trauer über mein Weggehen nämlich.

Beim zweiten Nilak erklären die Leute genau wie bei Redsummit, hier müsse man übernachten. Ich sage: „Das geht auf keinen Fall, wir können doch nicht auf dieser Seite drei Tage verträdeln.“ Dina versichert, wir kämen am nächsten Tag bestimmt bis an den Fuß des Passes. Jetzt sei es noch hell, da könnten die Leute Essen kochen und ihre Schuhe flicken. Ich wende ein, sie hätten doch gewußt, daß sie auf eine lange Reise gingen, weshalb sie ihre Schuhe nicht zu Haus geflickt hätten, die Leute seien doch rechtzeitig angefordert worden. — Ja, unten hätten sie das Leder weichgemacht, sie führten alle Werkzeuge bei sich und könnten so nicht gehen. — Und dann zeigt mir einer einen Schuh, der im Begriff ist, sich in Wohlgefallen aufzulösen.

Was tun? In diesem Augenblick wird ein Wanderer mit hohem Stecken sichtbar, wie ein Apostel schaut er aus. Wer ist's? Unser alter Freund Wesir aus Sasgulam. Es seien Russen in seinem Dorf angekommen, die hätten ihm einen Brief aufgetragen. Er habe denselben an den Duchtur abgegeben, dieser könne ihn aber nicht lesen. Damit ist klar, daß es sich hier wirklich um Russen handelt. Um erst mal mit meinen Leuten zum Schluß zu kommen, frage ich Wesir, ob wir morgen auch bestimmt bis an den Fuß

des Passes kämen, wenn wir hier übernachteten. Er bejaht, die Leute schicken sich zum Bleiben an, während ich noch bis zum Unglückslager hinaufreite.

Der Brief stammt von einer neuen russischen Gruppe, die auf den Spuren unserer deutschen Alpinisten vom Fedtschenkogletscher aus ins obere Wantschtal gedrungen und von dort nach Tasgulam hinübergewechselt ist. Das Schreiben hat unsere russischen Helfer am oberen Bartang erreichen sollen, ist aber um so viel zu spät hier eingetroffen, daß sich beide Gruppen inzwischen im oberen Tasgulamtal werden vereinigt haben. Somit ist der Brief in eine ganz falsche Richtung geleitet worden, und Wesir sieht ein, daß er jedenfalls von uns kein Geld dafür verlangen kann.

Bescheiden fragt er jetzt, ob er sich uns anschließen dürfe. Nun der böse Geist in Gestalt seines finsternen Gefährten von damals von ihm genommen ist, entpuppt er sich als besonnener, anstelliger Führer.

„Ich will dir erlauben, mit uns zu gehen“, erkläre ich großmütig, innerlich heilfroh über die glückliche Wendung der Dinge. „Aber eine Last mußt du übernehmen.“

Das tut der Brave jetzt mit Freuden. Auf dem langen Weg, der uns bevorsteht, soll er sich noch als sehr nützlich erweisen. In Erinnerung an die stehende Figur der Märchen, den Wesir, der als erster dem

König zur Seite steht, ernenne ich ihn im Scherz zum „Besir meiner rechten Hand“.

Am nächsten Morgen bemüht sich der Vorsteher persönlich zu uns herauf und bringt noch einige Träger mit. Er hat vorher gebeten, uns das Ehrengelcit bis an den Fuß des Passes geben zu dürfen, und ich habe es ihm nicht abschlagen mögen, obgleich jede solche Ehrung die Tasche des Geehrten anzugreifen pflegt. Aber heute läßt noch ein besonderer Anlaß alle Bedenken dahinschwinden. Der Mann bringt Briefe aus der Heimat mit, die mit den letzten entlassenen Trägern aus Tanimas eingetroffen sind. Obgleich wir durch diese Art von Verbindung mit Post die ganze Zeit hindurch leidlich gut versorgt worden sind, ist so der Abschluß unerwartet glänzend. Die Briefe sind wenig über einen Monat alt, haben also überall glatten Anschluß gehabt, wo sie unter weniger günstigen Umständen auch wochenlang hätten lagern können: in Dsch haben sie gerade den vierzehntägig verkehrenden Boten nach Pamirski Post erreicht, der hat am Karakul gerade noch eine Pendelkarawane nach dem Tanimaslager abgefaßt, und von dort hat der Häuptling die Briefe sofort weitergeleitet, weil er weiß, daß wir jetzt für lange Zeit unerreichbar sein werden. In unserer gehobenen Stimmung entlohnen wir den Würdenträger reichlich. Dieser empfiehlt sich entgegen seiner ursprünglichen Absicht bald wieder, da es ihm hier oben zu kalt ist.

Ich lasse die Karawane aufbrechen, während ich selbst noch einen kleinen Abstecher vorhabe. Ein paar Schritte abseits vom Wege oberhalb des Nilak „Warme Quelle“ harret noch ein Stein mit einer angeblichen Inschrift der Aufnahme.

Abdulnasar hat mir schon vor Wochen davon erzählt und erwähnt, die Tadschiken hielten die Aufschrift für chinesische Zeichen. Einmal sei auch ein „Russe“ dort gewesen und habe diese ihre Annahme bestätigt. Aus Nachzeichnungen von ihm aus dem Gedächtnis habe ich sogleich gesehen, daß es sich um Steinbockzeichnungen handele, die in Turkistan überall angetroffen werden, über deren Bedeutung aber nichts Sicheres bekannt ist. Im Vorbeireiten habe ich den rautenförmigen Stein flüchtig angeschaut und festgestellt, daß er Einritzungen von Jagdszenen aufweist, wie diese seit den ältesten Zeiten überall in Vorderasien und auch aus Chinesisch-Turkistan bekannt sind. Eine nähere Betrachtung bestätigt mir jetzt noch einmal, daß wirklich keine Schriftzeichen auf dem Stein vorhanden sind. So läßt sich über das Alter der Zeichnungen kaum etwas Bündiges ausmachen.

Bis wir die Karawane beim obersten Nilak einholen, wollen wir auch dem Gefährten Zeit geben, von diesem Fleck Erde Abschied zu nehmen. Dr. Summitbrand berichtet über unsere mehrwöchentliche Pflege mit folgenden schönen Dankesworten:

„Auf dem Wege Droschor-Chordschin erhielt ich die

Feuertaufe. Der Pferdehufschlag faß, und mein Oberkiefer wurde weggeschlagen. Ich taumelte aufs Bachgeröll. Das Blut schoß aus dem Nasenrachenraum, und ich rettete mich in der letzten und höchsten Not durch Tamponade. In diesem Unglückslager habe ich nicht geglaubt, daß ich die Heimat wiederschauen würde. An einem Orte, weltfern wie nur die Pole, so schwer verletzt und allein unter lauter Asiaten.

Hier an den Steinhütten im obersten Nilok (Alm) vor dem Gletscherhintergrunde habe ich meine Muselmänner zum ersten Male beten sehen. Das geschah laut und deutlich. Alle hatten sich erhoben. Sie bildeten einen guten Kreis und fielen in die Worte ihres Vorbeters ein. Es war nichts Gleichgültiges und nichts Gefünsteltes. Not lehrt an allen Orten beten. Kurz danach wurde nach dem großen Passe aufgebrochen."

Die geschilderte Zeremonie soll der Abwehr der Gefahren des Passes dienen.

Der Berg „Biel-Eis“

Hinter der letzten Alm geht es einen Gletscher hinauf. Die Tadschiken, auf dem nachgebenden Schotter Meister, sind auf dem Eis wie die Kinder. Unbekümmert stapfen sie drauflos, als gäbe es keine Gletscherspalten, in die man Hunderte von Metern tief versinken kann. Die ganze zweite Hälfte des Tages

ist von dieser Gletscherwanderung ausgefüllt, und immer mächtiger, großartig und drohend, steigt der Laplasar vor uns auf, den wir haben umgehen müssen. Einen Ausgang scheint dieses Gletschertal nicht zu haben.

Gespannt sind wir auf zweierlei: erstens, wo es zum Paß hinaufgehen wird, und dann, wo wir heute nacht schlafen werden.

Wir überqueren ein Schneefeld und nähern uns dem Ausgang, da biegen unsere Leute von der Mitte des Gletschers an den Rand ab und erklären, dort bleiben zu wollen. Wasser gibt's hier fast gar nicht. Wir brauchen zwar nicht auf Eis zu kampieren, aber immerhin verspricht die Nacht nicht gerade sehr warm zu werden. Die Leute fangen nach dem Abladen und der Löhnung gleich an, sich in Nischen einer Steinmulde einzufuscheln. Später finden sie einen besseren Platz weiter unten, so daß der Duchtur schon fürchtet, sie würden überhaupt am nächsten Morgen nicht mehr wiederkommen.

Die Träger legen sich in ihrer gewöhnlichen Kleidung auf den Fels, höchstens ziehen sie für die Nacht noch ein Rattunhemd unter ihren Chalats. Uns scheint das unfaßlich. Diese Menschen sind aber von den strengen Wintern her abgehärtet. Der eine oder andere pflegt unterwegs allerdings um Überlassen von Kleidungsstücken zu bitten. Doch kann man diese Bitte nicht erfüllen. Sonst würden das nächstemal bestimmt

alle halbnacht zum Paß kommen, nur um ein europäisches Kleidungsstück zu erhaschen, auch wenn sie in dem ungewohnten Zeug doppelt so toll frören. Außerdem wäre das Stück für uns infolge des Ungeziefers unbrauchbar, und man kann doch auf solch eine Reise nur das mitnehmen, was man wirklich nötigst selber braucht. In Europa würde man vielleicht denken, die Tadschiken hielten einen daraufhin für hartherzig. Das ist aber nicht der Fall. Im Grunde erwarten sie nicht, daß man ihnen die Bitte gewährt, aber es könnte doch sein, und dann versucht man es. Es ist dies ein Charakterzug, der mir schon in Fergana auffiel. Für uns ist es peinlich, mit einer Bitte abschlägig beschieden zu werden. Wir bitten dann lieber gar nicht. Solche Skrupel kennt man hier nicht.

Die Nacht ist über Erwarten mild. In unserer Mulde ist es vollkommen windstill. Bald kommt der Mond langsam hinter dem Laplasar hervor, zündet erst die fernen Gipfel an, dann die nahen Wände, die neben dem Paßaufstieg aufragen, dann hüllt er alles in sanftdämmeriges Licht. Es ist zu schade zum Schlafengehen.

In den Dörfern haben es die Leute des Morgens gar nicht so eilig mit dem Aufbruch. Hier steht jedoch um fünf Uhr beim Morgengrauen eine zähneklappernde Gesellschaft vor uns und treibt zur Eile.

Ein Mann ist darunter, der in der Nacht von Droschor heraufgekommen ist. Es ist der Bote, der die

Briefe aus dem Lager gebracht und für den Rest des Weges in die Hände des Vorstehers gegeben hat. Durch ein Mißverständnis hat er sein Geld nicht empfangen, jedenfalls behauptet er, vom Führer nichts bekommen zu haben. Natürlich ist er nicht ganz zufrieden mit dem, was wir ihm geben. Aber erhielte er das Doppelte, wäre er gewiß noch unzufriedener.

Im grauen Morgenlicht hat der Laplasar ein ganz und gar verändertes Gesicht. Was in Nachmittags- und Abendbeleuchtung Schatten zu sein schien und die wundervolle Gegensätzlichkeit dieses Massivs hervorrief, ist jetzt blankes Grün. Es ist das Eis, das sich von dem Schnee in den Mulden scharf abhebt. Vor uns wölbt sich ein Kranz von Felszacken, der im Bogen vom Laplasar herunter und hinüber an den Weg läuft, der uns bevorsteht. Wir gehen das Gletschertal bis fast zu Ende und klimmen dann, im rechten Winkel umbiegend, hinauf. Zuerst ist es eine mäßige Steigung. Die Sonne kommt, wie gestern abend ihr Genosse Mond, nur mit morgendlicher Frische über den Laplasar gefahren. So sinken die Schatten vor uns, und bald stehen wir in vollem Sonnenschein. Unsere Träger stürzen alsbald ans Wasser und trinken, trinken, werden davon natürlich immer durstiger. Sie leisten viel, aber sie sind ohne Stil in dieser erhabenen Umwelt. Sofort werden sämtliche Winterjacken, die wir alle angezogen haben, zu warm, und wir laufen in Hemd und Hose.

Bald erreichen wir eine schneebedeckte Terrasse. Zur Rechten nackte, spitze, unbesteigbare Felskegel. Zur Linken eine steile Eiswand. Wo ist die Paßhöhe? Und wie kommen wir hinauf?

Rückwärts liegt der Riesenkerl, der Laplasar, in seiner ganzen Pracht da. Plötzlich bricht von seiner Krone eine Zacke, eine Lawine zerstäubt zu Tal. Da die Wolke von hinten oben Licht empfängt, schiebt sie einen grauen Schatten vor sich her. Es sind zwei Wolkenballen, die wie ein unheimliches Gespann herniederfahren.

Der Weg geht nicht zur Rechten, auch nicht zur Linken weiter, sondern geradeaus jetzt in erheblich gesteigertem Tempo des Anstiegs hinauf. Zunächst kommen wir an eine ansehnliche Spalte, auf der unsere ahnungslosen Tadschiken gemütlich herumspazieren. Dann winden sich die Träger links am Hang hoch. Unser Wesir meint, oberhalb der Spalte sei kein Eis, für die Pferde sei es dort besser. Die eigentliche Quälerei für die Tiere soll aber erst noch anfangen. Es ist ein gehöriges Stück hinauf, und alles ist nachgebender Schutt in einer Mulde, die von der Paßhöhe herunterläuft. Um nicht von Steinen erschlagen zu werden, die von Höhergestiegenen losgelöst werden, muß man sich am Rand der Mulde an Felsen hinaufquälen.

Dina hat bisher mein Pferd geführt, es wird ihm aber zuviel. So muß ein Träger von oben wieder herunterkommen und das Pferd nehmen, während

Dina mit mir in die Höhe klimmt. Es ist keine Klettertour, nur ein sehr steiler, angreifender Weg. Oder besser, kein Weg, und deshalb so angreifend. Auf der Paßhöhe ist etwas Eis. Da müssen die Pferde an Stricken emporgezogen werden. Das sieht greulich aus und ist nicht ungefährlich. In Jahren mit viel Schnee, erzählt mir Dina, sei die ganze Mulde bis zu der Terrasse vereist. Hätten wir ein solches getroffen, hätten wir die Pferde wohl kaum hinaufbekommen. Mein Begleiter mißt oben 4660 Meter, also etwas mehr als Monte-Rosa-Höhe.

Ganz erschöpft, haben sich die Träger auf der Paßhöhe, einem schmalen Sattel, hingekauert. Einige liegen lang ausgestreckt und halten ein Schläfchen. Die Luft ist jetzt mittags hier oben angenehm warm. Rückwärts schweift der Blick noch einmal über alle die Berge, an denen wir gestern vorbeigezogen sind, immer wieder haftet er am Kaplasar, so daß schließlich Dina kopfschüttelnd fragt:

„Was starrst du bloß immer auf den Berg da drüben?“

„Es ist so schön hier, Dina, und ich bin traurig, daß ich überhaupt hier weg muß.“

„Schön hier?“ Der gute Alte ist ehrliche Verwunderung. „Hier ist es doch kalt. Schnee und Eis gibt es hier. Kein Rischlak ist hier. Tut es dir leid, daß du nicht mehr im Rischlak bist? Du mußt deinem

Hukumat (Regierung) sagen, daß sie dich wieder hierherschicken. Dann schreibst du mir vorher einen Brief, und ich begleite dich, wohin du willst.“

Die Jasgulamberge liegen in einem tiefblauen Dunst. Es ist ein anderes Bild als das gewohnte Panorama, bei dem die Berge in der Breite vor einem liegen. Hier ziehen sich die Höhen in der Richtung unseres Weges. Dadurch bekommen die Linien etwas Lebhaftes, Fliehendes. Es ist ein reicher Gegensatz zu der breiten Majestät der Berge in unserem Rücken, die wenige Schritte hinter der Paßhöhe versinken wird.

Wir rasten lange. Eine unerwartete Begegnung soll uns hier noch zuteil werden. Von der Jasgulamseite herauf langen Bartangleute an, die von den Russen entlassen worden sind. Sie bringen Gewißheit über die beiden russischen Gruppen.

Diejenige, die Wesir mit dem Brief weggeschickt hat, ist vom oberen Jasgulamtal aus nach Tanimas aufgebrochen, und da sie nicht zurückkehrte, nimmt man an, daß sie hinübergelangt ist. Unsere Helfer in der Not sind mittlerweile ebenfalls im obersten Dorf von Jasgulam eingetroffen und befinden sich theils auf dem Weg nach Tanimas, theils nach dem Bartang. Wahrlich ein embarras de richesse an Paßentdeckern! Redsummits Aufgabe ist mithin inzwischen von anderen gelöst worden; so drängt er zu rascher Heimreise.

Die Ankömmlinge haben Äpfel und Maulbeeren

bei sich und bieten auch uns davon an. Da erfüllt sich zum erstenmal das kaum Glaubliche: sie verlangen für zwei Äpfel und eine Handvoll Beeren nicht einmal Geld! Und das hier oben, fern vom Kischlak, bei den Transportverhältnissen!

Durch unbekannte Täler

Den Rest dieses Tages über wandern wir auf einem Gletscher bis zu seinem Ende. Und da ist auch schon ein bißchen Vegetation und ein verfallenes Haus. Die Leute verkriechen sich in einer Talmulde, während wir auf der Alm in der Höhe Zelt schlagen.

Am Morgen geht es mit dem Abmarsch schon wesentlich langsamer. Früh scheint die Sonne bis in die Talsohle, da bereiten die Tadschiken erst in Ruhe ihr Brot. Große Fladen werden auf flache Steine gelegt und in der Asche gebraten, so wie bei uns Kartoffeln im Osterfeuer.

„Warum macht ihr die Scheiben nicht etwas dünner?“ frage ich. Ein Brot, das vor meinen Augen herausgenommen wird, ist ganz roh.

„Dann verbrennen sie“, wird mir geantwortet. „Flache Brote backen sich nur zu Hause im Herd.“

Wenn wir geglaubt haben, die Hauptschwierigkeiten des Weges mit der Überschreitung des Passes hinter uns zu haben, so bringt der Weg ins Tal

hinab nicht geringere Mühen sowie Sensationen. Den ganzen nächsten Tag lang haben wir die Wanderung über Gletscher fortzusetzen. Das ist ein Weg, den wir wohl auch ohne Führer finden würden, aber ganz gewiß mit viel größerem Aufgebot an Zeit und Mühe. Ich habe mir eine recht schmerzhafteste Verletzung am Fuß zugezogen und bin froh, mich in sachkundiger Behandlung zu wissen. Später nimmt der Duchtur eine kleine Operation vor, ein Muster an Umsicht und Geschick.

Jenseits der Gletscher beginnt ein ermüdendes Auf und Ab teilweise recht steiler Hänge. Charakteristisch für diese Landschaft sind tiefe Einschnitte in die Schwemmterrassen am Ufer des Hauptflusses, dem wir folgen. Diese Schluchten sind die Täler zahlreicher Seitenbäche. Oft ist der Weg die Quertäler hinab durch überhängende Felsstücke verengt. Dann müssen die Pferde jedesmal abgefattelt und an Seilen gezogen werden. Stunden vergehen über Beratungen und Geschrei, und paßt man nicht auf, so schnüren die Leute den armen Tieren den Hals zu oder machen sonst eine haarsträubende Dummheit.

Am dritten Tag der Wanderung durch dieses Tal möchten die Träger schon am frühen Nachmittag in einem kleinen Wäldchen am Ufer des Hauptstromes lagern. Wir zwingen sie zum Weitermarsch, aber schon nach kurzer Zeit stellt sich heraus, daß sie recht mit ihrem Vorschlag gehabt haben. Wir kommen an einen

Schutthang, der fast senkrecht in den reißenden Fluß hinabfällt. Einen Weg hinüber gibt es nicht, und wenn einer da wäre, würden die Pferde auf dem leicht nachgebenden Geröll doch nicht passieren können.

„Morgen, morgen!“ rufen die Träger.

„Was, morgen!“ herrsche ich sie nicht sehr sanft an. „Wieviel Tage gedenkt ihr noch auf diesem vermaledeiten Weg zu vertrödeln?“

„Wir trödeln nicht, Genosse“, erklärt Dina beleidigt. „Wir bauen morgen einen schönen Weg, und dann kommen wir schon durch.“

„Durch! Und wann, denkst du, sind wir in Barnawat?“ wende ich mich an Wesir.

„Morgen!“

„Morgen, morgen!“ Ich kann das Wort nicht mehr mit anhören. „Irgend etwas muß geschehen“, erkläre ich kategorisch, „und zwar heute noch.“

Beratung. Nach einer Weile finden sich die Leute bereit, den Weg noch heute anzulegen und die Sachen hinüberzuschaffen.

„Und die Pferde?“ frage ich ungeduldig.

Dina greift noch einmal ein. „Bei dem vielen Wasser kriegen wir die Pferde heute nicht mehr hinüber“, sagt er ruhig.

Ich will eben loswettern, da —

„Morgen früh, Genosse“, fährt er unbeirrt fort, „werden wir sie hinüberkriegen. Da ist das Wasser niedrig.“

Wesir bestätigt es. Der Weg wird gebaut. Kunstvoll nach Tadschikenart werden die natürlichen Stützpunkte benutzt, nachgebende Stellen werden durch Zweige und Reisig aus dem nahen Uferwald unterstützt. Wir alle passieren bis auf zwei Leute, welche bei den Pferden bleiben und die Tiere am andern Morgen am Ufer entlang durch das Wasser treiben.

Wir fürchten an diesem Tag wieder nicht zum Ziel zu kommen, aber dann ist es wirklich nur noch „eine Spanne“ Wegs bis Barnawat, dem ersten Dorf in Tasgulam, vorbei an einer idyllischen Alm mit großen, schattigen Bäumen. Auf den Feldern ist das Korn gemäht, teilweise liegt es zum Trocknen aus, teilweise steht es zu Garben gebunden. Rüge oder Esel unterm Joch ziehen, im Kreise herumgeführt, auf den Tennen ihre Bahn. So dreschen sie auf urtümliche Weise das Getreide aus. Später bekommen wir auch noch das „Windmachen“ zu sehen, die Sonderung von Spreu und Frucht dadurch, daß man das zerkleinerte Korn gegen den Wind mit der Schaufel in die Höhe wirft.

Einmal können wir auch einen Blick in eine Mühle werfen. Ich will es von Wesir erzählen lassen:

„Bringt Schafbälge! Wir schaffen das Korn zur Mühle. In den Speicher bringen wir es. Bringt es auf die Tenne. Schafft es herbei, bringt es im Hause unter. Mit warmem Wasser, mit Salz macht man es an und mit Milch, gibt Butter dazu! Ein großer Gast kommt. Wenn das Mahlen zu Ende ist, gibt dem

Müller Lohn. Wenn es vorbei ist, dämmt das Wasser ein. Schüttet das Getreide in die Mühle. Geh um die Mühle herum! Bringt es zu einem Freunde! Schau in das Radhaus, ob die Mühle in Ordnung ist. Das Rad dreht sich. Das Rad ist fest. Bring es von neuem in Bewegung! Den Mühlstein bring in Ordnung! Laß die Mühle sich drehen! Heb sie ein bißchen in die Höhe. Sie macht das Korn ganz klein. Gib es einem Größeren, er kocht Essen. Er macht Geschenke davon. Den Kindern gibt er davon.“

Meister Dina

Barnawat ist das Dorf des Meisters Dina. Von diesem Mann habe ich schon durch unsern russischen Kameraden gehört, der Besir das erstemal mit nach Droschor brachte. Dina kennt ein jeder in Sasgulam. Er selbst aber kennt mehr als sein enges Thal. Viel ist er schon überall auf und am Pamir herumgekommen.

Wir haben die Absicht, bis hinab nach Bagn (Ubagin), dem ersten größeren Kischlak des Sasgulamthals, zu gehen, weil wir annehmen, daß bei mehr Menschen die Auswahl sowohl für die Verpflegung als auch für die Arbeit leichter sein werde. Denn Barnawat besteht nur aus wenigen Häusern, die alle

bis auf zwei verfallen sind. Aber dieser Mangel wird durch die Persönlichkeit Odinas allein aufgehoben.

Er ist ein Mann in den besten Jahren, mit einem braunen Vollbart und großen guten Augen. Bekannt ist er als guter Schmied, und einen solchen können wir für unsere paßmüden Pferdchen gerade gut brauchen; aber berühmter noch durch seine Rechtlichkeit. Er gehört zu den Menschen, denen man von der ersten Minute des Zusammenseins an vertraut, zu jenen wenigen einfachen, untadeligen Charakteren, denen gegenüber man keine Schranken der Bildung, Sprache oder Nationalität empfindet. Der Eindruck bleibt, solange wir mit ihm zusammen sind, verstärkt sich von Tag zu Tag. Denn natürlich bleiben wir hier, nachdem uns Odina erklärt hat, er werde für alles sorgen.

Wesir bestätigt, daß es keinen Zweck habe, nach Wagn zu gehen. Und da dieser Ort seine eigene Heimat ist, besteht kein Grund zu der Annahme, er berate uns schlecht. In seinem Dorf seien alle Männer entweder bei der Ernte oder von den Russen angeworben, erzählt man uns. Wesir erbietet sich, zur Bedienung bei uns zu bleiben. Odina will in Wagn Eier beschaffen und sich zugleich nach Trägern für unsern Weitermarsch erkundigen.

Einige Tage werden wir hier Aufenthalt nehmen, schon um der Pferde willen müssen wir es tun, die der Schonung dringend bedürftig sind. Ich will inzwischen meine Jasgulami-Sammlungen fortsetzen.

Unsere Droschorer Träger können wir nicht während der ganzen Zeit hier halten. So werden sie gleich nach der Ankunft entlassen. Sie kehren nicht gleich nach Haus zurück, sondern benutzen ihre Anwesenheit hier zu einer kleinen Besuchstour stromabwärts, von der sie dann über einen der unteren Pässe wieder nach dem Bartang zurückkehren wollen.

Ein Zwischenfall beschleunigt ihre Abreise. Von dem langen Weg hungrig und durstig, haben unsere Leute aus dem Garten eines Weißbartes von Barnawat eine Melone zur ersten Erfrischung genommen, da ihre ganze Wegzehrung aufgebraucht ist. Voller Wut stürzt sich der Besitzer auf sie, macht ihnen „Krieg“ und überhäuft sie mit Vorwürfen, sie „stählen“ Melonen. Die Unsrigen, über diese ungestaltliche Aufnahme tief empört, ziehen sofort am nächsten Morgen ab.

Von den Frauen nicht zu reden, die höchstens einmal flüchtig am Horizont auftauchen, tritt nur noch ein weiterer Bewohner des Dörfleins in Erscheinung, eine ungewöhnlich große, stattliche Erscheinung mit wundervoll gebräunter Haut und langem, tiefschwarzem Vollbart. Er sieht aus wie aus einem altorientalischen Bildwerk geschnitten. Dieser Mann tut sich durch die löbliche Absicht hervor, für uns von einer Alm Milch zu holen. Doch muß er süße Abhaltungen bei den Bewohnerinnen des Nilak gefunden haben. Erst nach Tagen kehrt er von dem Ausflug zurück.

Kurz nach unserer Ankunft erhalten wir Besuch von

einem „Schriftgelehrten“ aus Dschamak, das weiter unterhalb in Tasgulam liegt. Er ist angeblich auf die Kunde von unserm Eintreffen hierhergeeilt. Das kann zwar mit der Zeit kaum stimmen, immerhin macht es einen guten Eindruck, wie er uns Äpfel und ein paar Eier als „Ehrengeschenk“ offeriert, natürlich in der Hoffnung, ein solches auch von uns zu erhalten.

Ohne es zu ahnen, treffe ich seinen Geschmack mit einer Gegengabe, die seine kühnsten Erwartungen übertrifft. Ich „schenke“ ihm, das heißt, bezahle die gutgemeinte Gabe mit einem kleinen Taschenkompas. Der Mann ist selig.

„Wieviel mag das in deiner Heimat wert sein?“ fragt er schüchtern, „doch sicher so viel wie ein Pferd?“

Außer derartigen Kostbarkeiten schleppen wir noch allerhand zu Geschenkzwecken mit uns. Wenn es nicht sehr leichte Sachen sind, so ist jedoch für Expeditionen von derlei Ballast abzuraten. Er kostet weit mehr an Beförderung, als der Betrag ausmache, den man für treue Dienste entsprechend in bar zahlen würde. Bargeld ist aber immer das Sicherere. Später finde ich für unsere Nähadeln noch begeisterte Abnehmer, und in Fergana habe ich mit unsern Taschenzündhölzern buchstäblich Feuer der Begeisterung entfacht. Aber so etwas muß man eben wissen — kann es aber nicht im voraus berechnen, weil sich die Konjunktur in dem Augenblick ändert, wo der betreffende Gegenstand durch den Handel eingeführt wird.

Ein Vergnügen ist es, Dina zu beschenken. In seiner Art, Dinge anzunehmen, liegt etwas von relativer Wertbegrifflichkeit, möchte man sagen. Er ahnt, was diese Gegenstände für uns wert sind, was sie hier für uns bedeuten, wo sie uns Transportschwierigkeiten machen; zugleich aber weiß er, was es für ihn als Handwerker heißt, ein gutes Gerät zu besitzen, vollends in diesem abgelegenen Fleck Erde, wohin kein Händler gelangt. Er hat etwas von dem mohammedanischen Auerkennenkönnen, ohne sich von der europäischen Zivilisation aus der Fassung bringen zu lassen. Gleichzeitig ist er so weit Charakter, daß er nicht wie die andern durch mehr Geschenke immer anspruchsvoller wird.

Noch einmal rührte mich später eine solche Lauterkeit des Wesens von Menschen aus diesem weltabgeschiedenen Tale an. In Duschambe traf ich einen blinden Sänger — unvergeßlich ergreifend der in sich gefehrte Ausdruck seines Gesichts — und seinen Begleiter, die sich schlecht und recht in der Fremde mit ihrer Kunst durchschlugen. Ihnen verdanke ich die Kenntniss der wenigen rauhen und schmucklosen Lieder, die Jasgulam hervorgebracht hat.

In Barnawat bleibt die Ausbeute mager. Energisch betreiben wir die Weiterreise.

Da Bagn weiterhin ohne verfügbare Leute zum Lastentragen ist, müssen welche aus weiter unterhalb gelegenen Dörfern brieflich zitiert werden. Erst nach

einigen Tagen treffen sie ein; wir beabsichtigen, mit ihnen gleich über den nächsten Paß nach Wantsch hinüberzugehen. Doch kennt niemand von den neuen Trägern den Weg. So muß ich in einem besonderen Schreiben einen Alten aus Bagn heraufbitten. Dieser erscheint nicht. Wir können die angeworbenen Leute nicht länger warten lassen und entschließen uns, ohne Führer aufzubrechen.

Inzwischen krateelt am Tag unsrer Abreise der Weißbart mit dem Schwarzen um ein Paar neue Schuhe. Schließlich gibt sie der Weißbart her, ohne daß wir ahnen, weshalb er wieder so viel Lärm gemacht hat. Der Abschied von Ddina gestaltet sich sehr herzlich. Er läuft noch bis vors Dorf neben meinem Pferde her. Ich muß an die ansprechende Schilderung der Tadschiken bei dem großen Engländer Wood denken, der vor fast hundert Jahren durch seine berühmte Reise zu den Quellen des Oxusflusses die Grundlage zur wissenschaftlichen Erforschung des Pamir gelegt hat:

„Die Tadschiken sind gute Gefährten, besonders die Mullas, die viel mehr Freiheit des Empfindens haben als ihre Schüler, die noch nicht gereift sind . . .

Obgleich ihr Temperament schwerblütig ist, finden sie Vergnügen an einem lebhaften Gesellschafter. Bleib in der Unterhaltung mit ihnen — und kein Europäer kann bei einer solchen Zuhörerschaft jemals um Gesprächsstoffe verlegen sein —, und du bist ihres guten

Willens sicher; blick feierlich drein, und du machst Feinde. Nichts ist gewöhnlicher nach einer angeregten Unterhaltung, als daß sie ausrufen: ‚Er ist ein guter Gefährte; er spricht gut.‘ Wenn wir eine Gesellschaft verlassen, so möchte der Mulla manchmal ein Dutzend Yards hinter uns herlaufen und brüllen: ‚Wir sind gute Freunde, nicht wahr? Was brauche ich mehr zu sagen?‘“

Eine halbe Stunde hinter Varnawat begegnet uns ein nicht gebrechliches, aber weiches altes Männchen, es ist der bestellte Führer. Wir können jetzt einen Mann entbehren. Der Alte kann ein Pferd führen, ohne eine Last zu tragen. Dafür kann der Schwarze nach Haus gehen. Der Alte erklärt jedoch, keine Schuhe zu haben.

Ich sage: „Du hast doch zwei an!“

„Ja, die sind kaputt.“

„Dann zieht der Schwarze die guten aus!“

„Nein, das erlaubt der Weißbart nicht.“

„Teufel auch, das kann doch dem Weißbart gleich sein!“

„Nein, der Schwarze gibt ihm Geld dafür.“

„Das selbe Geld kann er ja auch von diesem Alten bekommen“, wende ich mich an die Versammlung.

„Der hat aber keins.“

„Er empfängt doch täglich von uns welches als Löhnung.“

Mittlerweile haben beide Leute die Schuhe ausgezogen, aber nicht, um zu wechseln, sondern der Schwarze zieht einen von dem Alten an und nimmt die neuen unter den Arm. Ich werde jetzt ungeduldig, denn das kostet uns einen Aufenthalt der ganzen Karawane. Warum hat der Schwarze den einen Schuh genommen? Ja, der gehöre ihm, der sei geliehen. Und der andre? Der sei in Barnawat. Und der andre hierzu? — Ja, dessen Bruder ist am Bartang. Soviel ich aus dem Hin und Her herausbringen kann, ist der Sohn des Alten mit einem Schuh auf und davon und hat aus Barnawat einen anderen dazu geliehen. Mittlerweile verduftet der Schwarze, und mein Alter schickt sich an, mit einem Schuh über den Paß zu laufen.

Ich entscheide die Streitfrage, wie man es im Orient lernt; man haut den gordischen Knoten durch, d. h. gibt seinem Pferd die Sporen. Dann kommen die Leute schon nach. Unser Alter tritt also mit einem Schuh fürbaß, erklärt dann am Anfang der Schlucht, die zum Paß führt, er gehe jetzt nach Haus. Jrgendein Ersatzmann ist dann immer zur Stelle. Nun gehen die Verhandlungen mit dem los. Er kommt gerade des Wegs, die Karawane hält mal wieder. Auf einmal taucht mein Schwarzer mit den neuen Schuhen auf. Odina, der das Amt eines Vorstehers versteht, habe sie dem Weißbart weggenommen. Der habe sehr geweint, aber so sei doch die Lösung die rechtliche.

Über die Hängestege von Jasgulam

Die Schlucht ist wildromantisch, sehr eng, in steile Felsen eingegraben. Wir zweifeln, ob die Pferde passieren können. Die Tiere gehen ausgezeichnet bergan, am besten auf mäßig großen Steinen. Hier ist an steilster Stelle Geröll, dann ein „Dwring“ mit überhangendem Felsstück und endlich ein paar hohe Stufen mit großen Steinen, auf denen sich Pferde schlecht halten können. Natürlich muß wieder abgefattelt werden. Aber es ist unmöglich, die Pferde an Seilen in die Höhe zu bringen.

Was tun? Zu Fuß über den Paß gehen und die Pferde unten herumschicken? Wie, wann und wo werden wir sie wiedersehen — wenn überhaupt? Also lehrt! Weiter stromabwärts über den Verkehrs- paß von Dschamak nach Wantsch!

Wir wollen versuchen, bis zu dem Dorf unterhalb von Bagn zu kommen. Doch muß jetzt zunächst ein Mann vorgeschickt werden, um einen Schwimmer von dorthier mobil zu machen, der die Pferde auf das linke Flußufer schwemmt. So kommen wir erst am Spätnachmittag nach Bagn.

Hier gibt's seit langer Zeit mal wieder ein schönes Lager auf einer richtigen Wiese. Wir trinken so viel Milch, als aufzutreiben ist, und kriegen auch ein paar Eier. Nach solch frischer Nahrung sind wir tüchtig ausgedörret.

Von hier aus empfiehlt uns unser braver Führer Wesir die Mitnahme eines Spezialisten für die Durchquerungen des Flusses. Gleich morgens geht's los. Wir überschreiten eine von den kunstvollen Wackelbrücken, etwas unterhalb reiten zwei Leute auf den abgefattelten Pferden durch den reißenden Strom. Während dieses Schauspiels sind die Träger nicht von der Stelle zu bewegen. Es ist aber auch ein reizvoller, beängstigend spannender Anblick, wenn die Pferde in der Mitte den Boden verlieren und dann doch glücklich wieder das flachere Ufer erreichen. Derweil erfrischen wir uns in einem schattigen Wäldchen an wilden Äpfeln von köstlichem Wohlgeschmack.

Unterhalb des nächsten Dorfes harrt unser ein langer und hoher Dwring, der für Pferde unzugänglich ist. Die Tiere müssen über den Fluß gebracht und einen langen Umweg geführt und die Sättel den ganzen Rest des Tages als Traglasten befördert werden. Steil führt der Weg der Pferde am jenseitigen Ufer in die Höhe. Halsbrecherisch sieht es aus, wie die Leute ganz winzig in schwindelnder Höhe mit den Tieren zu balancieren scheinen.

Unser Weg ist nach Überschreitung des Dwrings eben. Hart gegen Sonnenuntergang erreichen wir ein Nilak, wo die Leute mit den Pferden auf uns warten.

Unser Wesir eröffnet uns: hier müsse man übernachten; es komme noch ein Übergang, und den überwinde man in der Frühe besser als jetzt abends. Ob-

gleich nun die Pferde auch tagsüber mehrfach den Fluß zu kreuzen hatten, müssen wir hier wohl oder übel bleiben. Weit ist das nächste Dorf sicher nicht mehr entfernt; seine Bäume schimmern schon um die Talbiegung weiter unten. Man versteht in solchem Fall die Träger nicht. Die Felder sind abgeerntet, Menschen nicht mehr hier. Wasser ist ziemlich weit weg, Holz kaum aufzutreiben. Im Kischlak haben die Eingeborenen doch viel mehr Gelegenheit, alles zu kriegen, als wir, die wir mehr darauf angewiesen sind, was uns die Leute bringen. Da wir genug Essen bei uns haben und in unsern schönen Zelten schlafen, macht solch ein Aufenthalt für uns anderseits nichts aus. Im Gegenteil, man bekommt mit der Zeit heraus, daß die Träger von solchen Orten viel früher ausbrechen. Da schafft man mehr am Tag.

Der nach dem Übergang fällige Dwing ist nicht gerade für die Pferde ein Spaziergang, jedoch ohne ernstliche Schwierigkeiten. Wir kommen am frühen Vormittag in das Dorf, das in der poesielosen Felslandschaft des Sasgulamtals wie eine Oase liegt. Die Steinhäuserchen unter hohen Bäumen haben etwas Idyllisches, im Morgenlicht sieht es wie ein Märchen aus.

Mit dem üblichen Auf und Ab der Seitentäler gelangen wir am Nachmittag denn nun wirklich nach Dschamak, wofür sich Wesir „bei seinem Nacken“ am Vorabend verpflichtet hatte.

Diese Dase ist noch größer als die in dem vorigen Dorf. Wir lagern unter schattigen Bäumen auf grüner Wiese an hellem Wasser. Und sogleich fängt man an, uns alles zu bringen, was das Herz begehrt. Wie die ausgehungerten Wölfe stürzen wir uns auf die Schalen fetter Milch. Die Eier sind zwar klein, aber ich staune zunächst doch, daß man auf einmal mehr als ein Duzend vertilgen kann. Wir können Hühner braten und es uns wohl sein lassen.

Dieser Tagesaufenthalt ist eine lichte Erinnerung. Die Leute sind zugänglich. Ja, die Volksversammlung ist besonders während des Einkaufs von Waren und des Tausches mit unsern Geschenken teilweise derart stark, daß wir absperrern müssen. Redsummit spendiert sein funkelneues Dreißigmeter-Kletterseil, fürchtet aber erst, die Leute würden das verübeln; doch kann ich ihn darüber beruhigen. Für sie ist der Abstand so ungeheuer vom Europäer zu ihnen, daß ihnen Abwehrmaßnahmen ganz natürlich und berechtigt erscheinen.

Erfahrungen anderer

Unsere friedliche Burg weckt die Erinnerung an einen sehr anderen Empfang, der dreißig Jahre früher einem dänischen Forscher eine Tagereise von hier, in dem Dorf Matraun, ebenfalls von den braven Tasgulamis zuteil wurde.

Die Dänen haben zu Ende des vorigen Jahrhunderts zwei Expeditionen unter Plussen nach dem Pamir entsandt. Die zweite fand in einer Zeit kriegerischer Wirren statt. Der Forscher hatte die ganze Zeit über unter dem besonderen Schutz des damaligen bucharischen Emirs auf dem rechten Drususfer in Wachan und Schugnan arbeiten können. Als er aber vom Bartang her über den Ddudipaß in Matraun einrückte, erklärte dort der Ortsvorsteher, keinen Auftrag zu haben, ihn zu unterstützen. Plussen machte kein langes Federlesen und schlug im Garten vom Hause des Vorstehers Lager. Die Bevölkerung nahm eine bedrohliche Haltung an. Fünfzig Leute, mit ungefügten einheimischen Flinten bewaffnet, rückten heran, ohne zunächst zum Angriff überzugehen. Der Däne ließ aus dem Gepäck eine kleine Burg bauen und wartete ab. Als sich nichts ereignete, schickte er sich an, von einigen seiner Leute etliche Sachen, die in der Nähe der feindlichen Gruppe liegengeblieben waren, holen zu lassen. Alsbald verwickelte einer der Dorfleute einen Diener in ein Handgemenge; dieser machte sich los, schuß, verfehlte aber sein Ziel. In der danach eintretenden Stille forderte Plussen die Angreifer auf, Frieden zu geben, sonst würde er diesen mit Waffengewalt erzwingen. Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, heftete er ein Stück Papier an einen Baum und feuerte aus einiger Entfernung eine Salve von Schüssen darauf ab. Dann ließ er die Leute sich über-



Pamir-Tadschiken aus Jashgulum auf der Wanderschaft.
Kleidung zusammengewürfelt. Instrumente: links Rebab (Rabob),
rechts Gischak (Rischjan)



Der blinde Barde



Typ eines Pamir-Tadschiken:
Mein bester Gewährsmann, Mahmat Scho. Gewand russisch



Typen der Ebene: Der dicke Hafis aus Isfara, usbekisch-tadschikischer
Mischling; daneben Tadschiken

zeugen, daß das Papier ebenso viele Durchschüsse aufwies, wie im Baum Geschosse steckten, was mit verlegendem Grinsen festgestellt wurde. Die Leute zogen sich schleunigst zurück, nicht ohne zu versichern, sie hätten im Dorf noch ein paar hundert Kanonen, und Angst kannten sie nicht.

Dieser Forscher ist nicht der einzige, der solche Erfahrungen mit den Tadschiken gemacht hat. Was er berichtet, hat große Ähnlichkeit mit den Erlebnissen, die lange vor ihm ein berühmter Pamirreisender gehabt hat. Ich meine den Jesuiten Benedict de Goës, der im Jahre 1603 den Pamir bereiste. Er ist der erste, der für die Bergtadschiken den Namen Galttscha überliefert, eine Bezeichnung, die noch heute hauptsächlich in englischen Quellen gebraucht wird.

Benedict kommt aus Indien und zieht über die Pamech- (Pamir-) Wüste nach Turkistan und China. Die Galttschas erwähnt er bald nach der Überschreitung des Hindukusch in dem heutigen afghanischen Badachschan. Noch heute sitzen dort verschiedene Stämme, welche dieselben oder nah verwandte altertümlische Mundarten sprechen wie die Tadschiken am Pamir. Monatelang wird die Karawane des Jesuiten, der er sich als persischer Kaufmann verkleidet angeschlossen hat, durch einen Aufstand der Galttschas in Schach gehalten.

Der Gouverneur einer kleinen Stadt in Badachschan will die Kaufleute zunächst dazu überreden, sich mit

seinen Truppen gemeinsam der Rebellen zu erwehren. Denn diese hätten keine Pferde und würden sie der Karawane sicherlich stehlen.

Kaum jedoch wird das Herannahen der Räuber gemeldet, da ergreift der Gouverneur mit den Seinen schleunigst die Flucht. Die Kaufleute machen aus ihrem Gepäck eine Burg und sichern sich durch Steine für den Fall, daß ihnen die Pfeile ausgehen sollten. Die Rebellen versuchen ihnen daraufhin eine Falle zu stellen, indem sie ihnen freies Geleit anbieten. Doch fallen die Kaufleute nicht darauf hinein. Es gelingt ihnen zu fliehen, allerdings müssen sie ihr Gepäck zurücklassen. Die Räuber nehmen davon, was ihnen paßt, und gewähren der Karawane nunmehr freien Abzug. Sehr hübsch heißt es in dem alten Bericht, Benedict habe nichts verloren als ein Pferd, und auch das habe er später im Tausch mit einigen Baumwolltüchern wiedererhalten. Doch leben die Reisenden in der leeren Stadt noch eine Weile in steter Sorge um ihr Leben.

Unerwartet kommt Hilfe. Der Landesfürst von Badachschan schickt seinen Bruder mit der Weisung an die Aufständischen, die Kaufleute frei ziehen zu lassen. Trotzdem wird die Karawane noch dauernd bezunruhigt.

„Als sich einmal auf diesem Wege der Bruder Benedict ein wenig aufgehalten hatte, stürzten sich vier Räuber auf ihn. Da nahm der Bruder seinen Turban aus indischem Gewebe, den er nach Art der armenis-

schen Kaufleute trug, und schleuderte ihn, so weit er konnte. Alle Räuber liefen nach dem Turban, jeder, um ihn sich zu sichern, und sich anstrengend, ihn zu erhalten, während der Bruder seinem Pferd die Sporen gab und aus ihren Händen entkam.

Dort führt ein Weg von acht Tagen, der sehr eng ist, und den sie Tengi Badachschan nennen, das heißt enger Weg von Badachschan, denn er ist sehr steil, und man kann nur einer hinter dem andern darauf gehen, und unten fließt ein großer Fluß bis zur Ankunft an eben dieser Stadt Badachschan.“

Von allen Pamirtadschiken sind die Schugnis, aus deren Sprachbereich wir kommen, besonders wegen ihres kriegerischen Charakters berüchtigt. In diesem Sinne spricht sich schon der chinesische Pilger Hsüen Tsang aus, der den Pamir im Jahre 643 n. Chr. bereist und sehr genaue Nachrichten über Land und Leute überliefert hat.

Den gleichen Ruf genießen die Schugnis nach den Ermittlungen des englischen Reisenden Sir Aurel Stein auf seiner letzten Expedition (1915) noch heute unter ihren Nachbarn, und er erklärt, selbst betroffen gewesen zu sein, als er nach dem recht „zahmen“ und unterwürfigen Volksstamm der Wachis in das Land der selbstherrlichen und obstinaten Schugnis eingetreten sei.

Wir stehen vor dem Abschied von den braven Bergtadschiken, der morgige Tag wird uns durch einen

hohen Paß von ihrem Lande scheiden. Um der Vollständigkeit des Bildes willen dürfen wir nicht unerwähnt lassen, welche Erfahrungen andere mit diesem Völkchen gemacht haben, mit dem wir trotz kleiner gegenseitiger Mißverständnisse immer recht gut ausgekommen sind.

Uns gegenüber sind die Leute mißtrauisch, sobald es sich um Geld handelt. Es ist anzunehmen, daß sie Grund dazu haben. Denn zur Zeit der Begs und Emire wurde nicht lange gefackelt, sondern für durchziehende Würdenträger kurzweg requiriert. Bei dem ungeheuren Abstand, den der Eingeborene vor dem Europäer empfindet, ist er offenbar stets darauf gefaßt, daß ihm auch heute noch Lasten und Leistungen ohne Bezahlung auferlegt werden, und er fühlt sich zu schwach, um dagegen aufzutreten. Die Ordnung und Regelmäßigkeit auf diesem Gebiet ist auch das, was die Leute an der neuen Zeit besonders preisen, das liegt ihrem einfachen Denken am nächsten.

Charakteristisch scheint mir eine kleine Begebenheit in Düschanbe, wo ich am Schluß meiner Reise mit Schülern einer Sowjetschule aus Schugnan gearbeitet habe. Da ich die Zeit der jungen Leute stark in Anspruch nahm, bat ich sie, auch um sie zu regelmäßigem Kommen anzuhalten, sich zu überlegen, wieviel ich ihnen für jede Stunde vergüten sollte. Die Jungen lehnten das einstimmig ab mit der Begründung, sie hätten durch ihr Schulinternat alles, was sie zum

Leben brauchten, darüber hinaus hätten sie keine Bedürfnisse.

Wären wir denselben Leuten in ihrem entlegenen Dorf begegnet, so hätten sie uns wohl mit eben denselben gemischten Gefühlen empfangen, wie sie ihre Landsleute uns gegenüber hegten; wobei wir aber nicht vergessen dürfen, der intellektuell und charakterlich hervorragenden wie des Odina zu gedenken, der von den üblichen Tadschikenschwächen frei war. Dadurch aber, daß die dauernde, bedrückende Not von diesen jungen Menschen genommen wird, können ohne Zweifel alle ihre Fähigkeiten in ganz andere Bahnen gelenkt werden, als es die heimatliche Umgebung vermag.

Der letzte Trägerpaß

So freundlich der letzte Tag unter Bergtadschiken verläuft, so ungünstig hebt der Abschied an. Gar zu gern würde ich unsern treuen Wesir noch als Grundstein der neu zu bauenden Trägerkolonne behalten. Aber ihn drängt's heim, und so scheidet er mit einer strahlend quittierten Extrabelohnung.

Zum Übergang nach Norden wird uns wieder einmal ein Paß weiter unterhalb empfohlen. Da dieser jedoch auf den Karten nicht verzeichnet ist, entscheiden wir uns für den unmittelbar über Dschamak aufsteigenden Weg über den Guschon-Paß. Wie wir

später feststellen, unterziehen wir uns damit ganz unnützerweise einer nicht geringen Strapaze. Die Leute haben recht ausgesagt, als sie uns den Guschon ersparen wollten. Aber wer vermag zwischen ihrer Paßfurcht und sachlicher Beratung stets genau zu scheiden!

Die Pferde werden beschlagen, und zu meinem nicht geringen Schrecken stelle ich hinterher fest, daß das meinige hinft. Das gebe sich, meinen die Leute.

Der Paßweg läßt sich anfangs gut an. Er ist für unsere nicht verwöhnten Ansprüche fürstlich gebahnt. Die Träger dagegen bummeln beharrlich in der offenbaren Absicht, mindestens noch einmal vor der Paßhöhe und womöglich noch ein weiteres Mal danach zu nächtigen, obgleich der Weg nach unseren Erkundigungen nicht viel länger als ein Tagesmarsch sein kann.

Die gefährliche Klippe der Faulheit ist, wie sich bald herausstellt, die letzte Alm unterhalb der Paßhöhe. Als wir lange vor den Trägern dort anlangen, geht es auf Mittag, so daß die Aussicht, noch am selben Tag hinüberzukommen, recht ungünstig ist. Mittag gilt den Leuten so viel wie Mitternacht.

Der Himmel bewölkt sich. Damit ist hier stets — das heißt, es ist ja nur selten im Sommer so — sofort ein fühlbarer Temperatursturz verbunden. Wenn wir hier bleiben und morgen in ein Schneetreiben auf dem Paß hineinkommen, so müssen wir umkehren und haben gleich eine Reihe von Tagen verloren. Also weiter, koste es, was es wolle.

Bleiben wir bei der Alm sitzen, so ist das ein Signal für die Träger, die Lasten abzuwerfen und sich zur Nacht einzurichten. Also gebrauchen wir einen Trick. Einer von uns geht mit den Pferden weiter, während der andere gemessenen Mutes die Faulenzer erwartet. Dieser andere bin ich. Auf die erstaunten Gesichter hin weise ich achselzuckend auf Redsummit, der sich bereits in weiter Ferne langsam aufwärts windet. Man fügt sich brummend in das Unvermeidliche.

Aber die Guten sollen doch Recht bekommen, wenn auch in einer Weise, die sie selbst nicht erwartet haben.

Unterhalb einer Schwelle, die wir zunächst für die Paßhöhe angesehen haben, ist Eis. Mein Pferd stürzt und ist trotz vieler Bemühungen nicht wieder auf die Beine zu bringen. Wir sind ein Stück vorausgestiegen und wollen gerade nach dem Weg Ausschau halten, als der Führer des zweiten Pferdes heraufkommt und uns die fatale Nachricht bringt.

„Wenn wir heute noch hinüberkommen wollen, müssen wir auf der Stelle weitergehen“, erklärt er. „Der Paß ist noch weit.“

Darüber hat uns der Augenschein inzwischen auch belehrt. Aber was tun? Wir können das Pferd doch nicht auf dem Wege liegenlassen! Der Mann erbieht sich, das andere Tier sofort hinüberzuführen, wir nehmen das gern an, damit überhaupt etwas geschieht.

Nach einer Weile der Ratlosigkeit und bänglichen

Wartens kommen zwei Träger herauf und melden, die Leute seien entschlossen, bei dem Pferd zu übernachten. — Dagegen ist nichts zu machen. Wir können nur anordnen, daß man wenigstens unsere Sachen heraufbringen müsse, da wir uns doch nicht auf den nackten Fels legen können. Die beiden Boten verfügen sich wieder hinab, während wir eine leidliche Lagerstelle ausfindig zu machen suchen.

Da stehen wir und räumen große, spitze Steine zur Seite, schleppen ein paar flachere zusammen und lauschen alle paar Augenblicke hinab. Wenn man uns hier sitzen läßt! Schließlich ist die Unglücksstelle nicht so weit von der bewußten Alm entfernt, daß die Träger nicht zur Nacht hinuntergehen könnten. Denn daß sie sich zu dem Tier aufs Eis legen werden, dünkt uns unwahrscheinlich. Andererseits — geradezu im Stich gelassen sind wir von den Tadschiken noch nie, und so hoffen wir, daß auch diesmal ein guter Stern über uns wacht.

Wir haben uns nicht getäuscht. Kurz bevor die Sonne naturgeschichtlich untergeht, steht die ganze Karawane mit den Lasten vor uns. Soweit ist alles gut. Aber der letzte Mann trägt meinen Sattel, das ist schlimm. Mein Pferd ist bald nach dem Sturz verendet. Ganz zweifellos hat der ungeschickte Schmied ihm die Nägel ins Fleisch getrieben.

Ich halte eine kleine Rede, hier sei ein Unglücksfall passiert, den niemand habe voraussehen können,

und wir stellten ihnen anheim, sich für die Nacht eine wärmere Schlafstelle zu suchen, auch wenn diese weiter entfernt sei und dadurch am folgenden Tag noch einmal ein Aufenthalt entstehen sollte.

Die Worte bleiben nicht ohne Eindruck auf die Leute, da sie von der Auszahlung eines halben Rubels extra für jeden begleitet sind. Holz gibt es hier oben nicht. Es würde uns auch nichts nützen. Unsere Töpfe befinden sich, wie wir mit Schrecken gewahren, in der Satteltasche des Pferdes von Summitbrand, und die Leute nehmen auf Reisen niemals welche mit. Wir sind deshalb nicht wenig erstaunt, als sie sich anschicken, vor unserm Zelt zu nächtigen. Ich erkläre nochmals, sie hätten jede Freiheit, deshalb könnten wir auch keine Verantwortung übernehmen, wenn sie hier frören.

Bergebens! Die Leute legen sich, wie sie sind, auf den nackten Fels. Der Duchtur mißt am nächsten Morgen 7,5 Grad unter Null.

Unangenehm ist an diesem Tage das Zusammenpacken der Sachen. Statt flugs die Hände zu rühren, stehen die Träger herum, und es dauert eine lange Zeit, bis wir loskommen.

Bald gelangen wir in die Sonne, da wird es schnell warm. Jedenfalls scheint es uns so. Auf der Paßhöhe mißt Summitbrand noch einmal 6 Grad unter Null.

Die Ruschankette hinter uns ist durch grauen Morgendunst verhängt. Sie sieht aus, als schlafe sie noch.

Die Wantschberge dagegen haben schon volles Licht. Nur ihre Gipfel sind in Wolken gehüllt. Im Thal unter uns weichen die Schatten. Nach Westen herüber dehnt sich ein breites Thal und dahinter strahlende Schneeberge. Nach dem Kompaß sind es das Drustal und die Berge von Badachschan, jenes weite Hochland, das kaum je von einem Europäer betreten, geschweige denn erforscht wurde.

Der Abstieg geht flott vonstatten. Eine zum Übernachten geeignete Stelle ist nah unterhalb der Paßhöhe, und wir wundern uns wieder einmal, weshalb die Leute nicht dorthin gegangen sind.

Tief unten stoßen wir auf eine Alm. Redsummits Pferd ist nicht mehr dort. Doch führen frische Spuren talwärts. So wird es hinabgekommen sein. Wir eilen hinunter und treffen den Mann mit dem Pferd in Guschon, das mit Kochar, der Hauptstadt des Wantschtals, so gut wie eine Stadt bildet. Es liegt auf diesem, Kochar dagegen auf dem nördlichen Ufer des Wantschflusses.

Unsere Träger folgen uns heute mit bemerkenswerter Schnelligkeit; wie sie zum Schluß bekennen, weil sie wieder auf einen halben Rubel extra gerechnet haben. Schleunigst entlassen wir die wahrhaft Teuren. Ein Stück der Berge — und ein Stück unseres Lebens scheint mit ihnen von uns zu scheiden.

Flach, „geöffnet“, wie man hierzulande sagt, liegt das Wantschtal vor uns, seit langer Zeit zum ersten-

mal wieder eine „Landschaft“. Im Hintergrunde, nach Osten zu, erheben sich schemenhaft die Vorberge des großen Zentralgebirges, deren Paßnamen in diesem Jahr hier in aller Munde sind. Schlanke Pappeln ragen aus Baumgruppen auf, die sich über die ganze Weitung von Kochar erstrecken. Dazwischen liegen, lauschig versteckt, Lehmhäuser mit den flachen Dächern.

Und wieder umfängt uns jene eigenartige Atmosphäre, die der Ebene von Turkistan das Gepräge gibt: dieses fast Gläserne der Luft. Wie wir zum Fluß herniedersteigen, ist es, als tauchten wir unter in Wärme und Frieden und Wohlsein. Ein stiller, zufriedigter Garten mit einem Häuschen inmitten südlicher Bäume jenseits des Wassers gemahnt an Böcklinsche Motive.

Rückkehr in die Zivilisation

H e r b s t

Wechselvoll und reich sind die Bilder, die unser noch warten, bis wir den turkistanischen Bergen für immer den Rücken kehren. Aber wir haben wenig Zeit mehr, uns ihrem Genuß voll hinzugeben. Redsummit, dessen Zustand sich teilweise wieder verschlimmert hat, drängt heim. Und auch ohne diesen Zwang könnte unseres Bleibens in diesem Land nicht lange mehr sein.

Wir schreiben in Nochar bereits den 18. September, und als wir erklären, dem Alten über einen Paß von Montblanchöhe, den Akbai Sitargi, entgegenziehen zu wollen, schüttelt man ablehnend die Köpfe. Der Übergang ist um diese Jahreszeit berüchtigt wegen seiner Eisspalten. Stoßen wir auf solche, müssen wir mit den Pferden unweigerlich umkehren, und auch wenn wir nur mit Trägern hinübergingen, ist der Erfolg nicht sicher.

Unter das Kapitel „Träger“ möchten wir aber gern endlich einen Schlußstrich setzen, wir finden, daß unsere Erfahrungen darüber vorläufig ausreichen. Deshalb folgen wir dem Rat der Kocharer und befördern die Lasten von nun an mit Eseln, bis wir im Chingoutal, wenn auch nicht den Häuptling selbst, so doch die in Aussicht gestellte Pferdekawane pünktlich treffen. Für mich erstehen wir dazu ein neues Reitpferd.

In kurzer Zeit sind unsere Arrangements getroffen, und längs des Wantschflusses geht's zur afghanischen Grenze, zum Pändsch, in mäßigem Gefälle hinab.

Der Weg am Pändsch, dem alten Druß entlang, führt vielfach durch enge Schluchten, über hohe Pässe, immer auf beschwerlichem Gelände, aber man kann ihn wenigstens zu Pferd zurücklegen.

Wie verschieden disponiert ist man aber an den einzelnen Tagen! Manchmal macht es einem gar nichts aus, in schwindelnder Höhe über dem Abgrund auf schmalem Hängesteg zu reiten und kaltblütig in die Tiefe zu schauen. Anderntags wieder zieht man es vor, abzustiegen, besonders beim Bergabwandern, wenn man es nicht schon aus Rücksicht auf die Pferde tut. Eine Nervenstärkung ist dieser Ritt aber allemal.

Störrischer als die Esel sind ihre Treiber. Wir merken, wieviel es ausmacht, längere Zeit an einer Stelle zu weilen, mit den Leuten vertraut zu werden und sie allesamt richtig „nehmen“ zu können. Jetzt

sind wir überall die Fremden, die man prellt, weil sie ja doch nicht wiederkommen und weil man glaubt, sie seien auf die Einwohnerschaft angewiesen. Beleidigte Kühle, wenn wir ihre Goldeier und ihre Edelpflaumen lächelnd abweisen und unsere Koffer öffnen. Immerhin werden wir mit den Leuten fertig, aber es kostet Zeit, die uns im Augenblick teuer ist, und Nerven, die wir uns bereits abgewöhnt zu haben glauben.

Erholung und Ruhe gibt es dafür im Chingoutal inmitten einer idyllischen, fruchtbaren Gegend, die gerade im Zeichen goldenen Erntesegens steht.

Gleichsam über Nacht ist es Herbst geworden. Über Äcker und Obstbäume schweift der Blick, über rieselnde Bäche und Bestände schlanker Weiden. Darüber die Hänge sind noch hoch hinauf geschmückt mit niedrigen Büschen, die jetzt bunt gefärbt sind. Das Gestein ist rosaviolett, frais, blau und braun. Ein zarter Schimmer verklärt das Ganze. Ab und zu glaubt man in den Hintergrund eines altniederländischen Heiligenbildes zu sehen.

Nordwärts führt unser Weg, über schneebedeckte Pässe, durch menschenleere Schluchten. Dann versinken die Berge hinter niedrigen Vorhügeln, und plötzlich befinden wir uns wieder auf der Steppe. Aber das Gras ist verdorrt, die Blumen sind tot — ein kalter Wind pfeift.

Auf der Ebene von Tuptschek, die durch eine Expedition unseres Alpenvereins kurz vor dem Krieg be-

rühmt geworden ist, überfällt uns Schneetreiben, ein mahrender Vorbote des nahenden Winters. Vor uns zieht sich eine lange Bergkette von nahezu gleichmäßigen Höhen hin, ohne Formenspiel, ohne Schneegipfel. Das ist das typische Bild der Alaiberge.

Hügelab, hügelab geht es in irgendeinem Winkel dieser Kette zu — den Weg wissen die Karawanenleute selbst nicht, obgleich sie ihn kurz vorher in gemüthlichem Bummel gezogen sind, oder vielleicht gerade deshalb nicht.

Unweit der Mündung der Muksuschlucht in das untere Maital stoßen wir auf das erste Dorf. Aber was ist das hier für ein merkwürdiges Bild!

Erst treffen wir auf einen Mann, welcher drischt, auf unsern Anruf antwortet er persisch. Ein Weilschen davon liegt eine Wiese mit Turten, die Weide wie kurz geschoren, schmutzig graubraun die Filzzelte, dazwischen viele rote Pünktchen: die Gewänder von Kirgisenfrauen, die einfarbiges leuchtendes Rot bevorzugen. Eine Unzahl prächtiger Pferde weidet. Goldene Morgen Sonne breitet sich über die zarten Pastellfarben des Bildes.

Nur eine Wegbiegung trennt uns vom trutzigsten Gegensatz zu dem allen: Dort liegen Lößhäuser im Stil der Ebene, geometrisch regelmäßige Figuren, rosarot von dem dazu verwendeten Boden dieses Landes. Neben den Wohnhäusern erheben sich sorgsam

geschichtete Heustapel. Unweit träumt ein helles Weidenwäldchen mit weidendem Vieh davor.

Was bedeutet das alles? Scheiden sich nicht die Reiche von Nomaden und Ackerbauern wie Feuer und Wasser?

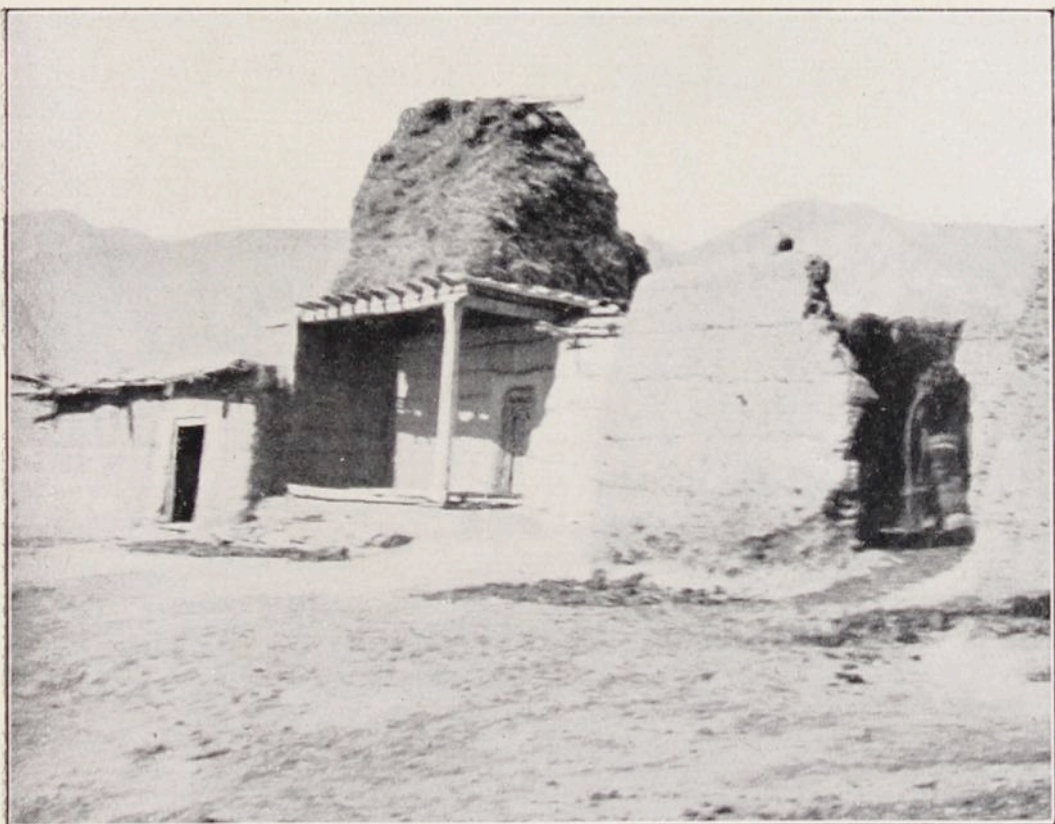
So ist es, und so ist es auch hier. Die Kirgisen sind von der Steppe her in die Bezirke der sesshaften Tadschiken eingedrungen. Sie sind mit ihrem starken wirtschaftlichen Übergewicht Sieger geblieben. Aber die Kultur der Unterlegenen haben sie übernommen. Hier und da behalten sie ihre Wohnform eine Weile noch bei. Aber der Geist dieses Landes ist Sesshaftigkeit, Häuserbau, Arbeit und Segen bestellter Äcker.

Zur Landeshauptstadt

Ein paar sonnige Herbsttage sind mir noch in diesem Land beschieden. Summitbrand eilt von hier aus nach Haus. Dafür sehe ich den Häuptling und einige der Kameraden noch einmal kurz wieder. — Dann trennen sich unsere Wege, und diesmal für immer. Die Expedition kehrt über einen weiter östlich gelegenen Paß vom Alaital aus in die Fergana-Ebene zurück. Ich dagegen wende mich westwärts und erreiche in wenig mehr als einer Woche Duschambe, die Hauptstadt von Tadschikistan. Mit einer Zahl von Pamirleuten, die sich dort zum Unterricht oder als Saison-



Unteres Alaital: Grenze von Sesshaftigkeit und Nomadentum.
Pflügender Kirgis



Feste Kirgizensiedlung im unteren Alaital



Die neue Zeit: Offener Basar in Düschembe



Festzug in Düschembe

arbeiter aufhalten, kann ich noch einige anstrengende, aber fruchtbare Wochen hindurch das Material aus dem Gebirge durcharbeiten, bis ich Ende November nach Taschkent und von da über Moskau nach Berlin heimreisen muß.

Ein kleines, schläfriges Tadschikendorf wie alle, schlimmer als andere wegen seiner Malariagefahren, das war Düschambe vor kurzem. Eine moderne europäische Großstadt ist im Werden, als ich den Ort besuche.

Der alte Basar ist eine russische Dorfstraße geworden. Als Markt wäre er jetzt viel zu klein. Deshalb hat man außerhalb der Stadt auf einem weiten Platz einen neuen Basar eingerichtet, wo die Händler teils nach alter ländlicher Sitte unter Sonnenzelten aus geflochtenen Matten oder in neuzeitlichen Markthallen und auf freiem Feld ihre Gegenstände feilhalten.

Das neue Wohnviertel ist weitläufig gebaut mit großzügigen Promenaden und elektrischem Licht. Solange, bis die Eisenbahn nach Termes an der afghanischen Grenze fertig ist, welche die Stadt über Buchara mit den großen mittelasiatischen Bahnlinien verbindet, vermittelt täglicher Autobusverkehr die Verbindung mit dem vorläufigen Ende der neuen Bahnstrecke. Ein regelmäßiger, tadellos funktionierender Flugdienst in Junkers-Flugzeugen mit Taschkent sowohl wie mit Kabul, der afghanischen Hauptstadt, besteht seit Jahren.

So sind wir denn glücklich — oder unglücklich — wieder in der Zivilisation gelandet. Oder sind wir nie ganz davon losgekommen — mit dem Bilderapparat, den ferganische Frauen für einen Schießprügel hielten, und mit der anderen, unheimlicheren Maschine, die tagelang ein ganzes Bartangdorf in Spannung hielt, weil sie alle seine Lieder fraß und keines mehr übrigließ?

Aber nicht nur wir brachten Europa mit uns. Sein Ruf hallte uns schon aus dem entlegensten Pamirtal entgegen. Einmal — Tagereisen weit entfernt von der nächsten Bahnstation — fanden wir bereits unsern Lehrmeister. Vor dem üblichen Wortgemenge über die täglichen paar Handvoll Pferdefutter examinierte uns der Dorfschreiber:

„Wie viele Einwohner hat England? Und wißt ihr auch, was es an Fabriken in Germania gibt?“

Vom Orient zu uns

Alte Kultur, moderne Zivilisation, die Welt von gestern und die Welt von morgen — sie liegen im Herzen Asiens in diesem Augenblick in hartem Ringen. Wie dieser Kampf ausgehen wird, der nicht eine interne Angelegenheit Asiens oder Rußlands ist, sondern den die ganze Welt mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt, weiß zur Stunde niemand zu sagen.

Das zu entscheiden ist auch nicht Sache der Wissenschaft, die, wenn sie echt ist, immer Theorie, das heißt Schau, Beobachtung, bleiben muß und dadurch immer der Praxis, dem werktätigen Mitarbeiten an der Lösung der Gegenwartsprobleme, über- oder unterlegen bleibt, je nach dem Standpunkt, den wir zu den Dingen einnehmen. Deshalb versuchten die vorstehenden Blätter nicht nur einen Eindruck von der Uner schöpfllichkeit der Probleme zu vermitteln, die hier der Lösung harren, sondern auch von dem zu künden, was es sonst noch dort gibt, von der Andersgeartetheit und dem eigenen Frieden orientalischen Geistes, von der Gebärde des blinden Barden und dem zarten Duft des Volksliedes aus dem Gebirge, von der Erhabenheit der Prunkbauten im alten Samarkand zu Preis und Ehre der Gottheit — bis zu der stillen Abgeschiedenheit des einfachsten Hauses auf dem ferganischen Lande. Für mich selber, das bekenne ich offen, ist das Erlebnis eben dessen, was es sonst noch dort gibt, ebenso stark und entscheidend gewesen wie die Fülle dessen, was ich schwarz auf weiß mit nach Hause bringen durfte, und ich glaube, daß diese Erfahrung auch zum wissenschaftlichen Verständnis des mitgebrachten Materials unlöslich mitgehört.

Trotz der kurzen Zeit, die wir in der Ebene unter Tadschiken weilen konnten, hatten wir einen tiefen und zu Herzen gehenden Eindruck von ihrer Gastfreundschaft, Ehrlichkeit und Frömmigkeit. Allerdings

verlor bei näherer Betrachtung manches für uns den Nimbus von Geistigkeit, den der Fremde zunächst wohl zu stark in dem allen sieht. Wir gewahrten, daß diese „orientalischen“ Tugenden ihre Rehrseite haben, oder doch, daß wir auf solche gefaßt sein müssen. Aus Gastlichkeit wuchsen uns Ansprüche an den Fremden entgegen, aus Ehrlichkeit Beschränktheit, aus Frömmigkeit Prahlucht und Furchtsamkeit.

Danach lernten wir Einfachheit und Unbildung kennen. Da fielen auf einmal alle diese Gegensätze ab, und wir tauchten hinein in ein Empfindungsleben, an welchem noch keine intellektuellen Konflikte gemodelt hatten und dem wir uns in dem Einfachsten und vielleicht Besten und Kindlichen in uns seltsam nahe fühlten.

Was wir als bleibenden Eindruck von unserm Leben unter den Pamirtadschiken behalten, ist diesem Bild recht nahe. Dadurch ergänzen und bestätigen sich die Beobachtungen. — Die Bewohner des Gebirges leben fern von Bildung und städtischer Zivilisation. Die Religion, zu der sie sich bekennen, scheint wie spurlos an ihnen vorübergegangen zu sein. Im Mittelpunkt ihrer jenseitigen Gedanken steht allerhand Aberglaube, er fesselt sie an die Geistlichen und gibt ihnen mehr eine ehrfürchtige Scheu vor der Religion als ein inneres Verhältnis zu ihr.

Der unentwegte harte Kampf ums Dasein stellt sie im übrigen durchaus diesseitig ein. Geld, Frauen, in

den tieferen Gegenden auch Opiumrauchen sind die Inbegriffe ihrer Sehnsucht, denen sie sich ohne viele Skrupel hingeben.

Und doch ist ihre Art alles andere eher als roh. Eine ausgesprochen künstlerische Veranlagung läßt sie Geistiges durchaus achten und Schönheit leidenschaftlich lieben.

Drücken wir das alles aber mit unsern glattgeschliffenen Begriffen aus, so laufen wir wieder Gefahr, das Bild zu verzerren. Wir werden eben doch nie wirklich verstehen, wie der weiße „Genosse“ für die armen Teufel zugleich „Bruder“ und „König“ sein konnte. Für sie jedenfalls lag darin kein Gegensatz.

Wenden wir uns noch einmal zu den Freunden in der Dase zurück. Vielleicht gingen wir beidemal in die Irre, zuerst als wir ihre Tugenden bewunderten, und ebenso sehr, als wir ihre Schwächen rügten. Für uns ist eine deutliche und unverrückbare Grenze dazwischen, einen Menschen froh und zufrieden zu machen und ihm gesinnungslos zu schmeicheln oder ihn feig und verschlagen zu belügen. Was die Grenze bestimmt, nennen wir Charakter, und das bedeutet für uns, daß, wer die Grenze nicht hat, charakterlos sei.

Aber die Menschen, die ich dort kennenlernte, hatten auch ihre Bindungen, ihre Gesetze, ihre Grenzen, nur lagen sie anders. Macht man den Gast nicht „froh und zufrieden“, wird er „entrüstet“ — so möchte ich den stehenden Ausdruck dafür übersetzen —, und das ist

ein so ungeheuerlicher Vorwurf für den Gastgeber oder den Untergebenen, daß alle Gewissensbedenken unserer Art dagegen verblasen. Nicht selten verfocht in der Unterhaltung einer meiner Freunde plötzlich mit Überzeugung das Gegenteil von dem, worauf er einen Augenblick vorher bestand, nur weil er inzwischen gemerkt hatte, daß mir seine ursprüngliche Ansicht widerstrebte. Aber das ist nichts, ich erlebte Schlimmeres, will sagen Stärkeres, und wurde inne, wie meinem Gegenüber Lüge zur Selbstverständlichkeit und zur Moral wurde.

Viele Reisende berichten Ähnliches. Aber wir sind, glaube ich, viel zu schnell bereit, dem Orient gegenüber entweder zu missionieren oder zu kapitulieren, anstatt des einen, das uns allen not ist — ihn kennenzulernen.

Ende

Erklärung der häufiger vorkommenden fremden Namen und Ausdrücke

(Die Umschrift der Fremdnamen wurde um leichter Lesbarkeit
willen nach Möglichkeit vereinfacht.)

Ab, Du = Wasser, Fluß.

Alak, Alak = „Sommerort“, Alm.

Albai Sitargi = Paß von Sitarg (Ort im Wantschtal).

Alai = Gebirge und Thal nördl. des Pamir.

Amu-Darja = heutiger Name für den Unterlauf des Oxus.

Arba, Araba = zweirädriger Karren.

Bachsch (Bakschisch) = Geschenk.

Badachshan = Landschaft an beiden Ufern des oberen Oxus.

Bagn (Ubagin) = Dorf im oberen Jaszgulantal.

Barnawat = Dorf im oberen Jaszgulantal.

Bartang = Fluß und Landschaft im Westpamir.

Basar = Markt.

Basid = Dorf am Bartang.

Basmatshi = Freischärler.

Beg (Bey) = Teilsfürst.

Bordoba = s. Por-töbe.

Buchara = Hauptstadt des ehemaligen gleichnamigen Emirats.

Chalat = Übergewand.

Chalifa („Khalif“) = im Pamirgebiet niederer Geistlicher.

Chingou-Val = Val in den Vorbergen des Pamir.

Chordschin, Churdschin = „Sattelbeutel“, Paß zwischen Bartang
und Jaszgulam.

Chorog = Ort in Schugnan.

Dara, Dära, Dere = Tal.

Dargilik = Sehnsuchtslied.

Darja, Derja = Fluß.

Daru = Heilmittel.

Dschamak = Dorf im Jasgulamtal.

Duchtur = Doktor.

Düschambe = „Montag“, Hauptstadt von Tadschikistan (heute Stalin-abad).

Emir = Fürst.

Fedtschenko-Gletscher = Gletscher im westlichen Pamirgebiet, 77 km lang.

Fergana = Tal des oberen Sir-Darja.

Fuschafusch machen = keuchen, stöhnen.

Galtscha = Berg-Tadschik.

Gardan = Nacken, Paß.

Gülschä, Gultscha = Ort im Alaigebirge.

Gunt = südlicher Parallelfluß des Bartang.

Guschon = Ort im Wantsch-Tal.

Hsüen Tsang = chines. buddhist. Pilger des 7. Jhs. n. Chr.

Ischan = hoher Geistlicher.

Ischkaschm, Ischkaschim = Ort am südlichen Drusknie.

Ischkaschmi = Bewohner und Sprache von Ischkaschm.

Japschorf = Sommersiedlung am Bartang.

Jasgulam = nördliches Paralleltal des Bartangtals.

Jasgulami = Bewohner und Sprache von Jasgulam.

Jarartes = alter Name für den Sir-Darja.

Jurte = Wanderzelt.

Kalam = Schreibstift.

Kalla, Kala = Festung.

Kand, Kent = Stadt.

Kara-ful, Kara-köl = „schwarzer See“, See auf der Pamirhochfläche.

Karawan-baschi = Karawanenführer.

Kirgis = ein Türkstamm.

Kischlak = „Winterort“, Dorf.

Kisil = rot.

Kisil-agin = Berg im Transalai.

Kisil-art = „roter Paß“, Paß im Transalai.

Kisil-bel = „roter Paß“, Paß auf dem Pamir.

Rißl-togai = „roter Wald“, Alm am unteren Tanimas.
 Röl-dschar = „grauer Abhang“, Schlucht des Westpamir.
 Kooperativ = Genossenschaftsladen.
 Kopeke = kleinste russische Münze, etwa 2 Pfennig.
 Kudara, Ghudara = Fluß und Ort im westlichen Pamirgebiet.
 Kurbon-, Kurban-Fest = mohammedanisches Opferfest.
 Kurgan = Hügel, Festung.

Langar = Ort in Wachan.
 Lap-lasar = „Viel Eis“, Berg bei Droschor.
 Li = chines. Längenmaß, s. S. 104, Anm. 1.
 Löß = Lehmerde.

Magier = Anhänger der altiran. Religion.
 Marco Polo = venezianischer Reisender des 13. Jahrhunderts.
 Masar = Heiligengrab.
 Mädräsä, Medrese = geistliche Hochschule.
 Matraun = Dorf im unteren Jasgulamtal.
 Minar, Minar = Minarett, Moscheeturm.
 Ming-baschi = „Herr über Tausend“, Vorsteher.
 Muk-su = Abfluß des Fedtschenko-Gletschers.
 Mulla, Molla = Geistlicher, Gelehrter.
 Murg = Vogel, Huhn.
 Murg-ab = Quellfluß des Bartang.
 Mus-kol = „Eisberg“, Gebirge auf dem Pamir.

Nikolai = Nikolaus, russischer Kaiser.

Obudi = Paß zwischen Bartang und Jasgulam.
 Droschor = Ort am oberen Bartang.
 Dsch (Utsch) = Stadt im östlichen Fergana-Tal.
 Dwring = Hängesteg.
 Drus = alter Name für den südlichen der beiden Hauptflüsse Turfistans.

Pamech, Pamer, Pomilo = Pamir.
 Pamiri = Pamirbewohner.
 Pamirski Post = Ort auf dem Ostpamir.
 Pändsch = heutiger Name für den Oberlauf des Drus.
 Pik Lenin = Gipfel der Transalai-Kette, 7130 m.
 Pilau (Plow) = Reisgericht.
 Por-töbe (Bordoba) = „grauer Berg“, Ort im Transalagebirge.

Pul = Geld.

Pul = Brücke.

Puli fangin = steinerne Brücke.

Rafik, Refik = Genosse.

Rebab, Rabob = Art Laute.

Redschist = Ort in Schach-Dära.

Registan = Marktplatz.

Rochar, Rochars = Stadt im Wantschtal.

Ruschan = Landschaft an der Bartang-Mündung.

Samar kand = Hauptstadt von Usbekistan.

Sareds = untergegangenes Dorf am Murgab.

Sari-kol = Landschaft im östlichen Randgebirge des Pamir an der chinesisch-russischen Grenze.

Schach-dära = Seitental des Gunttals.

Schugnan = Landschaft am Gunt.

Schugni-Gruppe = Sprache der Landschaften Schugnan, Ruschan, Bartang und Droschor.

Schahi-sindä = „lebendiger König“, Fürstengräber in Samarkand.

Scheitan, Schaitan = Satan.

Schurni = Held eines verbreiteten Liedes der Schugni-Gruppe.

Selam, Selamet = Friede, Gruß.

Serail, Sarai = Ausspann, Gasthof.

Shang-mi = Landschaft südlich des Hindukusch, wohl das heutige Mastudsch.

Sipändsch = Ort am mittleren Bartang.

Sir-Darja = Hauptfluß der westturkistanischen Ebene, s. Jaxartes.

Skythen = iranische Nomaden Südrußlands im Altertum.

Stan = Ort, Land.

Su = Wasser, Fluß.

Sung Nün = chinesischer Gesandter des 6. Jahrhunderts n. Chr.

Swastika = Hakenkreuz, altind. Glückssymbol.

Tadschik = in Turkistan eingeborener Iranier.

Tadschiki = Sprache der Tadschiken.

Tadschikistan = Sowjetrepublik in Mittelasien, etwa das ehemalige Mittel- und Ostbuchara.

Takla-makan = Wüste von Chines. Turkistan.

Taldik = Paß im Alaigebirge.

Tamerlan = d. i. Timur Leng, der lahme Timur, s. d.

Tang, Teng = eng.

- Tanimas = Oberlauf des Kudaraflusses.
 Tash = Stein.
 Tashkent = größte Stadt von Sowjet-Mittelasien.
 Tashkurgan = Dorf am Kudara.
 Tashkurgan = Ort in Sarikol.
 Tamascha, Tamasha = Angucken, Schauspiel.
 Tenga = kleine Münze, 15 bzw. 20 Kopeken.
 Terek = Verkehrspfad zwischen Fergana und Chinesisch Turkistan.
 Timur = „Eisen“, asiatischer Herrscher des 14. Jahrhunderts mit der
 Residenz Samarkand.
 Transalai = nördl. Randgebirge des Pamir.
 Tschand pul = Wieviel Geld?
 Tschedub = Dorf am Bartang unterhalb Droschor.
 Tschoi, Tschai = Tee.
 Turkistan = „Land der Türken“, Mittelasien.

 Usbek = Türkstamm in Turkistan.
 Usbekistan = Sowjetrepublik in Mittelasien.

 Wachan = Landschaft am Oberlauf des Oxus.
 Wachi = Einwohner und Sprache von Wachan.
 Wantsh = Seitental des Oxustals nördlich von Jasgulam.
 Waruch = Dorf südlich von Jsfara.
 Wesir = Minister.

 Zoroaster = Zarathustra, altiran. Religionsstifter.

Verzeichnis der Kartenskizzen

(Die Übersichtskarten dieses Buches wurden von dem
Kartographen Herrn Scholz in Berlin gezeichnet.)

	Seite
Die Pamirgebiete (mit Reiseweg des Verfassers)	6
Lage des Pamir	11
Bevölkerung der mittelasiatischen Sowjetrepubliken	19
Wirtschaftsformen der Pamirgebiete	115

Verzeichnis der Abbildungen

(Die Sowkino-Aufnahmen entstammen sämtlich dem Film
„Das Dach der Welt“.)

	zwischen Seite
Buchara mit Turm des Todes. Aufn. Völkermuseum Berlin	} 16 – 17
Samarland: Schahisindä. Aufn. Völkermuseum Berlin	
Dorf in den Steppen-Vorhügeln des Pamir. Aufn. Nidmers	
Pferdebasar in Düschanbe. Aufn. Lenz	} 32 – 33
Tadschikenfrauen beim Brotbereiten. Düschanbe. Aufn. Lenz	
Tadschikenfrauen im Feststaat. Düschanbe. Aufn. Lenz Tadschikenknabe beim Baumwollauslösen. Düschanbe. Aufn. Lenz	
Bucharische Kinder. Aufn. Lenz	} 80 – 81
Unter dem Sonnendach eines Basarstands in Düs- chanbe. Aufn. Lenz	
Blick in ein Basarzelt. Düschanbe. Aufn. Lenz	
Stall eines Tadschikenhauses in Düschanbe. Aufn. Lenz Hof eines Tadschikenhauses in den Vorbergen des Pamir. Aufn. Lenz	
Alaital. In der Mitte des Hintergrundes Pik Lenin (7130 m). Aufn. Finsterwalder	} 96 – 97
Fedtschenkogletscher. Aufn. Finsterwalder	

	zwischen Seite
Blick in die westlichen Abflusstäler des Pamir. Aufn. Finsterwalder	} 128 — 129
Alm der Pamir-Tadschiken. Aufn. Sowkino	
Felszeichnung der Pamir-Tadschiken: Jagdszene. Aufn. Sowkino	
Dorf der Bergtadschiken. Aufn. Rickmers	} 144 — 145
Dreschen der Pamir-Tadschiken. Aufn. Sowkino	
Lastträger. Aufn. Sowkino	
Pamir-Tadschik beim Ausblasen eines Ziegenbalges zum Flößen. Aufn. Sowkino	} 272 — 273
Flöße aus aufgeblasenen Ziegenhäuten. Aufn. Sowkino	
Hängeleitern der Pamir-Tadschiken. Aufn. Sowkino	
Hängestege. Aufn. Sowkino	} 288 — 289
Der Freier der „entlaufenen Frau“. Aufn. Sowkino	
Tanzspiel der Pamir-Tadschiken: Pferdereiter. Aufn. Sowkino	
Spinnender Pamir-Tadschik. Aufn. Sowkino	} 320 — 321
Pamir-Tadschikin beim Opiumrauchen. Aufn. Sowkino	
Pamir-Tadschiken aus Jasgulam auf der Wanderschaft. Kleidung zusammengewürfelt. Instrumente: links Nebab (Nabob), rechts Gischak (Nischjan)	
Der blinde Barde	} 336 — 337
Typ eines Pamir-Tadschiken: Mein bester Gewährsmann, Mahmat Scho. Gewand russisch	
Typen der Ebene: Der dicke Hasis aus Isfara, usbekisch-tadschikischer Mischling, daneben Tadschiken	
Unteres Maital: Grenze von Seßhaftigkeit und Nomadentum. Pflügender Kirgis	} 336 — 337
Feste Kirgisensiedlung im unteren Maital	
Die neue Zeit: Dsfener Basar in Düschanbe	
Festzug in Düschanbe	

Inhaltsverzeichnis

Die Deutsch-Russische Pamir-Expedition	5
Organisation. Ausrüstung. Reisetage und -berichte.	
Pamir, der Völkerriegel Asiens	9
Wo liegt der Pamir? Geographische Gliederung von Asien. Die Steppen Innerasiens. — Welche Bedeutung hat der Pamir? Kampf um die Oasen. Handel. — Wer wohnt am Pamir? Politische Stellung des Pamir. Die Türken. Die Tadschiken.	
Quer durch die Sowjetunion.	
Die Hauptstädte. Leningrad. Sibirische Kunst. Moskau	22
In Asien. Russische Landschaft. Steppen und Löfländer	25
In der turkistanischen Oase.	
Zwei Städte eines Namens. Neu- und Alt-Taschkent. Basar. Volksgeschmack. Männer- und Frauenkleidung. Volkstypen. Schulen. Ahnung vom Orient. . .	28
Dorf im Ferganatal. Mittelasiatische Eisenbahn. Ein Hafensuß. Morgen auf dem Lande. Tee und Brot. Tulpen. Nach Isfara. Tee- und Speisehäuser. Basar. Der Vorsteher	34
Masar. Mein Zimmer. Morgentoilette. Frühe Gäste. Ausflugsort. Tänze. Gesänge. Pilau. Heiligengräber. Frauen vor der Kamera	43
Bei den Mullahs. Moschee. Gastfreundschaft	51
Sehenswürdigkeiten. Im Teehaus. Meine Freunde. Wundermären. Basmatschis. Droschkenführer. Panne. Felsinschriften. Streik. Turkistanisches Wohnhaus. Salomonisches Urteil. Frömmigkeit. Magiergräber. Tropfsteinhöhle. Den Räubern entronnen	53
Gastgeschenke. Mein Führer. Die Gewährleute. Bettelgängen. Abschiedsbesuch	67

Die Perle von Turkestan. Ruinen von Samar- land. Serail. Vor den Toren der Stadt. Malerisches Weltstadt. Nach Buchara. Straßenleben. Architektur.	71
Die Stadtmauer. Basar. Das neue Buchara	75
Wieder im ländlichen Frieden. Fremde Freunde. Volksprache. Kinderlieder. Klagegesang. Orientalische Seele. Der Narr	82
Europäisches. Meine Sprechmaschinen. Sowjetschüler	90
Zum Mittelpunkt von Himmel und Erde.	
Auf den Seidenstraßen des Altertums. Alaiberge. Alaital. Transalai. Die Steppe. Kirgisische Nomaden.....	94
Über die Transalai-Kette. Bordooba. Marco Polo. Pamirplateau. Hsüen Tchang	100
Karakul. Abend am Seeufer. Wüstenei. Eine Begeg- nung. Ein Erlass des Landespräsidenten	105
Dem sagenhaften Gebirge entgegen. Süd- wärts. Abseits der großen Pamirstraße. Erschließung des Zentralgebirges	109
Kinder der Berge	
Erste Begegnung mit „Pamiris“. Die west- lichen Täler. Weißbärte aus Droschor. Meine Begleiter. An der Grenze der Seshhaftigkeit. Frauen. Studien mit Hindernissen. Höflichkeit	114
Von Wasser, Steinen und Erde. Temascha. Ein Vornehmer. Flußübergang. Vor der Tür des Vor- stehers. Tschoi. Erdwohnungen. Marco Polo. Sung Yün über Wachan. Höhlengeschichte. Märchenstil	124
Poesie und Prosa. Erdbebenspuren. Transportschwie- rigkeiten. Gesang zur Laute. Dargilik. Tschand pul? Die verlorene Mühe	134
Über die Steinerne Brücke. Rückkehr der Pferde- karawane. Esel. Steilschlucht. Tschakurgan. Zahlungsnot. Am Bartang entlang. Scheitans. Überschwemmungen. Kultstätten	145
Ankunft in Droschor. Die Ebene von Droschor. Unsere Bedienung. Geschäfte. Der Dorfschreiber. Reich- tümer	156
Der Hammel. Viehmarkt. Preispolitik. Tadschiken- schuhe. Almensitten	161

Der Moscheeplatz. Unser Diener. Autorität. Der Reisesser. Männer- und Frauenarbeit. Mein Zelt. Vom Waschen. Als Wirt. Sängers Lohn. Schreibers Kreuz. Essensorgen. Nachmittag. Die Geistlichen. Wurm. Lohnforderungen. Liebeswerben. Inflation. Die Reihe. Ackerwirtschaft. Sung Yün	165
Geschichten von Feindschaft und Liebe. Verspätete Lieferung. Zubereitung eines Hammels. Kalla. Inneres der Häuser. Baschurf und der Mingbaschi. Notdurft. Abdulnasar und der Schreiber. Märchenerzähler. Die Kerze. Literarisches Schaffen. Schurni. Die verheiratete Frau. Liebesverhältnis	187
Feste. Hochzeit. Dina. Wie Gulamsen ein Weib nahm. Ehekandal. Gastlichkeit. Der fürsorgliche Diener. Masar. Von Königen. Bildung. Volksfeste	205
Heuernte. Boten nach Tanimas. Baschurfs Abschied. Volkstümliche Überlieferung. Beeinträchtigte Schönheit. Strümpfe. Läuse Tod. Verproviantierung. Auf dem Felde. Die Mahd. Tadschikenspeise. Geburt und erste Schritte des Kindes. Kopffest. Beschneidung	218
Ausflug nach Japschorf. Die Rivalen. Sommerfiedlung. Flöße. Die Kleinen. Alte Bekannte. Der Diener der Könige. Das Buch. Ein Hanswurst. Tänze	233
Unruhe und Aufbruch. Der Mingbaschi. Bote nach Chorog. Reisevorbereitungen. Hindernisse. Totenbräuche. Leichendämon. Neue Zwischenfälle	242
Das große Gepäck. Trägerleistung. Treiberstreik. Lohnfragen. Die Pferde. Kleiner Betrug	252
Als Karawanbaschi	
Der Paß. Widersprechende Auskünfte. Kunde von jenseits der Berge. Jasgulamis. Unsere Wunderkisten. Mein Labor. Abreise	258
„Zum Bartang geh nicht!“ Der unvermeidliche Troß. Hängestege. Rezept gegen Zahnweh	267
Unglücksfall. Hiobspost. Dinas Mission. Rückkehr. Dem Kameraden zu Hilfe. Das Unglückslager. Besserung	272
Erbetene Gäste, die hier unerwünscht. Dinas Klugheit. Weitgereiste Karawane. Pflege. Der Wachi. Der Mann aus Ischkaschm	279
Abschiedsfeier. Neue Pläne. Die entlaufene Frau. Tanzlieder. Zaubermittel. Grenzen der Forschung	286

Der Wesir meiner rechten Hand. Letzte Rüstungen. Trennungsschmerzen. Erprobte Kniffe. Wesirs Rückkehr. Falsch und richtig geleitete Briefe. Felszeichnung. Doktors Dank. Passgebet	291
Der Berg „Biel-Eis“. Mit Tadschiken auf dem Gletscher. Der letzte Bote. Eis. Geröll. Auf dem Chordschin. Passentdecker. Freigebigkeit	297
Durch unbekannte Täler. Schwieriges Fortkommen. Brotbacken auf der Reise. Brückenbau. Ernte. Mühle	304
Meister Ddina. Oberstes Dorf in Jasgulam. Der Schmied. Gastliches und Ungastliches. Charaktere. Literatur. Trägerwerbung. Wood. Führer ohne Schuh	308
Über die Hängestege von Jasgulam. Unpassierbare Schlucht. Pferdeschwenne. Dasen in der Ode. Unsere Burg	316
Erfahrungen anderer. Dlussens Kampf. Benedict de Gods. Rebellen. Hsüen Tsang. Aurel Steins Urteil. Soziale Umschichtung	319
Der letzte Trägerpaß. Wegewahl. Klippen der Faulheit. Pferdeunfall. Notlager. Tadschikenlogik. Landschaft des Wantschtals	325
Rückkehr in die Zivilisation	
Herbst. Zur afghanischen Grenze. In reicheren Gefilden. Seßhafte Kirgisen	332
Zur Landeshauptstadt. Auflösung der Expedition. Düschanbe. Europäischer Import	336
Vom Orient zu uns. Kulturkrise. Volkscharakter der Tadschiken. Unsere Orientferne	338
Erklärung der häufiger vorkommenden fremden Namen und Ausdrücke	343
Verzeichnis der Kartenskizzen	348
Verzeichnis der Abbildungen	348



Dieses Werk ist eine Veröffentlichung der

Deutschen Buch-Gemeinschaft

6 m b 5

Wien

Berlin SW 68

New York

Alte Jakobstraße 156/157

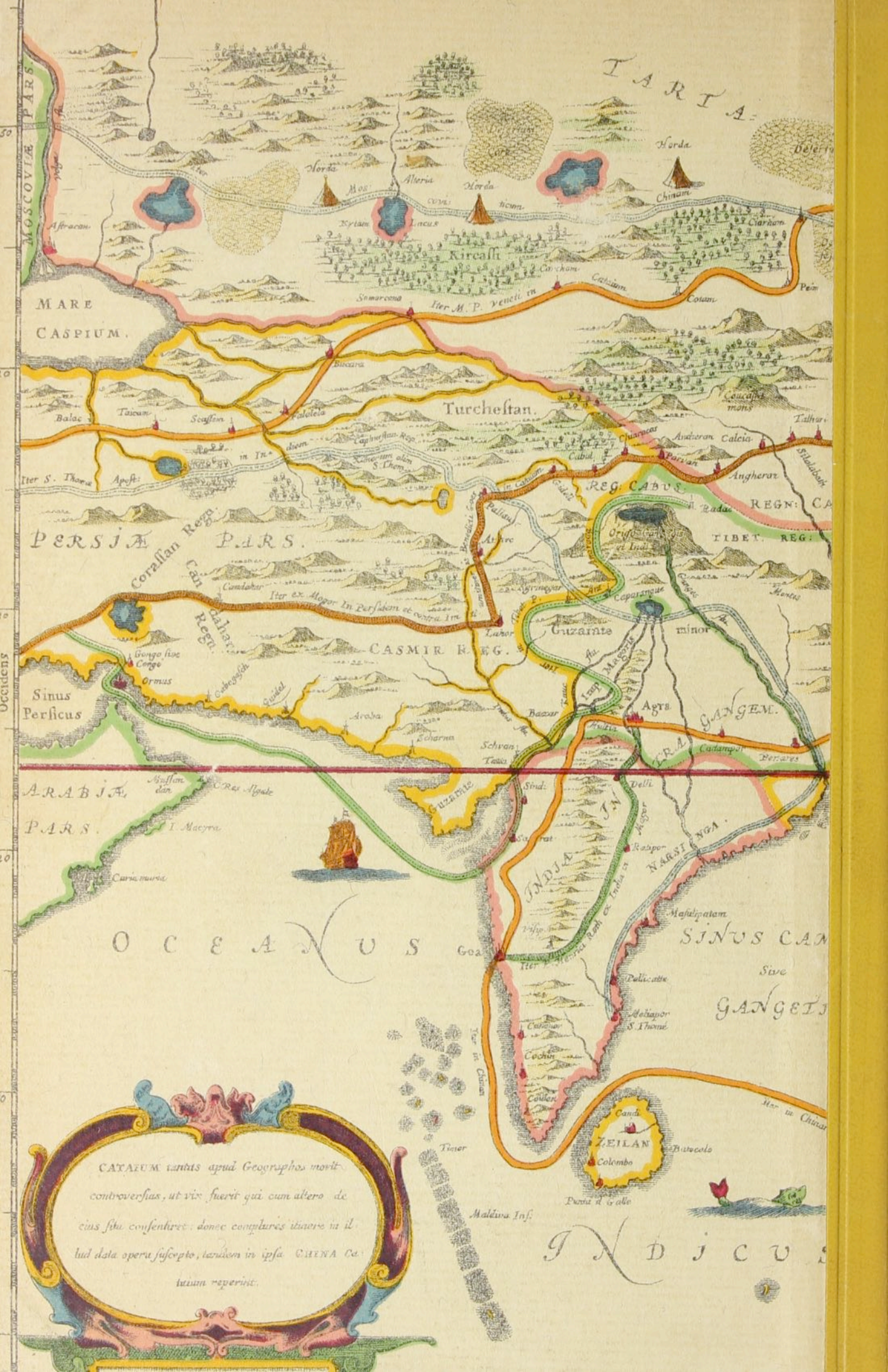
Guten und doch billigen Büchern in vorbildlicher Formgebung und bester Ausstattung den Weg in alle Schichten unseres Volkes zu bahnen, ist die Aufgabe der Deutschen Buch-Gemeinschaft. Sie erreicht dies durch Herstellung und Vertrieb in eigenem Wirkungsbereich

Jedermann wird durch Beitritt zur Deutschen Buch-Gemeinschaft die vorteilhafteste Gelegenheit gegeben, sich unter neuen Bezugsformen eine eigene und wertvolle Hausbibliothek anzuschaffen.

Ausführliche, reich illustrierte Werbeschrift wird auf Wunsch kostenlos zugesandt



Druck von
A. Gehdel & Cie. Aktiengesellschaft
Berlin SW 61



INDICA

MOSCOWIAE PARS
MARE CASPIUM

PERSIAE PARS

ARABIA PARS

OCEANUS

SINUS CAMBAYENSIS
SIVE GANGETICUS

INDICUS

CATAEUM tantis apud Geographos movit
controversus, ut vis fuerit qui cum altero de
eius sibi consentiret, donec conpures itare in il
lud data opera suscepto, tandem in ipsa CHINA Ce
lurum reperit.